

Bilder aus der Südsee

Heinrich Schnee





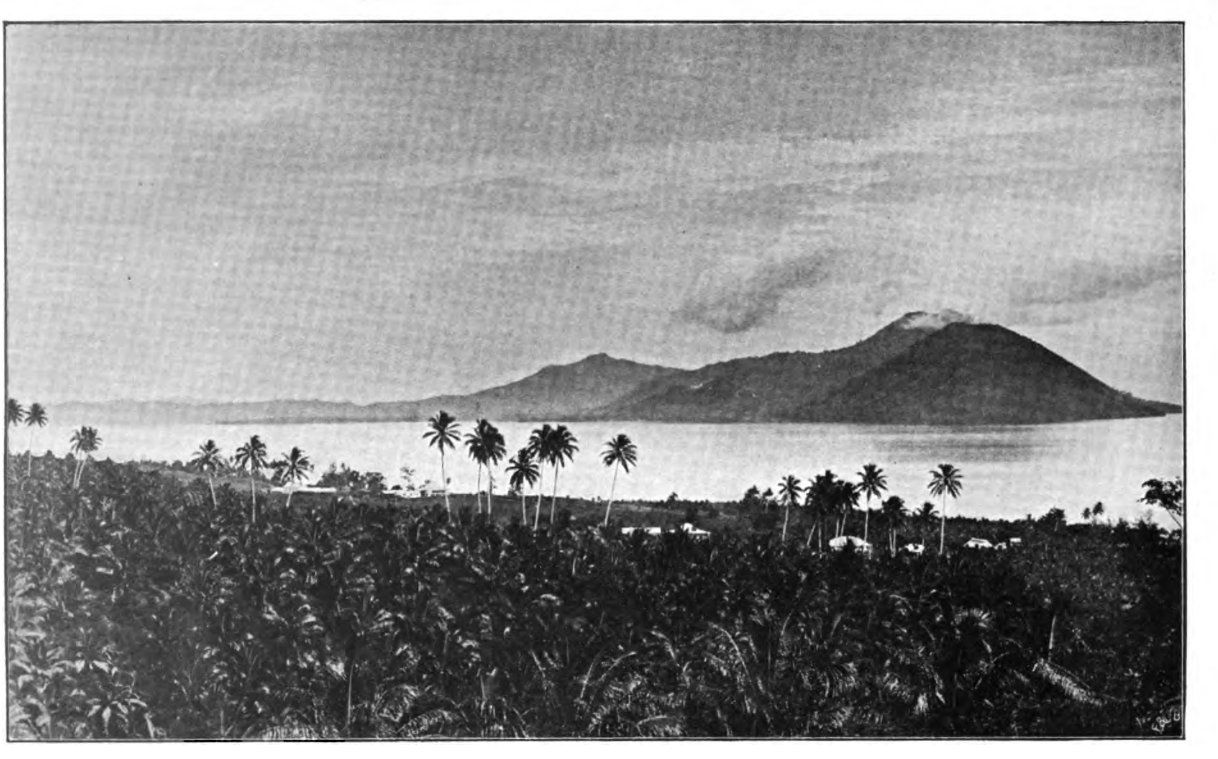


Abb. 1. Blick von Herbertshöhe auf die Vulkane „Mutter und Töchter“.

Bilder aus der Südsee.

Unter den kannibalischen Stämmen
des Bismarck-Archipels.

Von

Dr. Heinrich Schnee
früher Kaiserl. Richter in Deutsch-Neu-Guinea.

Mit 30 Tafeln
enthaltend 37 Abbildungen nach Originalaufnahmen
und einer Karte.



Berlin 1904.
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen.)

Meiner Frau

gewidmet.

Vorwort.

Ich habe in diesem Buch versucht, eine kurze Darstellung dessen zu geben, was ich während einer nahezu zweijährigen amtlichen Tätigkeit 1898—1900 im Bismarck-Archipel erlebt und beobachtet habe. Mit der Verwaltung und Rechtsprechung in dem östlichen, den Bismarck-Archipel und die Salomonsinseln umfassenden Teil des Schutzgebiets Deutsch-Neu-Guinea betraut, habe ich Gelegenheit gehabt, die Hauptinseln dieses weiten Gebiets zu besuchen und bin in vielfache Berührungen, sowohl freundlicher, wie zum Teil auch feindlicher Natur mit den kannibalischen Stämmen des Archipels gekommen. Neben der Schilderung meiner Fahrten und Züge habe ich versucht, auch einiges zuverlässiges, auf eigenen Wahrnehmungen beruhendes Material über die Gebräuche und Gewohnheiten der Eingeborenen zu geben. Wenn dieses Material verhältnismässig gering erscheinen mag, so beruht dies einmal auf der ungemeinen Schwierigkeit, welche die komplizierten sprachlichen Verhältnisse im Bismarck-Archipel der Forschung bereiten. Sodann war die Natur der Aufgaben, welche mich nach den einzelnen Teilen des Inselgebiets führten, bisweilen solche, dass eingehende friedliche Erkundungen unter den Eingeborenen ausgeschlossen waren. Endlich habe ich mich darauf

beschränkt, nur dasjenige wiederzugeben, was ich für sicher festgestellt halten durfte.

Meine im Bismarck-Archipel gesammelten Notizen haben längere Zeit unbenutzt liegen müssen, da ich zunächst durch eine, mit kurzer Unterbrechung bis Anfang 1903 währende amtliche Wirksamkeit in Samoa verhindert war, mich der Bearbeitung derselben zu widmen. Obwohl jetzt bereits mehrere Jahre verstrichen sind, seit ich den Archipel verliess, habe ich mich doch entschlossen, diese Aufzeichnungen zu veröffentlichen in der Annahme, dass sie einiges enthalten möchten, das noch nicht bekannt oder wenigstens noch nicht zuverlässig bestätigt ist.

Der Bismarck-Archipel gehört mit Neu-Guinea zu den am wenigsten bekannten Gebieten der Erde. Manche Teile des Inselgebiets sind von der Forschung noch wenig berührt, das Innere einiger der grossen Inseln ist noch völlig terra incognita. Auch über diejenigen Teile des Archipels, welche durch Handel oder Arbeiteranwerbung, durch Besuche von Kriegsschiffen oder Regierungsexpeditionen in den Kreis der dem Europäer bekannten Gegenden gezogen sind, gibt es noch keine umfangreiche Literatur. Von rein wissenschaftlichen Werken und Abhandlungen abgesehen, beschränkt sich dieselbe mit wenigen Ausnahmen auf die Veröffentlichungen federgewandter Weltreisender, welche den Archipel flüchtig auf der Durchreise oder im besten Fall durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt kennen gelernt haben. Dass solche Reiseschilderungen, soweit sie sich nicht auf das Selbstgesehene beschränken, keinen Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit machen können, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Auch in wirtschaftlicher Beziehung hat der Bismarck-

Archipel, zum Teil wohl gerade infolge der stiefmütterlichen Behandlung in der Literatur, noch nicht entfernt in der Heimat diejenige Beachtung gefunden, welche diesem auf absehbare Zeit neben Samoa aussichtsreichsten Kolonialgebiet Deutschlands in der Südsee zukommt. Möge dieses Buch, in dessen Schlusskapitel die wirtschaftliche Entwicklung des Archipels einer Erörterung unterzogen ist, dazu beitragen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das wertvolle Inselgebiet zu lenken.

Bei der Darstellung der Ereignisse ist die zeitliche Reihenfolge nicht streng innegehalten, insbesondere sind der Übersicht halber bei Schilderung der Expeditionen nach den verschiedenen Gegenden des Archipels die früheren Vorkommnisse und der Gang der weiteren Entwicklung in diesen Gebieten kurz mit dargestellt. Hierbei, wie bei dem Rückblick auf die Geschichte der Besiedelung des Archipels sind fast ausnahmslos die Angaben amtlicher Berichte zugrunde gelegt. Die im vierten Kapitel gegebene Liste der Mordtaten der Eingeborenen muss leider noch um zwei Fälle vermehrt werden, welche sich ereignet haben, während dieses Buch sich im Druck befand. Anfang 1904 wurde der australische Schuner »Will« in den Admiralitätsinseln von den Eingeborenen genommen und ein Teil der farbigen Besatzung desselben ermordet. Ferner wurde auf der Insel Durour die Station der Firma Hernsheim & Co. überfallen, wobei der Händler Reimers und zwei Chinesen getötet wurden.

Einen Beitrag über Fauna und Flora des Archipels (Kapitel 16) dem Buch hinzuzufügen, hat mein Bruder, Dr. med. Paul Schnee in Grosslichterfelde, früher Regierungsarzt auf den Marshallinseln, sich bereit finden

lassen, der im Jahre 1896 als Schiffsarzt des Norddeutschen Lloyd den Bismarck-Archipel wiederholt berührt und dabei auch Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen gefunden hat.

Die Abbildungen sind nach Originalaufnahmen angefertigt, welche mir von Seiten im Archipel lebender Herren freundlichst zur Verfügung gestellt sind. Die Mehrzahl derselben ist von dem Administrator der Neu-Guinea-Kompagnie in Herbertshöhe Herrn Geisler hergestellt, einige rühren von Herrn Thiel, Teilhaber der Firma Hernsheim & Co. in Matupi, Herrn Missionar Fellmann in Raluana und Herrn Privatdozenten Dr. Pflüger in Bonn her. Ich verfehle nicht, den genannten Herren auch in dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Auf der am Schlusse des Werkes beigefügten Karte sind die im Buche beschriebenen Fahrten ersichtlich gemacht. Auf der Karte finden sich bezüglich der Schreibweise einzelner Namen geringfügige Abweichungen von der im Text angewandten, da in ersterer an der für Karten angenommenen Konsonantenbezeichnung, z. B. *ts* für *z*, festgehalten ist, während im Text die Namen in der im Archipel meist gebräuchlichen Art geschrieben sind. Eine Beseitigung dieser Unstimmigkeiten liess sich, da bei Hervortreten derselben ein Teil des Buches schon gedruckt war, nicht mehr herbeiführen.

Berlin, im Mai 1904.

Der Verfasser.

Inhalt.

Kapitel I.

Über Neu-Guinea nach Herbertshöhe.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt auf Java trat ich im November 1898 von Batavia aus mit dem Dampfer »Stettin« des Norddeutschen Lloyd, Führer Kapitän Krebs, die Weiterreise nach dem Bismarck-Archipel an. Unterwegs wurden Samarang auf Java, wo wir einige hundert für die Plantagen der Neu-Guinea-Kompagnie in Kaiser-Wilhelmsland bestimmte javanische Kulis an Bord nahmen, ferner Makassar auf Celebes und die lieblichen Molukkeninseln Amboina und Banda angelaufen.

Fast zwei Wochen, nachdem wir Batavia verlassen hatten, näherten wir uns der grössten Insel der Welt, welche wohl eher ein Kontinent genannt zu werden verdient — Neu-Guinea. In der Ferne tauchten gewaltige Gebirgsketten auf, welche sich bläulich schimmernd von dem helleuchtenden Tropenhimmel abhoben. Beim Näherkommen verschwand diese Färbung, dafür erschien das Ganze, Flachland wie Gebirge, von einem gleichmässigen dunklen Grün bedeckt. Das Land macht mit seinen hochragenden Gebirgen und dem undurchdringlichen Urwald, der auch kein Fleckchen frei lässt, einen erhabenen und gleichzeitig düsteren Eindruck. Wir konnten den Anblick voll geniessen, da wir während eines grossen Teiles der Reise ziemlich nahe an der Küste, zunächst des holländischen —

westlichen — Teiles der Insel, entlang fuhren. Abgesehen von vereinzelten, aus dem Urwald aufsteigenden Rauchwölkchen, welche wohl von Herdfeuern der Eingeborenen herrührten, war auch nicht das geringste Zeichen zu entdecken, das die Anwesenheit von Menschen hätte vermuten lassen. Wohin das Auge blickte, war das Land bis hoch in die Gebirge hinein mit Urwald wie mit einem gewaltigen grünen Tuch überdeckt. Nur vereinzelt wechselte der »Busch«, wie man im deutschen Schutzgebiet allgemein den Urwald nennt, mit Grasflächen ab. Von weitem erinnern diese Grasflächen bisweilen lebhaft an unsere heimischen Wiesen. Ich sollte indessen später mit Enttäuschung die nähere Bekanntschaft dieser anscheinend lieblichen Wiesen machen. Tatsächlich sind es Graswildnisse, deren Gräser, Alang alang genannt, bis zu anderthalbfacher Mannshöhe emporragen und einem Vordringen des Menschen erheblichsten Widerstand entgegensetzen, daneben noch der Luft fast jeden Durchzug verwehrend.

Der holländische Teil lag hinter uns, wir fuhren nun an der Küste des deutschen — nordöstlichen — Teiles entlang, der den stolzen Namen »Kaiser-Wilhelmsland« trägt. Auf der Karte finden sich hier mannigfaltige Namen —hafen, —huk, —point, —spitze usw. verzeichnet, doch in der Natur späht man vergeblich nach den Zeichen der Kultur aus, auf welche die vielen europäischen Namen hinzudeuten scheinen. Die paar Kanakerdörfchen[1]), die bisweilen von fern sichtbar

1) „Kanaker" wird im Bismarck-Archipel und überhaupt in der Südsee häufig gleichbedeutend mit „Eingeborener" gebraucht. Das Wort stammt von dem polynesischen tangata (oft kanaka gesprochen) = Mensch.

werden, verschwinden fast gegenüber der erdrückenden Masse des Urwaldes.

Endlich, am 5. Dezember, wurde der erste Anlaufplatz des Dampfers in dem Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie erreicht, Berlinhafen, dessen Hafeneigenschaften allerdings für ein Laienauge schwer erkennbar sind. Es erscheint eher als eine offene Bucht mit ein paar Inselchen darin. Von letzteren lösten sich bei unserem Näherkommen eine Anzahl von Eingeborenenkanus und einige Boote ab. Unser Schiff war bald von einer Menge Kanus mit nur mit Lavalava (Hüfttüchern) bekleideten schwarzen Kerlen umringt, welche mit ihren hohen Haarschöpfen, durchbohrten Nasen und Ohren und ihrem aufgeregten Schreien und Gestikulieren einen so wilden Eindruck machten, dass unsere Javanen, die dagegen äusserst zart und zivilisiert aussahen, ganz ängstlich diese merkwürdigen orang (malaiisch: Menschen) anschauten. Bald darauf erschienen auch die katholischen Missionare von dem kleinen Inselchen Tumleo (früher Tamara genannt) an Bord, um die für sie angekommenen Gegenstände abzuholen. Unglücklicherweise kenterte das eine beladene Boot beim Landen in der starken Brandung, wobei ein Teil des Proviants verloren ging. Die Missionare haben hier einen harten Kampf zu bestehen, es gehört Aufopferungsfähigkeit und Ausdauer im höchsten Masse dazu, um in dieser Fiebergegend und unter diesen schwer erziehbaren Eingeborenen nicht den Mut zu verlieren.

Wir fuhren an Land und besichtigten die hübschen Holzhäuser und Anlagen der sechs Missionare, welche neben einer Anzahl in mehreren kleinen Dörfchen verteilter Eingeborener die Insel Tumleo bewohnten. Die

Insel war, abgesehen von den von den Missionaren geklärten Plätzen mit dichtestem Urwald bestanden, von dem man gerade nur soviel niedergelegt hatte, als für die erbärmlichen Hütten der Eingeborenen notwendig war.

Auf Seleo, dem anderen Inselchen, dem wir alsbald einen Besuch abstatteten, hatte die Neu-Guinea-Kompagnie ein Lager zur Versorgung von Händlerstationen mit Tauschartikeln unter Aufsicht eines Beamten angelegt, der daneben einen Teil der Insel mit Kokosnussbäumen bepflanzt hatte. Im ganzen enttäuschte uns Berlinhafen, da wir etwas mehr als diese minimalen Anlagen doch erwartet hatten.

Weiter ging es immer an der Küste von Kaiser-Wilhelmsland entlang. Überall war Urwald und Gebirge und wieder Urwald, bisweilen durch Grasflächen unterbrochen. Wir kamen am 6. Dezember nach Friedrich-Wilhelmshafen, einem sicheren, herrlich gelegenen Hafen. Der Ort war damals seiner ungesunden Lage wegen halb aufgegeben, ist aber später wieder zu einer Hauptstation der Neu-Guinea-Kompagnie und zum Sitz des Bezirksamtmanns für Kaiser-Wilhelmsland erhoben worden. Wir gingen an Land und fuhren auf gutem Wege eine Stunde weit ins Innere, nach Jomba, wo die Neu-Guinea-Kompagnie früher Plantagen gehabt hat. Landschaftlich war die Fahrt sehr schön, aber von irgend welchen Kulturarbeiten war wenig genug zu erblicken. An dem Platze, wo früher die Pflanzungen gestanden hatten, wucherte schon wieder haushohes Gestrüpp. In dem geräumigen Lagerhaus in Friedrich-Wilhelmshafen lagerten in grösserer Anzahl Maschinen und Geräte, zum Teil schon verrostet.

Am selben Tage vor Anbruch der Dunkelheit verliess die »Stettin« Friedrich-Wilhelmshafen, da schon

eine Nacht in dem Hafen des Malariafiebers wegen als verderblich galt. Am folgenden Morgen trafen wir in Erimahafen ein, welches in Wirklichkeit kein Hafen, sondern nur eine geschützte Reede ist. Wir fuhren an Land, von dort per Ochsenkarren auf dem von der Neu-Guinea-Kompagnie angelegten Schienenweg in mehrstündiger Fahrt durch prachtvollen Urwald, viel von grossen bunten Schmetterlingen umgaukelt, nach Stephansort. Nach einem Festessen, das uns zu Ehren von den Beamten der Kompagnie in dem kleinen Klubhaus in Stephansort veranstaltet wurde, besichtigten wir mit dem Landeshauptmann Skopnik zusammen, der in liebenswürdiger Weise die Führung übernahm, die umfangreichen Plantagen der Kompagnie in Stephansort, auf denen damals in erster Linie Tabak gebaut wurde. Leider hat der Tabakbau nicht die erhofften Erfolge gezeitigt und ist später, 1902, wieder aufgegeben worden.

Nach zweitägigem Aufenthalt, den wir zu verschiedenen Besichtigungen der Pflanzungen und ansehnlichen Viehbestände der Kompagnie in Stephansort benutzten, ging es auf der »Stettin« weiter nach der Langemakbucht bei Finschhafen, das seiner Zeit aufgegeben worden war, nachdem eine grössere Anzahl von Europäern dort hintereinander gestorben waren. An der Langemakbucht befand sich eine Station der protestantischen Neuendettelsauer Mission, auf der zwei deutsche Missionare ein anscheinend recht beschwerliches Dasein führten. Ausserdem hatte sich dort der ungarische Professor Birolaios auf längere Zeit zu Forschungszwecken niedergelassen. Unsere Absicht, einen Ausflug an Land zu machen, gaben wir auf, da nach Auskunft der Missionare kein für Europäer gang-

barer Pfad vorhanden sein sollte. An Stelle dessen machten wir mit Erlaubnis unseres liebenswürdigen Kapitäns ein Boot klar und fuhren in den hier münden-den Bubuifluss hinein. Nach halbstündiger Fahrt auf klarem grünem Wasser inmitten des auf beiden Seiten wie Mauern emporragenden Urwaldes drangen wir in einen ganz schmalen Nebenfluss ein, uns förmlich unter den Bäumen und Schlingpflanzen durchwindend. Nur eine kurze Strecke noch und wir befanden uns vor einem allerliebsten kleinen Wasserfall, der in der üppigen Pflanzenumgebung sich wunderhübsch aus-nahm. Nach einem erfrischenden Bade in der klaren kühlen Flut ging es zurück zur »Stettin«, welche kurz nach unserer Rückkehr die Anker aufhob und die Weiterfahrt nach Herbertshöhe auf Neupommern antrat.

Kapitel II.

Herbertshöhe und die Blanchebucht.

Am Morgen des 11. Dezember 1898 bei Sonnenaufgang fuhr die »Stettin« in den Hafen oder vielmehr die Reede von Herbertshöhe ein. Der Anblick, der sich uns bot, war wundervoll. Rechts von uns glänzten die »Mutter« mit der »Südtochter« und der »Nordtochter« auf ihren beiden Seiten — so heissen die drei erloschenen Vulkane, welche auf der einen Seite die Blanchebucht begrenzen — gerade vor uns erstreckte sich die liebliche Blanchebai mit ihren Kokosnussplantagen, aus denen die weissen Häuser der Pflanzer weit hervorleuchteten, hinter uns wurde die Szenerie durch die hohen zackigen Berge Neumecklenburgs abgeschlossen, welche im Licht der Morgensonne bläulichviolett schimmerten. Es ist ein grandioser Anblick, der sich wohl den schönsten auf der Welt an die Seite stellen kann.

Allmählich lösten sich Boote vom Land, es erschienen die Leiter und Angestellten der Neu-Guinea-Kompagnie und der übrigen Firmen, endlich auch der Kaiserliche Richter Dr. Hahl,[1]) der nach dreijähriger Wirksamkeit im Bismarck-Archipel seinen Heimatsurlaub antreten sollte und zu dessen Ablösung ich bestimmt

1) Seit Ende 1902 Gouverneur von Deutsch-Neuguinea.

war. Wir fuhren zusammen an Land und kletterten den Hügel empor, auf welchem das bisher zur Wohnung für den Richter bestimmte primitive kleine Häuschen lag. Die vier Tage, welche die »Stettin« in Herbertshöhe und in Matupi, einer kleinen in der Blanchebucht belegenen Insel, Sitz der Firma Hernsheim & Co., sich aufhielt, vergingen schnell in Besprechungen, Besuchen, Vorstellungen der hauptsächlichsten Häuptlinge, welche zu Ehren des scheidenden Kukurei (Richters) ein grosses Malagene (Tanzfest, pidginenglisch Singsing) veranstaltet hatten. Die wenigen für die Verwaltung zur Verfügung stehenden Hilfsmittel waren bald besichtigt und übergeben. Ein kleines dreizimmeriges Holzhäuschen am Strande — das auf dem Hügel war zu baufällig geworden — für meine persönliche Benutzung, ein anderes, aus zwei Zimmern bestehendes einstöckiges Häuschen auf hohen Holzpfählen als Bureau, eine fünfriemige Rudergig, ein kleiner Batackerhengst als Reitpferd, endlich gegen 30 schwarze Polizeijungen, etwa je ein Drittel aus Neupommern, Neumecklenburg und den Salomonsinseln stammend, die mit Kavalleriekarabinern bewaffnet waren, das war alles. Als Gehilfen für die Verwaltung des gewaltigen Inselgebiets standen dem Richter nur der Gerichtsaktuar Warnecke und der Polizeimeister Schuberth, ein ehemaliger Schiffskapitän, zur Seite. Beide Beamte waren Angestellte der Neu-Guinea-Kompagnie, welche damals noch die Landeshoheit über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel ausübte und sämtliche Beamtenstellen besetzte, mit alleiniger Ausnahme der Stelle des Richters in Herbertshöhe. Letzterer wurde vom Reichskanzler (Auswärtiges Amt) ernannt, da es mit Rücksicht auf die widerstreitenden

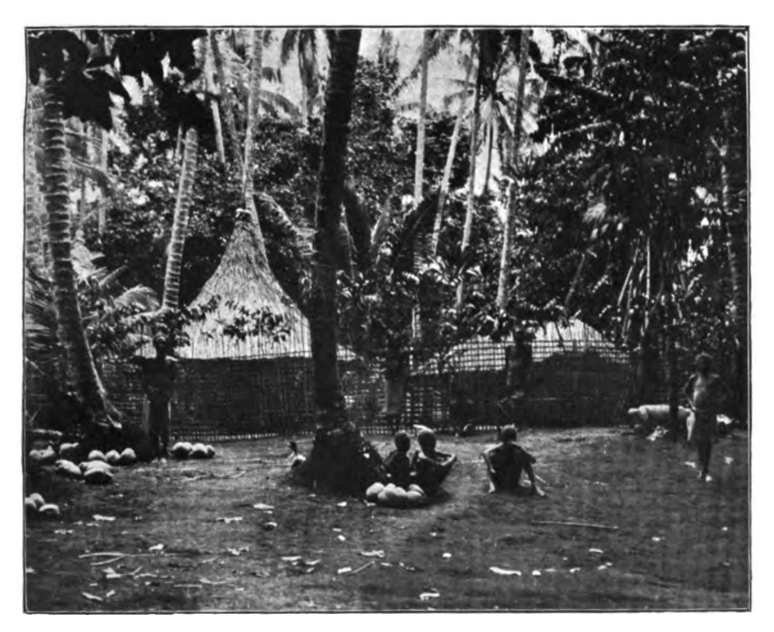


Abb. 2. Eingeborenenniederlassung auf der Gazellehalbinsel.



Abb. 3. Auf dem Weg zum Markt.

wirtschaftlichen Interessen der Neu-Guinea-Kompagnie und der verschiedenen Firmen des Bismarck-Archipels allseitig als erwünscht erachtet worden war, dass die Gerichtsbarkeit durch einen von der Kompagnie unabhängigen Beamten wahrgenommen werde. Dem Richter war daneben auch die Verwaltung des Bismarck-Archipels unter Oberleitung des höchsten Beamten des Schutzgebietes, des in Stephansort (Kaiser-Wilhelmsland) residierenden Landeshauptmanns übertragen worden. Tatsächlich hatte sich auch die Stellung des Richters als Verwaltungsbeamten zu einer ziemlich unabhängigen gestaltet, da nur alle acht Wochen einmal eine Verbindung zwischen Herbertshöhe und Kaiser-Wilhelmsland durch den Lloyddampfer »Stettin« stattfand und so naturgemäss nur in beschränktem Umfang von Stephanort aus eine Verwaltungstätigkeit im Bismarck-Archipel ausgeübt werden konnte. Derselbe Lloyddampfer stellte auch, von einem kleineren von Sydney über Britisch-Neu-Guinea nach Herbertshöhe und zurück fahrenden Dampfer der australischen Firma Burns, Philp & Co. abgesehen, die einzige regelmässige Verbindung mit Deutschland dar, wohin ein Brief via Singapore 45 Tage brauchte.

Nach Abfahrt der »Stettin« begann ich mich durch Ritte und Wanderungen zunächst in der Umgebung von Herbertshöhe zu orientieren und mit den weissen Ansiedlern und den Eingeborenen näher bekannt zu machen. Mein Häuschen war nahe dem Strande gelegen auf Terrain, welches zu der damals etwa 800 bepflanzte Hektare umfassenden Plantage der Neu-Guinea-Kompagnie gehörte. Leiter war der Administrator Geisler, ein langjähriger Tropenkenner, dessen unermüdlicher Arbeit das Aufblühen der Herbertshöher

Pflanzung in erster Linie zu verdanken ist. Gepflanzt wurden damals überwiegend Kokosnüsse, daneben zum Teil Baumwolle, ferner Kaffee, Kapok und etwas Mais. In der Nähe des Strandes lagen eine Reihe von Wohnhäusern der Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie, ferner das Hospital für die eingeborenen Arbeiter, welches unter Leitung des Dr. Danneil, später des Dr. Fuhrmann stand. Östlich an die Pflanzung angrenzend erstreckte sich die Plantage des Pflanzers Mouton, eines der wenigen noch im Archipel lebenden Mitglieder der Expedition des berüchtigten Marquis de Rays. Auf die etwa 300 mit Kokosnüssen bepflanzte Hektare umfassende Mouton'sche Pflanzung folgte östlich Vunapope, die Hauptstation der katholischen Mission vom Heiligsten Herzen Jesu und Residenz des apostolischen Vikars von Neupommern, des Bischofs Couppé. Weiter östlich folgte streckenweise bepflanztes Terrain, von Busch unterbrochen, teils Mouton, teils der Frau Kolbe gehörig, dann kamen weiter die Küste entlang einzelne Händlerstationen.

Westlich an die Pflanzung der Neu-Guinea-Kompagnie schloss sich die grosse Plantage Ralum der Frau Kolbe an, damals bereits nahezu 1000 bepflanzte Hektare umfassend, zum grössten Teil mit Kokosnussbäumen, daneben zum Teil mit Baumwolle und — auf kleinerem Areal — mit Kaffee bepflanzt. Die Eigentümerin ist Frau Kolbe, eine Dame halbsamoanischer Abstammung, welche durch eigene Tätigkeit die Pflanzung, wie das Handelsunternehmen der Firma E. E. Forsayth aus kleinen Anfängen zu glänzender Entwicklung geführt hat. Der ausgedehnte Handelsbetrieb der Firma wurde damals von Frau Kolbe und ihrem Sohn

aus erster Ehe C. M. Forsayth geführt, während die Leitung der Plantage in den Händen ihres Ehemanns, des Herrn Kolbe, sowie des als Südseeforscher weiteren Kreisen bekannt gewordenen Herrn Parkinson, beide deutscher Abkunft, lag. Letzterer ist mit der Schwester der Frau Kolbe verheiratet, welche gleichfalls eine umfangreiche wirtschaftliche Tätigkeit entfaltet und daneben eine ausgezeichnete Kennerin der Sprache und Gebräuche der Eingeborenen auf der Gazellehalbinsel ist. Ihre Residenz Maulapao lag ungefähr am westlichen Ende der Ralumpflanzung, dann folgten westlich Grasflächen und Busch. Die etwa eine halbe Stunde entfernte nächste weisse Ansiedlung war 1898 die Missionsstation Raluana der australisch-wesleyanischen Mission, auf welcher der im Dienste seines Glaubens unermüdlich tätige Missionar Fellmann mit Gattin, beide Deutsche, wohnte. Nahe bei Raluana, auf einem Hügel mit prachtvoller Aussicht schlug 1899 in einem neuerbauten kleinen Hause die Schwester Auguste Hertzer nach langjähriger Ausübung ihres aufopferungsvollen Berufs in Deutsch-Ostafrika und Neu-Guinea ihr Heim auf.

Im Winkel der Blanchebucht nahe der »Mutter« liegt das Inselchen Matupi (der richtige Eingeborenname ist Matupit), der Sitz der Firma Hernsheim & Co., deren Leitung im Archipel seit langen Jahren in den Händen des Herrn M. Thiel liegt, Mitinhabers der Firma und Schwagers des Gründers und ersten Leiters derselben E. Hernsheim. Matupi geniesst nicht nur als Hauptstation dieser altbewährten Firma, welche einen grossen Teil der Pionierarbeit im Bismarck-Archipel geleistet hat, sondern auch als einer der gastlichsten Plätze in der Südsee einen wohlberechtigten

Ruf, den es allerdings noch mit anderen Plätzen im Archipel, besonders mit Maulapao und Ralum teilen muss.

Während Matupi in etwas über zwei Stunden im Ruderboot von Herbertshöhe aus zu erreichen ist, bedarf es einer vierstündigen, bei schlechtem Wetter gar nicht ungefährlichen Fahrt, um nach dem Sitz der langnamigen »Zweigniederlassung der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg« zu gelangen. Auf dem kleinen Inselchen Mioko in der Neulauenburggruppe liegen die Gebäude der »Zweigniederlassung«, welche in der Hauptsache die Arbeiteranwerbung für die »Hauptagentur« derselben Gesellschaft in Apia (Samoa) besorgt und daneben noch mit Hilfe einer Anzahl von Händlerstationen im Bismarck-Archipel Handel treibt. Vorsteher der »Zweigniederlassung« war seit längeren Jahren Herr A. Schulz, welcher bereits durch frühere Tätigkeit auf Samoa mit Südseeverhältnissen vertraut geworden war.

Wenngleich es naturgemäss an einzelnen, teils auf persönlichen Antipathien, teils auf den Interessegegensätzen der verschiedenen Firmen beruhenden Differenzen nicht fehlte, so herrschte doch im allgemeinen unter den weissen Ansiedlern des Archipels ein angenehmer gesellschaftlicher Verkehr und speziell eine so weitgehende und liebenswürdig gebotene Gastfreundschaft, wie ich sie noch nirgends wieder so allgemein angetroffen habe. Eine Anzahl junger Damen, meist Verwandter der Frau Kolbe, halbsamoanischer Abstammung, erhöhten die Annehmlichkeit des geselligen Verkehrs, zu dem im übrigen eine Reihe tüchtiger deutscher junger Kaufleute und Pflanzer, Angestellter der Firmen, das Hauptkontingent stellte. Durch das

Ganze ging ein Zug der Frische und Lebensfreude, der mich nach dem müden »wir leben nicht, wir vegetieren nur in dieser Kolonie«, welches ich in Java im Osten wie im Westen öfters von Ansiedlern hatte hören müssen, umso angenehmer berührte. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, dass in Herbertshöhe die Temperatur trotz des hohen Durchschnitts von 24 bis 33 Grad Celsius infolge der beständigen Winde den grössten Teil des Jahres über recht erträglich und dass es des Nachts meistens so kühl ist, dass man sich mit einer Decke beim Schlafen zudecken muss, während an vielen Plätzen Javas die unangenehm hohe Temperatur auch des Nachts nicht herabgeht, welcher Umstand natürlich die Nachtruhe erheblich beeinträchtigt. Andrerseits mussten die Ansiedler im Archipel auf manche Annehmlichkeiten der Zivilisation verzichten, welche dem Europäer in fortgeschritteneren Kolonien geboten werden. An frischem Fleisch gab es fast nur Schweine und Hühner, daneben zeitweise wilde Tauben. Gänse und Enten bildeten schon Delikatessen, ein Hammel wurde nur ganz vereinzelt einmal aus Sydney importiert. Die grösste Seltenheit war aber frisches Rindfleisch. Während meines nahezu zweijährigen Aufenthalts kam es kaum häufiger als ein halbes dutzendmal vor, dass ein Rind geschlachtet wurde. Es lag dies daran, dass die Rinderherden im Archipel für regelmässiges Schlachten noch nicht gross genug waren und die Einfuhr von Rindvieh aus verschiedenen Gründen erheblichen Schwierigkeiten unterlag. Fische wurden meist mit Dynamit geschossen und waren in genügender Menge vorhanden. Dagegen herrschte grosser Mangel an frischen Gemüsen. Wer nicht selbst glücklicher Besitzer eines Gemüsegartens war, sah sich fast völlig

auf in Blechdosen (Tins) aus der Heimat importiertes Gemüse angewiesen. An Früchten gab es überall Bananen, ferner im Bereich der europäischen Ansiedlungen Ananas, an einzelnen Plätzen auch grüne Apfelsinen, und seltener einige andere Tropenfrüchte. Eis gab es in Herbertshöhe nur, wenn gerade der Postdampfer oder ein Kriegsschiff da war, sonst wurde Salpeter mit Wasser vermengt erfolgreich zur Kühlung der Getränke verwandt. Mosel mit Sodawasser, deutsches Flaschenbier, Whisky mit Soda bildeten die Hauptgetränke. Ein Hotel oder Restaurant gab es damals in Herbertshöhe noch nicht, das erste wurde 1900 gegründet. Die Leiter der grösseren Firmen verfügten über chinesische Köche, deren Gehalt etwa 60 Mk. monatlich betrug; auch mir war es geglückt, noch eines »Konkong«, wie die Chinesen von den Eingeborenen des Archipels genannt werden, habhaft zu werden. Im übrigen waren die Europäer, soweit sie nicht als Angestellte einer Firma freie Verpflegung genossen, was z. B. bei Hernsheim & Co. und der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Fall war, auf die Verwendung der ungeschickten, schwer erziehbaren schwarzen Jungen als Köche angewiesen. Das Kochen bestand denn auch dort, wo keine Hausfrau vorhanden war, häufig genug bloss darin, dass ein paar Tins geöffnet und auf das Feuer gesetzt wurden. Die chinesischen Köche entfalteten im Gegensatz dazu bisweilen eine bedeutende Kunstfertigkeit darin, das ewige Schweinefleisch derart zuzubereiten und mit Zutaten zu versehen, dass man zuweilen den Ursprung gar nicht mehr herausschmecken konnte. Einen oder mehrere schwarze Jungen als Bedienung konnte sich jeder leicht halten, da die Kosten, ein Lavalava (Hüfttuch), ein paar

Stangen Tabak und Waren im Wert einiger Mark pro Monat nicht hoch waren. Die Leistungsfähigkeit besonders der frisch aus dem heimischen Dorf kommenden Boys war allerdings recht gering, die von der Gazellehalbinsel stammenden entliefen auch meist nach ein paar Wochen oder Monaten in ihre Heimat.

Weniger gastfreundlich und liebenswürdig als die Weissen sind die Eingeborenen der Gazellehalbinsel. Schon körperlich sind sie durchschnittlich eine wenig schöne Rasse. Die dünnen Beine und der Wollkopf, dessen Haare bei dem richtigen Buschkanaker gewöhnlich in langen Strähnen über die Stirn fallen und dem Kopf bisweilen das Aussehen eines Pudelkopfes geben, die aufgestülpte Nase, deren Flügel mit Opossumzähnen oder anderen Zierraten durchbohrt sind, das dünne Ziegenbärtchen sind für europäische Begriffe nichts weniger als anmutig. Das beständige Betelkauen und Spucken, das scheue Wesen, welches die meisten Eingeborenen, soweit sie nicht als Arbeiter usw. bei Europäern gelebt haben, an den Tag legen, trägt ebenfalls nicht dazu bei, die Leute angenehm erscheinen zu lassen. Dagegen sind die Kinder häufig recht niedlich und unter den jungen Mädchen finden sich bisweilen ganz gut geformte Gestalten.

Bei meinen Touren in die Umgebung, um mich mit den Eingeborenen bekannt zu machen, konnte ich nur vereinzelt ein Pferd benutzen. Meist kann man auf den schmalen Kanakerpfaden, die sich bergauf bergab in Windungen durch den Urwald oder das über mannshohe Gras dahinschlängeln, nur zu Fuss vorwärts kommen. Die Niederlassungen der Kanaker, gewöhnlich aus 2 bis 5 von einem Zaun umschlossenen Hütten bestehend, liegen im Busch zerstreut. Beim

Herannahen an ein Gehöft, oder wenn wir sonst unterwegs Eingeborenen begegnen, tönt uns ein etwa wie ein kurzes »ö« klingender Laut entgegen, der mit Rülpsen eine verzweifelte Ähnlichkeit hat. Es ist dies der Gruss der Eingeborenen. Dann kommt uns der Häuptling entgegen, reicht uns Betel nebst Zutat, daneben bisweilen auch etwas »Tabu« (Muschelgeld) und lädt uns zum Eintreten in seine Hütte ein. Der Aufenthalt in diesen meist kleinen und schmutzigen Hütten ist an sich nicht angenehm, der Anblick der ewig Betel kauenden Kanaker mit ihren von rotem Saft triefenden Mäulern, sowie der meist entsetzlich hässlichen nackten oder fast nackten alten Weiber erhöht die Annehmlichkeiten eines solchen Besuchs nicht gerade. Die Eingeborenen auf der Gazellenhalbinsel gingen ursprünglich alle gänzlich nackt. In der Gegend der weissen Ansiedlungen tragen sie jetzt Lavalava, Lendenschurze aus europäischen Stoffen, die Weiber manchmal auch ein leichtes Gewand oder Tuch um den Oberkörper. Ein wenig landeinwärts von Herbertshöhe habe ich auch noch 1900 bei Wanderungen im Busch häufig gänzlich unbekleidete Eingeborene, Männer wie Weiber, getroffen.

Nach kurzer Rast in einem Eingeborenengehöft geht es weiter auf steilem Pfade bergauf, abwechselnd durch hohes Gras und durch Busch. Auf einer Anhöhe landeinwärts der Blanchebucht angekommen, haben wir ein herrliches Panorama vor uns. Auf der einen Seite die erloschenen Vulkane Mutter und Tochter, rechts davon im Hintergrunde die zackigen, blau verschwimmenden Berge von Neumecklenburg, davor die niedrigen bewaldeten Inseln der Neulauenburggruppe und das tiefblaue Meer, auf der anderen Seite Busch

Abb. 4. Dorf auf Louf.

und Grasland, daraus hervorragend der runde Kegel des Varzin »(Vunakokor« der Eingeborenen), dahinter die kompakte Masse des Bainingebirges. Ein prachtvoller Anblick, der uns die Mühen des Kletterns vergessen lässt.

Auf schmalem Pfade wandern wir weiter. Von drei Seiten strömen auf Kanakerpfaden Scharen von hochbeladenen Weibern nach einem Punkt, dem »tavul a bung« (Marktplatz) zusammen, der sich durch mehrere Kokos- und andere Bäume aus dem umgebenden Grasland abhebt. Eine Anzahl von Männern begleiten sie, alle unbewaffnet. Früher gingen sie bewaffnet zum Schutz der Weiber mit zum Markt, jetzt, da infolge des Eingreifens der weissen Verwaltung friedliche Zustände herrschen, hat sich der Brauch des Mitgehens der Männer erhalten, die Waffen werden zu Hause gelassen. Während die Weiber auf dem Marktplatz, einem von Busch und Gras freien mit einigen Bäumen bestandenen Platz sich niederlassen und gegenseitig Waren austauschen (Nahrungsmittel wie Taro, Jam, Fische) oder gegen kleine Endchen Muschelgeld verkaufen und dabei einen ärgeren Lärm als unsere heimischen Marktweiber entfalten, hocken die Männer stumpfsinnig aus kurzen Tonpfeifen rauchend in der Nähe.

Nun klettern wir wieder auf steilem Pfade hinab zur Küste, an welcher sich der breite von der Verwaltung angelegte, beziehungsweise auf ihre Anordnung von den Eingeborenen gebaute Weg rings um die Blanchebucht herumzieht. Die Zeit ist noch gar nicht fern, dass alle diese Eingeborenen, die jetzt, wenigstens in erreichbarer Nähe der weissen Verwaltung, friedlich nebeneinander leben, sich gegenseitig totschlugen und auffrassen. Die einzelnen Stämme um die Blanchebucht

herum waren völlig voneinander abgeschnitten, es gab nicht einmal einen gemeinsamen Kanakerpfad, der eine Verbindung zu Lande rings um die Bucht ermöglicht hätte. Die gegenseitigen Überfälle wurden meist vom Meer aus in Kanus ausgeführt.

Auch Angriffe auf Weisse waren vor noch nicht sehr langer Zeit erfolgt. Nachdem im Jahre 1890 zwischen Herbertshöhe und dem nahe gelegenen Ralum ein von den Philippinen stammender Aufseher von den Kanakern ermordet worden war, brachen im Jahre 1893 unter den Eingeborenenstämmen in der Umgebung von Herbertshöhe Unruhen aus. Es hatte sich unter den Kanakern der Glaube verbreitet, dass eine von einem ihrer Zauberer erfundene Salbe, »mailau« genannt, den Körper kugelfest mache. Im Vertrauen auf dieses Zaubermittel schlossen die umwohnenden Stämme ein Bündnis in der Absicht, die Weissen zu vernichten und gingen bei den folgenden Kämpfen mit einem von ihrer gewöhnlichen Feigheit sehr abstechenden Elan vor. Die Pflanzer, welche einen Teil ihrer Arbeiter bewaffnet hatten, wiesen die Angriffe der Kanaker ab und machten ihrerseits Vorstösse ins Innere gegen die feindlichen Dörfer. Ausser der Polizeitruppe beteiligte sich auch ein Landungskorps S. M. S. »Sperber« an dem Vorgehen gegen die Eingeborenen. Eine besonders grosse Wirkung hatten einige Granaten, welche das Kriegsschiff auf 5—7 *km* Entfernung in der Richtung auf die feindlichen Dörfer in den Busch feuerte. Ein Eingeborener wurde durch eine Granate getötet, ein anderer vor Schreck gelähmt. Die Kanaker, deren Mut schon erheblich gesunken war, als trotz der Zaubersalbe eine Anzahl von ihnen, darunter auch der Verfertiger des Mailau selbst, unter den Kugeln der Europäer gefallen

war, wagten hinfort keine weiteren Feindseligkeiten gegen die Weissen, welche auf so weite Entfernungen Tod und Verderben schleudern konnten und dadurch bewiesen, dass sie im Besitz viel grösserer Zauberkräfte sein mussten, als die Zauberer der Eingeborenen. In der Folgezeit ist dann an der Blanchebucht die Ruhe nicht wieder gestört worden, während an anderen Stellen der Gazellehalbinsel auch später noch Kämpfe und Mordtaten vorkamen.

Man kann von den Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel nicht sprechen, ohne gleichzeitig das »Tabu« zu erwähnen. Tabu, bei manchen Stämmen Tambu gesprochen (dasselbe Wort heisst auch »verboten«), ist das Muschelgeld, welches aus kleinen auf Schnüren aneinander gereihten weissen Muscheln etwa von der halben Grösse eines Einpfennigstücks besteht. Dieselbe Art Muschelgeld wird auch auf der Neulauenburggruppe gebraucht und führt dort den Namen Diwara. Das Muschelgeld ist dasjenige, was der Kanaker am meisten liebt, auf dessen Erwerb von klein auf sein Sinnen und Trachten gerichtet ist. Mit Tabu kann der Eingeborene alles erlangen, was sein Herz begehrt, Nahrungsmittel, Waffen, Geräte, Weiber. Er kann Hilfe im Kampf und selbst Meuchelmörder, um sich seiner Feinde zu entledigen, damit erkaufen. Wer viel Tabu hat, ist nicht nur bei Lebzeiten ein grosser, angesehener und gefürchteter Mann. Sogar für das Leben nach dem Tode ist es wesentlich, viel Muschelgeld besessen zu haben. Nur die Seele desjenigen hat ein angenehmes Dasein nach dem Tode zu erwarten, der eine angemessene Menge Tabu hinterlassen hat. Die Seele eines Armen kann nie nach den Vergnügungsplätzen der Geister der Verstorbenen gelangen, während die Seele eines »uviana«,

eines reichen Mannes, nach seinem Tode in Gestalt einer Sternschnuppe dorthin fliegen kann. So ist der Arme nicht nur im Leben eine Null unter seinen Stammesgenossen, sondern ihn erwartet auch nach dem Tode ein freudenleeres Dasein.

Bei solchen Anschauungen erscheint es nicht wunderbar, dass die Kanaker habsüchtiger und geldgieriger sind, als der ärgste jüdische Wucherer. Jeder sucht so viel Tabu zusammenzuscharren, wie er nur irgend bekommen kann.

Das Tabu wird sowohl in ganzen Fäden, deren Länge durch seitliches Ausstrecken beider Arme gemessen wird, wie auch in kleinen eine grössere oder geringere Zahl von Muscheln enthaltenden, von dem Faden abgetrennten Stücken in Zahlung gegeben. Wenn der Kanaker eine grössere Anzahl Fäden beisammen hat, so legt er sie in Form eines Ringes nebeneinander und umwickelt sie mit Bast und Schnüren. Das Ganze, das dann etwa wie ein dickes Wagenrad, oder wie ein Rettungsgürtel aussieht, nennt man »Loloi«. Es gibt solche, welche 500, 1000 und mehr Fäden enthalten. Im allgemeinen verbergen die Eingeborenen sorgfältig ihre Schätze. Doch zeigte mir gelegentlich ein alter Häuptling, welcher landeinwärts hinter der Ralumpflanzung lebte, drei Lolois, welche zusammen 3000 Fäden Tabu enthielten. Der Gesamtbesitz des reichen alten Mannes wurde auf 20—30 000 Fäden Muschelgeld geschätzt. Wenn man bedenkt, dass man zur Zeit meines Aufenthalts auf der Gazellehalbinsel dort für einen Faden Tabu ein kleines Schweinchen, für zwei bis zehn Fäden ein grösseres Schwein, für 20 bis 100 Fäden Tabu ein Weib kaufen konnte und dass früher in mehreren Fällen 40 Fäden Tabu als aus-

reichendes Wehrgeld für einen ermordeten Menschen betrachtet und angenommen waren, so leuchtet ein, welchen Reichtum und welche Macht ein Besitz der vorerwähnten Mengen Muschelgeld für einen Kanaker bedeuten muss.

Das Muschelgeld wird nicht innerhalb des von den Küsteneingeborenen bewohnten Gebietes gewonnen. Es wird vielmehr weither von Nakanai auf der Nordküste des Hauptteils von Neupommern geholt. Alljährlich zur Zeit des Südostpassats fahren die Bewohner der Nordküste der Gazellehalbinsel in zahlreichen Kanus, neuerdings auch in europäischen Segelbooten nach Westen und dann nach Umschiffung des Kap Lambert nach Süden bis sie nach Nakanai gelangen. Nach Angaben des Kaiserl. Richters Dr. Hahl, welcher im Jahre 1896 die fragliche Gegend besuchte, wird das Land südlich des etwa in der Mitte der offenen Bucht mündenden Flusses Nessai bis zum Vulkan Nordsohn einschliesslich der Insel Duportail (bei den Eingeborenen Unamisoko) Nakanai genannt. Die Nakanaileute weisen Verwandtschaft mit den Papuas auf. Von diesen Eingeborenen handeln die Kanaker von der Gazellehalbinsel die kostbaren Muscheln ein. Die Hauptstelle, an welcher letztere gefunden werden, ist nach Hahl's Angaben die Chardinsel, welche in Wirklichkeit eine Halbinsel ist. Die kleinen Muscheln werden dort aus dem Schlamm gegraben. Als Haupttauschmittel der Leute von der Gazellehalbinsel dient das in Südneumecklenburg übliche, aus ganz kleinen Muscheln bestehende Muschelgeld »Pele«, welches auf dem Hauptteil von Neupommern für Schmuckgegenstände mit Vorliebe verwandt wird. Neuerdings werden auch Äxte und sonstige europäische Tauschartikel von den Käufern für die Tabumuscheln in Tausch gegeben.

Kapitel III.

Der Bismarck-Archipel und seine eingeborene Bevölkerung.

Der Bezirk, in welchem dem Richter in Herbertshöhe die Gerichtsbarkeit und Verwaltung oblag, umfasste den Bismarck-Archipel und die Salomonsinseln. Vor einer Schilderung der Fahrten, welche mich nach den verschiedenen Teilen dieses weiten Gebiets brachten, wird zweckmässig ein Überblick über den Archipel und seine eingeborene Bevölkerung, sowie ein Rückblick auf die Geschichte des Archipels zu geben sein.

Der Bismarck-Archipel besteht aus etwa 200 Inseln, welche über einen weiten Raum zwischen 0° 40′ und 6° 30′ südlicher Breite zerstreut liegen. Die Landfläche des Bismarck-Archipels ohne die Salomonsinseln umfasst etwa 47 000 *qkm* (ungefähr die Grösse der Provinzen Rheinland und Westfalen zusammengenommen). Die deutschen Salomonsinseln Bougainville mit Buka sind etwa 10 000 *qkm* gross.

Die grösste Insel des Archipels ist Neupommern (25 000 *qkm*), deren nördlicher Teil die Gazellehalbinsel ist. Dann folgen der Grösse nach: das langgestreckte schmale Neumecklenburg (13 000 *qkm*), die von einem reichen Kranz kleinerer Inseln umgebene Hauptinsel der Admiralitätsgruppe (Manus, 1940 *qkm*), Neuhannover

(1500 *qkm*), ebenfalls mit vorgelagerten kleineren Inseln. Im übrigen besteht der Bismarck-Archipel aus folgenden Inseln bezw. Inselgruppen:

Matty (Wuwulu), Durour (Ana), Allison (Manu), St. Matthias (Mussau, ca. 660 *qkm*), Sturminsel, Commerson-, Échiquier- (Ninigo), Hermits- (Agomes), Anachoreten- (Kaniet), Fead-, Mortlock-, Tasman-, Sir Charles Hardy- (Nissan), Carteret-, Neulauenburg- (60 *qkm*), Purdy-, Caens- (Tanga), St. Johann- (Aneri), Gerrit Denys- (Lir), Fischer- (Simberi), Gardner- (Tabar) Inseln.

Die deutschen Salomonsinseln umfassen seit 1899 nur noch Bougainville und das nördlich vorgelagerte Buka sowie eine Anzahl kleinerer Inseln. Bis 1899 gehörten dazu auch Choiseul und Ysabel, die Shortland- und die Lord Howe-Inseln, welche durch den Vertrag, der Deutschland Samoa gab, an England abgetreten sind.

Es sind vorstehend die meist gebräuchlichen Namen angegeben, welche den Inseln von ihren Entdeckern bezw. später durch Akt der Verwaltung beigelegt sind. Soweit Eingeborenennamen bekannt sind, habe ich dieselben in Klammer beigefügt. Die grossen Inseln Neupommern, Neumecklenburg, Neuhannover, Buka, Bougainville haben in den bisher bekannt gewordenen Eingeborenensprachen keine Namen[1]). Der noch heute in manchen geographischen Büchern als Eingeborenenbezeichnung für Neupommern aufgeführte Name Birara bezeichnet nur die Nordostecke der Gazellehalbinsel, während Tombara, früher für den Eingeborenennamen Neumecklenburgs gehalten, tatsächlich nur einen Platz

1) Über den Eingeborenennamen „Manus“ für die grosse Admiralitätsinsel vgl. unten Kap. 10 und 11.



auf dieser Insel bezeichnet. Bei der ungemeinen Schwierigkeit, welche die Verständigung mit den in kleine Stämme mit verschiedenen Sprachen oder wenigstens Dialekten zerfallenden Eingeborenen macht, sind solche Irrtümer kein Wunder. Für den Gedankengang des Europäers ist es zudem seltsam, dass jeder Platz, an dem eine Ansiedelung sich befindet, jede Stelle, an der ein Kanu anlegen kann, und selbst jeder Ort, an dem ein paar Fruchtbäume stehen, einen Namen in den Eingeborenensprachen hat, die grösseren Inseln selbst aber nicht. Der ins einzelne gehende Sinn der Eingeborenen, der sie zwar jede einzelne Pflanze und jedes einzelne Tier benennen, aber kein zusammenfassendes Wort für Pflanze oder Tier finden liess, hat sie auch verhindert, den grossen Inseln selbst, welche im einzelnen mit Tausenden von Eingeborenennamen übersät sind, Namen zu geben. Selbst die nicht sehr grosse Neulauenburginsel (die ganze Gruppe umfasst nur etwa 60 *qkm*) hat keinen Namen in der Eingeborenensprache erhalten[1]).

Die grösseren Inseln des Bismarck-Archipels sind gebirgig. Auf Neupommern und Neumecklenburg erheben sich die Gebirge bis zu 2000 *m* Höhe, in Bougainville bis zu 3000 *m* Höhe. Sämtliche grössere Inseln weisen vulkanische Bildungen auf. Tätige Vulkane sind der Kaie auf der Gazellehalbinsel, der seinen letzten Ausbruch 1878 hatte, ferner der »Vater« auf Neupommern und der Mt. Balbi auf Bougainville. Von den kleineren Inseln sind manche vulkanischen Ur-

---

1) Vgl. des näheren die Abhandlung des Verfassers: „Über Ortsnamen im Bismarck-Archipel“ in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, Bd. XIV 1901, S. 229 ff.



sprungs, andere sind Koralleninseln mit geringer Erhebung über den Meeresspiegel.

Sämtliche Inseln sind, abgesehen von den verhältnismässig geringen kultivierten Flächen, mit dichtem Urwald bedeckt. Nur vereinzelt, besonders auf der Gazellehalbinsel, ist der Urwald durch mehr oder minder ausgedehnte Flächen Alang-Alang-Gras durchbrochen.

Die Tierwelt ist arm an Säugetieren, grössere Raubtiere fehlen ganz. Vögel sind in einzelnen Teilen des Archipels zahlreich vorhanden, besonders verschiedene Arten von wilden Tauben und Papageien. In den Flüssen der grösseren Inseln sind Krokodile häufig. Schlangen kommen gleichfalls vor.

Die grossen Inseln des Archipels sind noch wenig erforscht. Das lange schmale Neumecklenburg ist an verschiedenen Stellen durchquert worden. Der nördlichste Zipfel von Bougainville und das kleinere Buka sind 1897 von Dr. Hahl durchwandert, der auch ein Stück in das Innere Neuhannovers vorgedrungen ist. Kleinere Vorstösse ins Innere sind auch sonst an verschiedenen Punkten unternommen worden. Im übrigen aber ist das Innere der grossen Inseln, allein abgesehen von der Gazellehalbinsel, noch völlig unbekannt. Die Schwierigkeiten, welche sich der Forschung im Bismarck-Archipel entgegenstellen, sind ganz ausserordentliche. Die Inseln sind fast überall mit dichtestem Urwald bedeckt, der wie eine Mauer sich dem Vordringen entgegenstellt. Das Innere der grossen Inseln ist, soweit unsere Kenntnis reicht, von einigen gebirgigen Gebieten abgesehen, unbewohnt. Sobald die letzten Wohnplätze der Eingeborenen und damit die schmalen Eingeborenenpfade aufhören, gilt es, mit Messer

und Beil den Weg durch den Busch zu erkämpfen. Die Zurücklegung kleiner Strecken erfordert einen ungeheuren Aufwand an Arbeit und Zeit. Das Haupthindernis für die Forschung im Bismarck-Archipel wie in Neu-Guinea liegt jedoch in der Beschaffenheit des Menschenmaterials und in der Schwierigkeit der Beschaffung von Nahrung. Die Eingeborenen des Archipels, welche auf kleinem Gebiet von feindlichen Nachbarn umgeben leben, sind weder an weite Wanderungen noch an das Tragen von Lasten gewöhnt. Es ist unmöglich, bei Landexpeditionen mit Kanakern eine für Wochen ausreichende Verpflegung mitzunehmen, und der Urwald enthält fast gar nichts Essbares, weder an Tieren noch an Pflanzen. Nach den Erfahrungen, die ich auf einer Reihe kleinerer Expeditionen, zum Teil in unbewohnten Gegenden, gemacht habe, möchte ich annehmen, dass eine auf Eingeborene des Archipels angewiesene grössere Expedition, etwa die Durchquerung des breiten Hauptteils von Neupommern, sichere Aussicht auf Erfolg nur bei etappenweisem Vorgehen und Anlegung von Nahrungsmitteldepots unter Bedeckung mit beständigem Nachschub von Proviant von der Küste her unternommen werden könnte. Solche Expedition würde allerdings weit erheblichere Mittel erfordern, als bisher im Archipel für derartige Zwecke zur Verfügung standen. Dass in Unterschätzung der Schwierigkeiten ungenügend vorbereitete Expeditionen keinen Erfolg haben, hat das traurige Schicksal der Ehlersschen Expedition in Neu-Guinea bewiesen.

Das gewaltige Inselreich des Bismarck-Archipels und der Salomonsinseln ist durchschnittlich dünn mit Eingeborenen bevölkert. Dicht bewohnt sind nur einzelne kleinere Inseln und einige besonders günstig ge-

legene Küstenstrecken. Im übrigen sind die Ansiedlungen der Eingeborenen über weite Gebiete zerstreut und wechseln mit Flächen unbewohnten Landes ab. Fast durchweg im Bismarck-Archipel macht die Gesamtfläche des von den Eingeborenen bewohnten und kultivierten Landes nur einen ganz geringen Bruchteil des vorhandenen kulturfähigen Landes aus.

Über die Anzahl der im Bismarck-Archipel wohnenden Eingeborenen lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Eine genaue Zählung hat nur auf der kleinen Neu-Lauenburggruppe stattgefunden. Im Jahre 1900 wurden dort nahezu 3400 Eingeborene gezählt.[1]) Auf der Gazellehablinsel sind Anfänge mit Zählungen der Eingeborenen gemacht, doch sind genaue Resultate wegen der zerstreuten Lage der Ansiedlungen und der mangelnden Zählfähigkeit der Eingeborenen bisher nicht erzielt worden. Die Zahl der Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel wird auf etwa 15—20 000 Köpfe zu schätzen sein. Die Gesamtzahl der im Bismarck-Archipel einschliesslich der deutschen Salomonsinseln wohnenden Eingeborenen möchte ich unter der Annahme, dass das Innere der Hauptinseln im wesentlichen unbewohnt ist, auf ungefähr 200 000 schätzen, von denen etwa Dreiviertel auf den Archipel selbst, ein Viertel auf Buka und Bougainville entfallen mögen.[2])

1) Vgl. Statistik der eingeborenen Bevölkerung der Neulauenburggruppe in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten". Bd. XIV, S. 125 ff.

2) In neueren Schätzungen wird die Bevölkerung des Archipels nebst Salomonsinseln meist auf 250 000 Köpfe angegeben (190 000 für den Archipel, 60 000 für die Salomonsinseln), welche Zahl noch zu hoch sein dürfte. Frühere Schätzungen gingen noch viel höher, bis zu 800 000.



Diese Schätzung ist allerdings höchst unsicher. Sie gründet sich für die Gebiete ausserhalb Neu-Lauenburgs und der Gazellehalbinsel im wesentlichen nur auf die Eindrücke, welche ich bei meinen Reisen im Archipel gewonnen habe, wobei mir als Anhaltspunkte nur bezüglich einzelner Dörfer und Landschaften die Angaben von Eingeborenen zu Gebote standen, welche bei dem geringen Verständnis der letzteren für Zahlen auch recht ungenau waren.

Die Eingeborenen des Bismarck-Archipels werden, von den Bewohnern einiger kleiner Inselgruppen abgesehen, zu den Melanesiern gerechnet. Die wenig zahlreichen Eingeborenen der Fead-, Mortlock- und Tasman-Inseln (sowie der jetzt englischen Lord Howe-Inseln) sind Polynesier. Die Bewohner der Fead- und Mortlock-Inseln sind im Aussterben begriffen. Eine ganz eigenartige Kulturentwicklung weisen die hellfarbigen Bewohner der Inseln Matty (Wuwulu) und Durour (Ana) auf, bezüglich deren Rassenzugehörigkeit verschiedene Hypothesen aufgestellt sind. Vielleicht sind dieselben zum Teil als Nachkommen versprengter Japaner oder Chinesen anzusprechen. Abb. 5 bringt eine Gruppe dieser eigenartigen Eingeborenen nebst einem ihrer sorgfältig gebauten Holzhäuser. Auch die Bewohner der Échiquier- (Ninigo), Anachoreten- (Kaniet) und Hermits- (Agomes) Inseln nehmen einen besonderen Platz ein. Ninigo ist die Hauptgruppe der von Bougainville Échiquier (Schachbrett-) Inseln genannten Inseln. Ferner gehören dazu die kleineren Gruppen Pelleluhn, Sama, Hani, Awenu, Similam, Liot (von Bougainville La Boudeuse genannt). Die Bewohner der Hermits- und Anachoreten-Inseln sind im Aussterben begriffen. Erstere, deren Einwohner-

zahl 1881 noch auf 3—400 geschätzt wurde, zählten 1901 nur noch 50—60 Eingeborene, letztere wenig mehr als hundert, von denen der jüngste etwa 20 Jahre alt war. Abb. 4 stellt das Dorf auf Louf, der Hauptinsel der Hermitsgruppe, dar, in welchem die Mehrzahl der dem Untergang geweihten Insulaner wohnt.

Die melanesischen Eingeborenen des Bismarck-Archipels und der Salomonsinseln erscheinen auf den ersten Blick gleichfalls gemischt und aus heterogenen Elementen zusammengesetzt. Von den hellbraunen Manus (Admiralitätsinsulanern) bis herab zum tiefschwarzen Eingeborenen von Bougainville sind fast alle Schattierungen der Hautfarbe vertreten. Auch sonst sind mannigfache körperliche Verschiedenheiten vorhanden. In sprachlicher Beziehung herrscht ein wahrer Wirrwarr. Häufig genug können wenige Meilen voneinander entfernt wohnende Stämme sich untereinander nicht verständigen. Trotzdem lassen sich eine Reihe den melanesischen Eingeborenen des Archipels und der Salomonsinseln gemeinsamer Züge feststellen.

Die Eingeborenen zerfallen überall in kleine Stämme oder Horden, deren Kopfzahl in der Regel wenige Hundert nicht übersteigt. Sie stehen durchweg auf einer äusserst tiefen Kulturstufe. Von den die Berge der Gazellehalbinsel bewohnenden Baining abgesehen, welche ein ackerbautreibendes Nomadenvolk sind, haben sämtliche bekannt gewordenen Stämme des Archipels feste Wohnplätze. Die Hütten werden überall aus Holz, Blättern, Gras und anderen Materialien vegetabilischer Herkunft hergestellt. Dagegen werden niedrige Mauern zum Schutz der Anpflanzungen gegen

Tiere häufig auf lose aufeinander geschichteten Steinen erbaut.

Die Anlage der Ansiedlungen weist in den einzelnen Teilen des Archipels Verschiedenheiten auf. Während auf der Gazellehalbinsel und Neumecklenburg die zerstreute Ansiedlung überwiegt, so dass die einzelnen Gehöfte mehr oder minder weit voneinander entfernt im Wald oder Grasland zerstreut liegen, ist auf dem Hauptteil von Neupommern, den Salomons- und den Admiralitätsinseln die geschlossene Ansiedlung üblich. In den Admiralitätsinseln bewohnen die Manus genannten Eingeborenen Dörfer, welche auf ins Meer hinausragenden Pfahlbauten errichtet sind. Die Bauart der Hütten weist auch im übrigen grosse Verschiedenheiten auf. Die geräumigen, schön verzierten Häuser der Eingeborenen in den Admiralitätsinseln erscheinen wie Paläste neben den elenden kleinen Hütten der Baining auf der Gazellehalbinsel.

Die Schiffahrt ist sämtlichen die Küsten bewohnenden Eingeborenen bekannt, nicht dagegen den Gebirgsbewohnern. So kennen die Baining auf der Gazellehalbinsel keine Seefahrt, obwohl die von ihnen bewohnten Berge vielfach an unbewohnte Küstenstrecken grenzen und die Baining häufig genug zum Fischfang an die Küste herabkommen. Als Fahrzeug dient den Küsteneingeborenen meist das aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellte Kanu mit oder ohne Ausleger. Doch kommen in Südneumecklenburg auch aus mehreren Stücken zusammengesetzte Boote vor. Während die Kanus der Eingeborenen von Neupommern, Neumecklenburg und Neuhannover in der Grösse zwischen solchen schwanken, die nur ein bis zwei Mann fassen bis zu solchen, die zehn bis zwölf

Mann halten können, gibt es in den Salomonsinseln grosse Kriegskanus, die 30 und mehr Mann halten können. Segeln mit europäischen Segeln wird jetzt vielfach von den Eingeborenen ausgeübt. Doch war es vor Ankunft der Weissen den melanesischen Eingeborenen des Archipels unbekannt, allein ausgenommen die Bewohner der Admiralitätsinseln. Die Manus in dieser Inselgruppe besitzen grosse Segelkanus mit einer Art Plattform und selbstgeflochtenen, sehr sorgfältig gearbeiteten Segeln. Die Manus sind als äusserst kühne Seefahrer bekannt, doch auch die Eingeborenen anderer Teile des Archipels, besonders die der Nordküste der Gazellehalbinsel, legen bisweilen in ihren gebrechlichen Fahrzeugen erstaunliche Strecken zurück.

Die Geräte und Waffen werden aus Holz und daneben zum Teil aus Stein hergestellt. Die Gewinnung und Bearbeitung von Metallen ist gänzlich unbekannt. Die Steinaxt, aus einem abgeschliffenen Stein, der in mehr oder minder primitiver Weise an ein gebogenes Stück Holz befestigt wird, bestehend, kommt überall im Archipel vor. Ausserdem werden Steine noch zu Steinkeulen (Neupommern), als Meissel (Admiralitätsinseln) und als Messer und Speerspitzen (Obsidian in den Admiralitätsinseln) verwandt. Glatte Kiesel aus den Flussbetten dienen als Wurfgeschosse für die in weiten Gebieten als Waffe verwandte Schleuder. Die Hauptwaffen sind im Bismarck-Archipel Speer, Keule und Steinschleuder, in den Salomonsinseln Pfeil und Bogen und Speer. Moderne Feuerwaffen besitzen Eingeborene nur an einzelnen Plätzen, wo sie dieselben durch Plünderung von Händlerstationen oder Schiffen erlangt haben. Seit Erklärung der deutschen Schutzherrschaft über den Bismarck-

Archipel ist die Überlassung von Gewehren und Munition an Eingeborene verboten. In früherer Zeit sind zwar viele Gewehre älteren Stiles an die Eingeborenen verhandelt worden, doch kommen dieselben als Waffen jetzt kaum mehr in Betracht, da sie grösstenteils verrostet sind und im übrigen wegen Mangels an Munition meist nicht benutzt werden können.

Überall im Archipel wird von den Eingeborenen Ackerbau betrieben. Die hauptsächlichsten Nutzpflanzen, welche angebaut werden, sind Kokosnüsse, Taro, Yams, Bananen, Betelnüsse, daneben bisweilen Zuckerrohr, Süsskartoffeln, verschiedene Nussarten, Brotfruchtbäume und andere Fruchtbäume. Von manchen Eingeborenen wird auch Tabak angebaut, so von den Baining auf der Gazellehalbinsel. Für die Taro- usw. Pflanzungen wird in der Regel ein Stück Buschland gerodet, nach Aberntung bleibt das Land eine Zeitlang brach liegen, und eine neue Pflanzung wird auf bisher unbebautem oder einige Zeit nicht benutztem Buschland angelegt. Die Baining, welche sehr umfangreiche Taropflanzungen anlegen, verlassen nach Aberntung derselben ihre Wohnsitze und schlagen ihre Hütten an einem anderen geeigneten Punkte auf, von wo aus sie ringsum den Busch niederlegen und neue Pflanzungen anlegen.

Neben dem Ackerbau betreiben sämtliche Küsteneingeborenen den Fischfang, worin sie zum Teil eine bemerkenswerte Geschicklichkeit entfalten. Erwähnenswert sind besonders die kunstvoll geflochtenen grossen Fischkörbe (a vup), welche in der Blanchebucht von den Eingeborenen benutzt werden; ferner die sorgfältig gearbeiteten Netze der Eingeborenen der Admiralitätsinseln und der Südküste von Neupommern. Einige Stämme beschäftigen sich ausschliesslich oder wenigstens

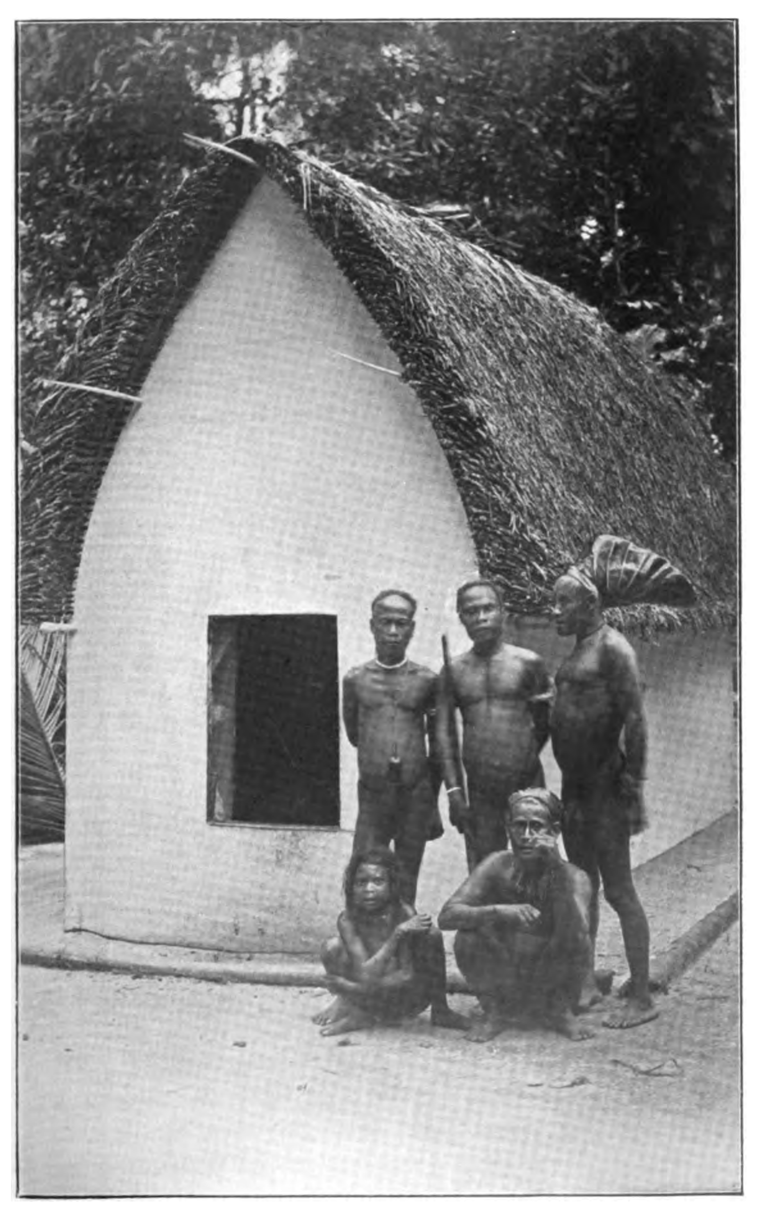


Abb. 5. Haus und Eingeborene auf der Mattyinsel.

ganz überwiegend mit Fischfang und tauschen Feldfrüchte von anderen Stämmen ein, so die Manus in den Admiralitätsinseln. Die Jagd spielt im Bismarck-Archipel nur eine untergeordnete Rolle, da abgesehen von wilden Tauben und anderen Vögeln die Zahl der jagdbaren Tiere eine äusserst geringe ist.

Als Haustiere werden überall Schweine und Hunde gehalten. Daneben gibt es in manchen Gegenden Hühner. In der Nähe von Eingeborenenansiedlungen kommen fast überall wilde (oder verwilderte?) Schweine vor.

Bei den meisten Eingeborenen des Archipels gibt es einen allgemeinen Wertmesser, das Muschelgeld. Es sind dies kleine Muscheln verschiedener Arten, welche auf Schnüre aufgereiht sind. Jede Art von Muschelgeld gilt nur in einem gewissen örtlich beschränkten Gebiet, bisweilen auch mehrere Arten nebeneinander. So gilt das im vorigen Kapitel beschriebene »Tabu« der Gazellehalbinsel nur unter den Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel, sowie auf der Neulauenburggruppe, wo es »Diwara« genannt wird. In Südneumecklenburg ist das gebräuchlichste Muschelgeld »Pele«, welches aus kleinen runden Muscheln besteht, in Nordneumecklenburg ein aus ganz kleinen roten Muscheln bestehendes, auf Fäden von etwa halber Armlänge aufgereihtes Muschelgeld, welches im Nusadialekt »Tapsoka« genannt wird, in den Admiralitätsinseln ein aus kleinen runden hellgrauen Muscheln bestehendes, gleichfalls auf Fäden aufgereihtes Muschelgeld. Die Eingeborenen der Südküste Neupommerns besitzen auf Fäden aneinander gereihte grosse schwarze Muscheln, jede etwa von der halben Grösse einer Hand. Ob dies Muschelgeld ist oder ob die Schalen zu anderen Zwecken gesammelt

und aneinander gereiht sind, liess sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Kein Muschelgeld besitzen die Baining. Die das Muschelgeld bildenden Muscheln werden nur an bestimmten einzelnen Plätzen gefunden, welche zum Teil weit ausserhalb des Gebietes liegen, in welchem sie als Geld verwandt werden. Dieselben Muscheln werden auch häufig als Schmuck verwandt, sowohl als Ohrschmuck, Hals- und Armschmuck, wie zum Schmuck von Speeren, Keulen u. dgl., überwiegend allerdings ausserhalb der Gebiete, in welchen sie als Muschelgeld benutzt werden.

Die geistige Kultur der Eingeborenen ist entsprechend ihrer geringen materiellen Kultur eine äusserst primitive. Als Schrift für die Sprache der Gazellehalbinsel ist von den Missionaren die lateinische eingeführt worden, welche sich zur Wiedergabe der einfachen Vokal- und Konsonantlaute der Eingeborenensprachen vollkommen eignet. Früher gab es, von Einkerbungen in Stäbe abgesehen, um den Ablauf der Monate zu bezeichnen, keinerlei Arten von Aufzeichnungen. Die mündlichen Überlieferungen der Eingeborenen sind sehr mangelhaft und erstrecken sich nicht auf längere Zeiträume zurück. Die Sprachen der Eingeborenen, soweit bisher bekannt geworden, haben Mangel an zusammenfassenden Begriffen, wie Pflanze, Tier und besonders an Abstraktis für geistige Begriffe, auf der anderen Seite einen Überfluss an Einzelbezeichnungen für Tier- oder Fruchtarten, die häufig je nach dem Stadium des Wachstums oder der Reife, bisweilen auch nach der verschiedenen Färbung für ein und denselben Gegenstand ganz verschieden sind. Dir Sprachen erscheinen zum Teil als ziemlich kompliziert. Z. B. weisen eine Reihe derselben neben dem im Deutschen üblichen

Singular und Plural auch noch einen Dual und Trial auf, welche durch alle Pronominalformen durchdekliniert werden, wobei in jedem Fall ein anderes Wort gebraucht wird, je nachdem der Angeredete mit eingeschlossen ist oder nicht. Die Geberdensprache spielt bei den Eingeborenen eine ungleich grössere Rolle als beim Europäer. Bejahungen und Verneinungen, sowie Nichtwissen oder Zweifel werden häufig genug durch Bewegungen der Stirnhaut, des Kopfes oder der Schultern oder aber durch Laute wie ah, ih, m-m, und andere ausgedrückt.

Beim Zählen fällt den Fingern eine wichtige Aufgabe zu. Schon aus den Zahlworten (»lima« bedeutet in den meisten Sprachen des Archipels ebenso wie in malaiopolynesischen Sprachen die Hand und die Zahl fünf) lässt sich erkennen, dass die Hand die Grundlage des Zahlensystems bildet. In verschiedenen Sprachen der Gazellehalbinsel, Neumecklenburgs und Neuhannovers gibt es nur für die Zahlen von 1 bis 5 und die Zahl 10 ursprüngliche Worte, während die Zahlen von 6 bis 9 Zusammensetzungen einer Vorsatzsilbe mit den Zahlen 1 bis 4 sind, ebenso in der Sprache der Manus in den Admiralitätsinseln. Es ist zu vermuten, dass bei diesen Völkern ursprünglich nur von eins bis zu fünf (einer Hand) gezählt wurde, und dass der nächst höhere Zahlenbegriff der für die Zahl der Finger beider Hände war. Die Lücke zwischen den Zahlen 5 und 10 wurde dann erst später unter Zuhilfenahme der Zahlen 1 bis 4 ausgefüllt. In manchen Teilen des Bismarck-Archipels ist noch jetzt 10 die höchste Zahl, welche durch ein Zahlwort ausgedrückt werden kann, z. B. in Neuhannover. Andere Eingeborenenstämme haben Zahlen für 100 und darüber hinaus. Das aus-

gebildetste Zahlensystem haben die Manus in den Admiralitätsinseln, welche noch für 10 000 ein besonderes Wort haben. Bei fast sämtlichen Eingeborenen gibt es übrigens besondere Zahlen, um eine Anzahl von Früchten, Schweinen u. dgl. zu bezeichnen. Beim Zählen wird von den Händen Gebrauch gemacht, um so ausgiebiger, je unvollkommener das Zahlensystem ist. Die der auszudrückenden Zahl entsprechende Anzahl der Finger der einen Hand wird von der anderen Hand umschlossen. Die Zahl 10 wird häufig durch gleichzeitiges Schliessen und Wiederöffnen beider Hände ausgedrückt. Ein Neuhannoveraner drückt z. B. die Zahl 50 so aus, dass er fünfmal hintereinander beide Hände schliesst, wieder öffnet und so fort, wobei er jedesmal das Wort für 10 (sangahuli) ausspricht. Die Zahl 20 wird bisweilen durch das Wort für »Mann« oder »Mensch« ausgedrückt, so in einem Neulauenburg-Dialekt (a tutana). Es liegt dabei offenbar der Gedanke an die Zahl der Finger und Zehen zugrunde.

Die Zeitrechnung basiert auf der Beobachtung des Mondes. Der Name für Mond bedeutet in den bekannt gewordenen Sprachen auch gleichzeitig Monat. Eine Bezeichnung für Jahr findet sich zwar in einzelnen Sprachen, so z. B. auf der Gazellehalbinsel »a kilal na up«, die Zeit eines Jams. Doch möchte ich glauben, dass eine Zeitrechnung nach Jahren vor dem Erscheinen der Weissen im Archipel den Eingeborenen im allgemeinen unbekannt war. In verschiedenen mir bekannt gewordenen Fällen aus den Anfängen der Arbeiteranwerbung hatten die als Arbeiter angeworbenen Eingeborenen immer angenommen, dass sie so viele Monate bei den Weissen bleiben sollten, als letztere mit ihren Fingern anzeigten, während die Anwerber tatsächlich

Jahre meinten. Besondere Namen für die einzelnen Monate haben sich in den bisher bekannt gewordenen Sprachen nicht herausgebildet. Neben der Mondrechnung unterscheiden die Eingeborenen Jahreszeiten nach den Wind- und Regenverhältnissen. Die Hauptwinde, welche im Archipel der Südostpassat und der Nordwestmonsun, sowie an den Küsten Land- und Seewind sind, haben überall besondere Namen. Das Ende der Regenzeit wird bei einigen Stämmen Nordneumecklenburgs durch Essen und Tanz festlich begangen, der Zeitpunkt wird jedesmal durch alte Männer auf Grund der jährlichen Beobachtungen und Zählungen der Monate festgestellt. In den Salomonsinseln spielt nach Mitteilungen von Eingeborenen aus Hánahan (Ostküste von Buka) das regelmässige jährliche Erscheinen eines Meerwurms, zu dessen Fang die Eingeborenen in Kanus auf das Riff hinausfahren, auch eine wichtige Rolle für die Zeitrechnung. Vielleicht handelt es sich um den Palolowurm, der auch alljährlich im Oktober-November in Samoa erscheint.

Von einer staatlichen Organisation ist unter den Eingeborenen des Bismarck-Archipels noch nicht die Rede. In dem weitaus grössten Teil des Inselgebiets herrschen anarchische Zustände. Eine anerkannte Macht, welche richten und strafen könnte, gibt es nicht; jeder rächt ihm widerfahrene Unbill selbst, falls er stark genug ist. Die ersten Anfänge zu gesellschaftlicher Entwicklung sind in der Familie vorhanden. Dem Familienhaupt stehen über die Familienglieder gewisse beschränkte Rechte zu. Die Familie, oder besser Sippe, wird von den von der Mutterseite verwandten Personen gebildet. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn tritt völlig zurück gegenüber dem

zwischen Onkel und Neffen mütterlicherseits. Es herrscht, soweit bisher bekannt geworden, bei allen Stämmen des Bismarck-Achipels, die Baining allein ausgenommen, Mutterrecht, d. h. für Familien- und Erbschaftsverhältnisse entscheidet allein die Verwandtschaft von der Mutterseite. Die so miteinander Verwandten dürfen weder untereinander heiraten, noch überhaupt geschlechtlich miteinander verkehren, widrigenfalls sie gewärtigen müssen, von den Sippenangehörigen getötet zu werden. Auf Neumecklenburg und Neuhannover benennen manche Stämme ihre Sippen nach bestimmten Vögeln. Eingeborene in der Gegend von Bukabuka (Neuhannover) bezeichneten z. B. ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sippe dadurch, dass sie sagten: Wir gehören zum Vogel »Manike« (ein kleiner schwarzer Vogel, der auf Neuhannover im Busch vorkommt) bezw. zum Vogel »Kanei« (ein kleiner weisser Strandvogel). Sogenannte Häuptlinge, besonders als Anführer im Krieg, finden sich zwar überall, doch wirkliche Macht scheinen sie nur an wenigen Plätzen und auch dort nur kraft hervorragender Eigenschaften oder grossen Reichtums der betreffenden Häuptlinge an Muschelgeld auszuüben.

Es herrscht ziemlich allgemein Vielweiberei bei den Eingeborenen. Allerdings können sich nur die Reichen mehrere Frauen halten. In weiten Gebieten ist der Frauenkauf üblich mit Gebräuchen, die auf früheren Weiberraub hinweisen. Der wirkliche Raub von Weibern gelegentlich von Kriegszügen kommt auch häufig vor, besonders in den Admiralitätsinseln. Im letzteren Fall wird die Frau als Sklavin behandelt. Doch auch im übrigen ist die Stellung der Frau keine gute. Der Hauptteil der Arbeit fällt überall den Weibern zu, die häufig genug mehr als Arbeitstiere, denn als Ehefrauen

nach europäischen Begriffen erscheinen. Die unverheirateten Männer leben bei den meisten Stämmen in einem besonderen Junggesellenhaus zusammen.

Die religiösen Vorstellungen bewegen sich durchweg auf dem Niveau des Geister- und Gespenster-glaubens. Schädliche Naturereignisse, wie Erdbeben, Stürme usw., werden ebenso wie Krankheiten auf das Wirken böser Geister zurückgeführt. Die Vorstellung von einem Fortleben nach dem Tode, wenn auch nur als Gespenster auf Erden, scheint allgemein vorhanden zu sein. Mit dem Aberglauben verknüpft sind Geheimbünde, Maskentänze und verschiedene Arten von Zaubereien, welche in weiten Gebieten des Archipels angetroffen werden.

Die melanesischen Eingeborenen verteilen sich im einzelnen wie folgt auf die Inselgruppen des Archipels:[1])

1. Die Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel, von Neulauenburg und Südneumecklenburg. Sie bilden nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, Gebräuchen und Sprache, welche letztere allerdings in eine grosse Anzahl voneinander mehr oder minder abweichender Dialekte zerfällt, eine Einheit. Sie bewohnen auf der Gazellehalbinsel die Küste von Massava auf der Nordküste bis nach Löndip an der Ostküste, die der Gazellehalbinsel vorgelagerten kleinen Inseln Massikunabuka, Massava (1899 unbewohnt), Urar, Watom, Matupit, ferner das landeinwärts dieser Küste belegene Land ungefähr bis zu einer von Löndip über den Wunakokor (Varzinberg) nach dem südlichen Teil des Weberhafens verlaufenden Linie, die Neulauenburggruppe und Südneumecklenburg bis zu einer Linie, welche

1) Vgl. die Karte am Schlusse dieses Werkes.

etwas südlich der Südspitze der Gardener Inseln von Ost nach West durch Neumecklenburg verläuft, sowie die letzterem vorgelagerten Inselgruppen St. Johann (Aneri), Caens-Inseln (Tanga) und Gerrit Denys (Lir).

2. Die Taulil, ein kleiner, aus wenigen hundert Köpfen bestehender Volksstamm, der auf der Gazellehalbinsel in der Ebene südwestlich vom Wunakokor (Varzinberg) zwischen diesem und den Bainingbergen wohnt. Die Taulil ähneln in der Erscheinung durchaus den zu 1. aufgeführten Küsteneingeborenen, besitzen aber eine von der der letzteren verschiedene Sprache.

3. Die Baining, welche die Berge der Gazellehalbinsel von Cap Lambert bis hinab zur Henry Reidbucht bewohnen. Sie sind in Erscheinung, Sprache und Sitten völlig verschieden von den anderen Eingeborenen der Gazellehalbinsel. Sie umfassen wahrscheinlich eine erhebliche Kopfzahl. Ob die Baining auch noch weiter nach Süden zu in den Bergen des Hauptteils von Neupommern wohnen, ist ungewiss.

4. Die Küstenbewohner des Hauptteils von Neupommern, die den Papua von Neu-Guinea verwandt erscheinen. Zwischen den Ansiedlungen dieser letzteren Eingeborenen und denen der Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel liegen weite Gebiete unbewohnten Landes. Die ersten Dörfer der Küstenbewohner des Hauptteils der Insel beginnen an der Nordküste südlich des etwa in der Mitte der offenen Bucht mündenden Flusses Nessai, an der Südküste etwas nördlich von Cap Orford.

5. Die Eingeborenen von Neuhannover und Nordneumecklenburg nördlich der (zu 1) vorerwähnten Linie, einschliesslich der umgelagerten Inseln, insbesondere Sandwichinsel (Djaul), Gardnerinseln (Tabar) und Fischerinseln (Simberi). Sie weichen von den zu 1

aufgeführten Eingeborenen weniger in der Erscheinung als in Sprache und Sitten ab, sind untereinander aber trotz einer grossen Zahl verschiedener Dialekte nahe verwandt.

6. Im Süden von Neumecklenburg, dem breitesten Teil der Insel, gibt es nach den Angaben der Küstenbewohner noch ein die Berge im Innern bewohnendes, ihnen feindliches Volk, dessen Sprache sie nicht verstehen. Irgend etwas näheres über diese Bergbewohner ist mir nicht bekannt geworden.

7. Die deutschen Salomonsinseln Buka und Bougainville werden von Eingeborenen dunklerer Färbung bewohnt, als sie die Bewohner der übrigen Inselgruppen aufweisen. Die Eingeborenen der kleineren Insel Buka sind meist dunkelbraun, während sich auf Bougainville häufig Eingeborene von tintenschwarzer Hautfarbe vorfinden. Die Salomonsinsulaner werden im Archipel allgemein »Buka« genannt, nach dem der nördlichsten Salomonsinsel beigelegten Namen. Von Bukas bewohnt ist auch die Inselgruppe Nissan (Sir Charles Hardy-Inseln) sowie die kleine Carteretgruppe.

8. Die Admiralitätsinseln (Manus) weisen eine in Aussehen, Sprache und Gebräuchen von den Eingeborenen der anderen Inselgruppen erheblich abweichende Bevölkerung auf. Die hellere Hautfarbe, das langherabfallende Haar, die entwickeltere Kunstfertigkeit zeichnen die Bewohner der Admiralitätsinseln vor den tiefer stehenden Bewohnern der übrigen Hauptinseln aus. Die Eingeborenen zerfallen in die Pfahlbautendörfer bewohnenden Manus und die ihre Häuser auf dem Lande errichtenden Usiai. Die Manus nehmen trotz geringerer Anzahl eine herrschende Stellung in der Inselgruppe ein.

9. Die Bewohner der St. Matthiasinseln (Mussau) stehen in der äusseren Erscheinung den Eingeborenen von Neuhannover am nächsten. Die St. Matthiasinsulaner haben, soweit bekannt, keinerlei Verkehr mit anderen Inselgruppen. Vielleicht sind die Bewohner der Sturminsel eines Stammes mit den St. Matthiasinsulanern.

Über den Gang der Besiedelung der Inselgruppen durch die Eingeborenen lassen sich nach der Lage der Ansiedlungen und nach den sprachlichen Verhältnissen in einzelnen Teilen des Archipels Vermutungen aufstellen. Die Besiedlung der Küsten von Neupommern ist wahrscheinlich einerseits von Neu-Guinea aus erfolgt, andrerseits von Neumecklenburg aus teils direkt, teils über Neulauenburg, während die Bergbewohner (Baining) die Reste einer durch die Eindringlinge zurückgedrängten Urbevölkerung sein dürften. Eine Reihe von Worten aus malaiopolynesischen Sprachen (z. B. lima Hand und Zahl 5, mata Auge und andere), welche in den Sprachen der meisten Küstenstämme des Bismarck-Archipels wiederkehren, lassen auf einen früheren Zusammenhang zwischen diesen Stämmen schliessen, über dessen Art sich indessen nichts einigermassen sicheres feststellen lässt.

Eine wichtige Rolle in der Besiedlung des Archipels haben neben den Wanderungen ganzer Stämme wahrscheinlich auch die Verschlagungen von Eingeborenenkanus durch Winde und Meeresströmungen gespielt. Im Jahre 1899 traf ich in Nordneumecklenburg eine Anzahl Bukas (Salomonsinsulaner) an, welche bei der Fahrt in einem grossen Kanu von Buka nach Nissan (Sir Charles Hardy Inseln) abgetrieben und nach Aneri (Wuneram oder St. Johann) gelangt waren und bei dem

späteren Versuch, wieder nach Osten zu fahren, noch weiter westlich nach Neumecklenburg verschlagen wurden. Verschiedene andere Fälle sind mir von Eingeborenen berichtet worden. So wurde 1898 ein Kanu mit Manusleuten von den Admiralitätsinseln nach Mussau (St. Matthiasinsel) verschlagen. Sie wurden dort von den Eingeborenen angegriffen, verteidigten sich aber erfolgreich und erreichten später wieder ihre Heimat. Wenngleich angetriebene Fremde von den Eingeborenen meist erschlagen und aufgefressen werden, so besteht doch die Wahrscheinlichkeit, dass dies nicht ausnahmslos geschehen ist, sondern dass insbesondere fremde, nicht zu feindlichen Stämmen gehörige Weiber als Sklavinnen oder auch Ehefrauen aufgenommen sind und so zur Mischung der Bevölkerung beigetragen haben. Auf Neuhannover kommen nicht selten Eingeborene erheblich dunklerer Färbung vor, als die Bewohner Nordneumecklenburgs und auch der Durchschnitt der Neuhannoveraner aufweisen. Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Ursache vielleicht die Mischung mit Salomonsinsulanern ist, welche durch den Südostpassat nach Neuhannover verschlagen sind. In einzelnen Fällen mögen unbewohnte Inseln durch die Insassen verschlagener Kanus ihre Bevölkerung erhalten haben, bezw. durch solche zufälligen Ereignisse in den Kreis der Eingeborenen bekannten und von ihnen zu Jagd-, Fischfang- oder anderen Zwecken besuchten Inseln gelangt sein. Auch die Verbreitung von Waffen und Geräten scheint bisweilen auf solche Weise erfolgt zu sein. Das Vorkommen des Webstuhls bei den sonst ganz unkultivierten St. Matthiasinsulanern lässt sich nicht wohl anders erklären, als dass letzteren die Kenntnis davon durch verschlagene, höher kultivierte

Eingeborene (vielleicht aus dem Rukarchipel) übermittelt ist.

Zur Mischung der Bevölkerung tragen die Heiraten unter verwandten, bisweilen ziemlich entfernt voneinander wohnenden Stämmen bei. Beispielsweise finden Heiraten von Eingeborenen der Neulauenburggruppe sowohl untereinander wie mit Eingeborenen der Gazellehalbinsel und von Südneumecklenburg statt.

Verschiebungen werden endlich durch die Kämpfe der Eingeborenen herbeigeführt. Schwächere Stämme, die den Angriffen stärkerer Gegner ausgesetzt sind, ziehen sich häufig nach schwerer zugänglichen Plätzen zurück. Noch 1899 waren zwei kleine Inseln im Nusafahrwasser, deren Bewohner unter Raubzügen der Kabienleute (Nordneumecklenburg) zu leiden hatten, von ihren Bewohnern geräumt worden. Letztere hatten sich dann auf entfernteren Inseln niedergelassen. In den Admiralitätsinseln fanden noch in den letzten Jahren unter dem Einfluss der beständigen Kämpfe, besonders der immer wiederkehrenden Raubzüge der Manus erhebliche Verschiebungen in der Eingeborenenbevölkerung statt. Einige früher bewohnte kleinere Inseln wurden von den Bewohnern gänzlich geräumt, welche ihre neuen Wohnsitze auf grösseren, eine Flucht ins Innere ermöglichenden Inseln errichteten.

Die Eingeborenen sind im allgemeinen kräftig und haben, abgesehen von vielen Fuss- und Beinwunden und Geschwüren, welche die naturgemässe Folge des Gehens mit unbekleideten Füssen und des Fehlens einer rationellen Wundbehandlung sind, und abgesehen von den in vielen Gegenden ungemein häufigen Hautkrankheiten, besonders Ringwurm, nicht allzuviel unter Krankheiten zu leiden. In den Malariagegenden haben nach

den Untersuchungen des Geheimrats Dr. Koch sämtliche Eingeborene als Kinder das Malariafieber durchzumachen und sind als Erwachsene dann mehr oder minder vollkommen immun gegen Malaria. Dysenterie kommt an manchen Plätzen auf der Gazellehalbinsel endemisch vor. Ziemlich häufig sind Lungenkrankheiten, insbesondere in steigendem Masse Tuberkulose. Ob die letztere Krankheit von Europäern eingeschleppt ist oder schon früher in manchen Gegenden zu Hause war, wird vielleicht nie mehr mit Sicherheit aufgeklärt werden können. Nach Angaben von Eingeborenen aus Nordneumecklenburg starben dort schon Eingeborene an Lungenkrankheiten, ehe die ersten Weissen erschienen, wobei es sich allerdings nicht mit Notwendigkeit um die jetzt zweifellos dort vorhandene Tuberkulose gehandelt zu haben braucht. Eingeschleppt sind gelegentlich andere ansteckende Krankheiten, so die Pocken, welche 1894/96 besonders auf den Frenchinseln (zu Kaiser-Wilhelmsland gehörig) gewaltige Verheerungen anrichteten. Die Pocken waren 1893 von Java nach Neu-Guinea eingeschleppt und wurden von dort weiter verbreitet. Auf den Feadinseln erlagen Ende 1892 einer Influenzaepidemie mehr als die Hälfte der ohnehin sehr geringen Bevölkerung, so dass 1893 dort nur noch etwa 80 Eingeborene lebten. Ferner sind Geschlechtskrankheiten besonders auf Neumecklenburg und Neuhannover eingeschleppt. Ziemlich frei davon sind Neupommern und die Salomonsinseln, auf denen die Weiber von der Berührung mit Fremden sich fernhalten, bezw. ferngehalten werden. Die Kindersterblichkeit ist wahrscheinlich in den meisten Gebieten infolge mangelhafter Pflege gross. Die Zahl der Geburten dürfte indessen, nach dem geringen vorliegenden

Material zu urteilen, im allgemeinen ziemlich hoch sein. Abtreibung ist unter den Eingeborenen anscheinend nicht selten, auch Tötung von Kindern gleich nach der Geburt kommt vor.

Wenngleich die vorerwähnten Umstände zweifellos von erheblicher Bedeutung für die Bevölkerungsziffer im Archipel sind, so lässt sich doch die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung daraus allein nicht erklären. Eine Hauptursache dafür, dass die Eingeborenenzahl eine so niedrige geblieben ist, dürfte vielmehr in den beständigen Kämpfen der Eingeborenen untereinander zu suchen sein. Überall im Bismarck-Archipel wiederholt sich dasselbe Bild: Kleine Stämme, welche in beständiger Fehde mit anderen Stämmen, bisweilen ihren nächsten Nachbarn, liegen. Das Dasein vieler dieser Stämme kann man zutreffend mit dem eines Rudels Raubtiere vergleichen, das bald auf Raub ausgeht, bald selbst gejagt wird. Die Fehden zwischen einzelnen Stämmen herrschen häufig seit Menschengedenken und müssen nach Eingeborenenbegriffen in alle Ewigkeit fortgehen. Es besteht überall das Prinzip der Blutrache in ausgeprägtester Form, Mord erfordert wieder Mord. In manchen Gegenden, wie auf der Gazellehalbinsel, ist Abkauf von Mordtaten durch Muschelgeld möglich, in anderen Gebieten, wie bei einigen Stämmen Neu-mecklenburgs, erfordert dagegen vergossenes Blut in jedem Fall Sühnung durch Tötung von Gegnern, ohne dass die Möglichkeit einer anderen Beilegung gegeben ist. Die beständigen blutigen und grausamen Kämpfe unter den Eingeborenen, besonders aber die fast allgemein geübte Praxis des Tötens von Weibern und Kindern bildete das wirksamste Hemmnis für die Zunahme der Bevölkerung des Bismarck-Archipels. Die gewaltsame

Erzwingung des Friedens durch die weisse Verwaltung hat zunächst an einzelnen Stellen eine weitere Verminderung der Zahl der Eingeborenen bewirkt. Besonders auf der Gazellehalbinsel hat es einer Reihe für die Eingeborenen verlustreicher Kämpfe bedurft, ehe friedliche Zustände und die Anerkennung der obrigkeitlichen Gewalt herbeigeführt werden konnten. Die Abgeschlossenheit der einzelnen kleinen Stämme gegeneinander, die Gewöhnung an einen beständigen Kriegszustand, die Lust am Mord und Menschenfrass hat es trotz der angeborenen Feigheit der Kanaker bewirkt, dass in der Regel die Niederwerfung der Eingeborenen einer Landschaft nur für diese und allenfalls noch die Bewohner der nächst angrenzenden Landschaft Wirkung hatte, und im übrigen immer wieder Züge der Polizeitruppe zur Bestrafung von Mordtaten und Erzwingung des Friedens stattfinden mussten. Gesichert ist der Frieden bisher nur in den Gebieten, welche der beständigen Kontrolle der Verwaltung unterliegen und dem eventuellen sofortigen Eingreifen der Polizeitruppe ausgesetzt sind. Dies sind die Gazellehalbinsel, abgesehen von dem Innern der Bainingberge, Neulauenburg und die nächstgelegenen Teile Südneumecklenburgs und eine Reihe kleinerer Inselgruppen. Ferner die der Kontrolle der Station Nusa (mit Polizeitruppe) unterstehenden Gebiete Nordneumecklenburg und die vorgelagerten Inselgruppen. Im übrigen gehen die Kämpfe der Eingeborenen untereinander unverändert weiter. Ein Eingreifen der weissen Verwaltung ausserhalb der oben bezeichneten Gebiete hat bisher nur stattgefunden, wenn Weisse von den Eingeborenen angegriffen wurden oder sonst europäische Interessen in Frage standen. Um den Frieden im gesamten Bismarck-Archipel zu er-

zwingen, würde es der Aufwendung ganz erheblich grösserer Machtmittel bedürfen, als der Verwaltung bisher zu Gebote standen. Insbesondere würde sich ein solches Resultat ohne Errichtung einiger weiterer Regierungsstationen mit Polizeitruppe nicht erreichen lassen.

Mit der Herbeiführung friedlicher Zustände ist in den oben gekennzeichneten Gebieten ein Haupthindernis, welches bisher der Zunahme der Eingeborenenbevölkerung entgegenstand, beseitigt worden. An der Nordküste der Gazellehalbinsel ist an einzelnen Punkten eine Zunahme tatsächlich bereits bemerkbar geworden, ebenso auf Neulauenburg. Welches die Zukunft der Eingeborenen des Bismarck-Archipels sein wird, ob nach Beseitigung der Kämpfe, welche eine notwendige Folge der weiteren Besiedlung des Archipels durch die Weissen sein wird, die Eingeborenenbevölkerung wachsen, oder ob sie mit dem Vordringen der Kultur dahinschwinden wird, ist eine Frage, deren Beantwortung äusserst schwierig ist. Eine Hauptgefahr ist immer die Einschleppung von ansteckenden Epidemien. Selbst Krankheiten, welche in Europa als verhältnismässig harmlos gelten, richten unter den noch unberührten Eingeborenen verheerende Wirkungen an, wie seiner Zeit die Masern in Fidji. Auch die langsam wirkenden ansteckenden Krankheiten, wie Tuberkulose, entfalten unter den Eingeborenen, welche unter ungünstigeren Wohnungs- und Reinlichkeitsverhältnissen als Europäer leben, eine grössere Wirksamkeit als unter letzteren, wie das Beispiel Samoas zeigt. Abgesehen von der Krankheitsfrage glaube ich nicht, dass die Entwicklung der Eingeborenenbevölkerung durch das Eindringen europäischer Kultur irgendwie beeinträchtigt wird. Die Beseitigung der Kämpfe der Eingeborenen unterein-

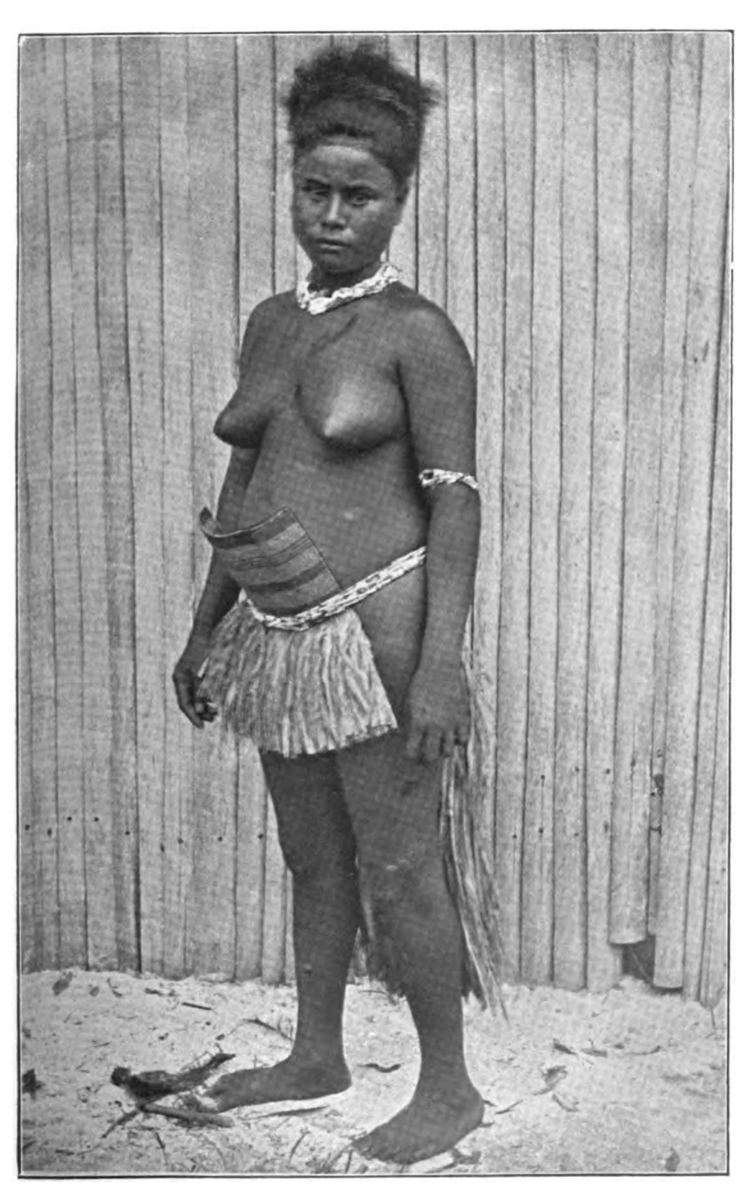


Abb. 6. Frau von der Ninigogruppe (Schachbrett-Inseln).

ander und die Herstellung friedlicher und geordneter Zustände, die Hebung der Lebensverhältnisse durch Einfuhr europäischer Artikel und durch Einwirken der Missionen sind Momente, welche ein Anwachsen der Eingeborenenbevölkerung nur günstig beeinflussen können. Die Verabfolgung von Alkohol, dessen Einführung auf manche Naturvölker eine vernichtende Wirkung ausgeübt hat, ist von Beginn der deutschen Herrschaft ab für den Bismarck-Archipel und Neu-Guinea verboten worden, so dass in dieser Hinsicht den Eingeborenen keine Gefahren drohen. Es muss jedoch als sehr zweifelhaft erachtet werden, ob es gelingen wird, die weitere Verbreitung der oben erwähnten, bereits eingeschleppten Krankheiten und die Einschleppung weiterer ansteckender Krankheiten zu verhindern. Im Hinblick auf die sowohl auf einzelnen kleineren Inseln des Bismarck-Archipels, als auch in grösserem Massstabe auf anderen Inselgruppen der Südsee gemachten Erfahrungen, möchte ich die Aussichten für eine andauernde Zunahme und selbst Erhaltung der Eingeborenen des Bismarck-Archipels trotz der oben erwähnten, an einzelnen Plätzen beobachteten Vermehrung derselben, nicht für sehr günstig halten.

Kapitel IV.

Geschichte des Bismarck-Archipels.

Der Bismarck-Archipel wurde wahrscheinlich bereits im 16. Jahrhundert von den Spaniern entdeckt. Wenigstens erwähnt der berühmte holländische Seefahrer Abel Tasman, der Entdecker Tasmaniens, welcher 1643 an der Ostküste des von ihm noch für einen Teil von Neu-Guinea gehaltenen Neumecklenburgs entlang fuhr, dass das Ostkap dieser Küste von den Spaniern Cabo de S. Maria benannt sei. Wir wissen auch, dass Schiffe des Spaniers Alvaro Mendana, der 1595 eine zweite Expedition nach den von ihm entdeckten Salomonsinseln unternommen hatte, bei der Fahrt von dort nach Guam in den Marianen an eine Küste gelangten, welche sie für die Küste von Neu-Guinea hielten. Der Richtung der Fahrt nach zu urteilen, ist dies vermutlich die Ostküste Neumecklenburgs gewesen, doch können wir genaueres nicht feststellen, da der betreffende Teil der Beschreibung dieser Reise verloren gegangen ist.[1])

Sichere Kunde haben wir erst von den Entdeckungsreisen holländischer Seefahrer durch den Bismarck-Archipel im 17. Jahrhundert. Als die ersten be-

1) Die erhaltenen Bruchstücke der Reisebeschreibung sind abgedruckt bei C. de Brosse, Vollständige Geschichte der Schifffahrten nach den noch grösstenteils unbekannten Südseeländern, aus dem Französischen übersetzt von Adelung, Halle 1767.



fuhren Jacob le Maire und Willem Cornelis Schouten den Archipel. Am Johannistage 1616 erreichten sie die erste Insel östlich von Neumecklenburg, welcher sie den Namen S. Jan (St. Johann) beilegten. Es kam dort, wie noch zweimal bei der weiteren Fahrt längs der Ostküste Neumecklenburgs zu blutigen Zusammenstössen mit den Eingeborenen, welche in Kanus den Fahrzeugen der Holländer entgegenfuhren und die letzteren mit einem Steinhagel aus ihren Schleudern überschütteten. Das Feuer der Flinten und der Schiffskanonen trieb die Angreifer jedesmal bald zurück. Im ferneren Verlauf ihrer Fahrt sichteten die Entdecker die Admiralitätsinseln, welche sie die 25 Inseln benannten. Dieser Name ist ebensowenig beibehalten wie die Namen »Grüne Inseln« für Nissan, »Marken« für Mortlockinseln, welche le Maire und Schouten diesen Inseln gegeben hatten.

Der nächste Seefahrer, von dessen Fahrt nach dem Archipel wir Kunde haben, war der vorerwähnte Abel Tasman. Er fuhr 1643 an der Ostküste Neumecklenburgs, dann an der Küste Neuhannovers entlang und wandte sich darauf nach Süden zur Nordküste Neu-Guineas. Die Anthony Caens-, Gerrit Denys- und Fischerinseln östlich von Neumecklenburg sind von Tasman benannt. Die kleine Tasmangruppe führt nach ihm ihren Namen.

Aufschluss darüber, dass die gesehenen Küsten nicht Teile von Neu-Guinea bildeten, wie die Holländer angenommen hatten, sondern zu einem selbständigen Archipel gehörten, brachte erst die Fahrt des englischen Seefahrers William Dampier im Jahre 1700, welcher die nach ihm benannte, den Archipel von Neu-Guinea trennende Strasse durchfuhr. Dampier glaubte aller-

dings noch eine zusammenhängende Insel vor sich zu sehen, indem er den Neupommern von Neumecklenburg trennenden St. Georgskanal für eine weite Bucht hielt, und gab dieser Insel den Namen New Britain. An der Ostküste Neumecklenburgs wurde Dampier von einer Anzahl von Kanus angegriffen, in denen sich gegen 200 mit Schleudern bewaffnete Eingeborene befanden, welche indessen die Flucht ergriffen, als Dampier eine Kanone auf sie abfeuern liess. Der Bucht, in der sich dies ereignete, gab Dampier den Namen Slingersbai (Schleudererbucht). Etwas friedlicher gestaltete sich eine Landung an der Südküste Neupommerns bei Kap Orford, obgleich auch hier die Eingeborenen anfangs eine drohende Haltung einnahmen und durch Schreckschüsse vom Strande vertrieben werden mussten. Der englische Seefahrer benannte die vielleicht schon von le Maire und Schouten gesehenen Inseln nördlich von Neuhannover St. Matthias- und Squally (Sturm-) Insel.

Der nächste Besucher desArchipels war wieder ein Holländer. Jacob Roggeveen, der Entdecker Samoas, fuhr im Jahre 1722 auf demselben Wege an den Küsten Neumecklenburgs, Neuhannovers und Neu-Guineas entlang, den einst Tasman eingeschlagen hatte. Auch bei dieser Fahrt kam es zu einem Kampf mit Eingeborenen der Küste Neumecklenburgs, welche eine an Land fahrende Schaluppe mit Steinschleudern und Lanzen angriffen.

Grösseren Gewinn für die Erforschung des Inselgebiets brachte die Fahrt des Engländers Carteret, der 1767 den Bismarck-Archipel besuchte. Carteret entdeckte den Kanal, der Neupommern von Neumecklenburg trennt und beschränkte nun den Namen New

Britain auf erstere Insel, während er den andern Hauptinseln die Namen New Ireland und New Hanover gab. Carteret entdeckte und benannte ferner die Duke of York-Inseln (Neulauenburg), sowie die Inseln Matty und Durour, und endlich die »Neun Inseln«, welche später ihm zu Ehren Carteret-Inseln genannt wurden. Er gab ferner der schon von le Maire und Schouten entdeckten grossen westlichen Inselgruppe den Namen Admiralty Islands (Admiralitätsinseln) und legte der von den holländischen Entdeckern »Grüne Inseln« benannten Nissangruppe den Namen Sir Charles Hardy-Inseln bei.

Im Jahre 1768 besuchte der Franzose de Bougainville den Archipel. Die Namen der von ihm entdeckten westlichen kleinen Inselgruppen Les Anachorètes (Anachoreten), Échiquier (Schachbrettinseln) und La Boudeuse (nach dem Namen des einen seiner beiden Schiffe) rühren von ihm her.

Die wichtigste Tat Bougainvilles war jedoch die Erforschung der nördlichen Salomonsinseln. Diese Inselgruppe war bereits 1568 von dem Spanier Alvaro Mendana de Neyra entdeckt und in ihrem südlichen Teil befahren worden. Den Namen Salomonsinseln hatte die Gruppe in Erinnerung an die Ophirfahrten des Königs Salomo erhalten, da die nach Gold lüsternen Spanier in den neuen Inseln das Gebiet gefunden zu haben glaubten, aus dem einst Salomo seine Goldschätze bezogen hatte. Die nördliche Hauptinsel erhielt ihren Namen nach ihrem Entdecker Bougainville, die dieser vorgelagerte kleinere Insel wurde Buka genannt, nach einem von den Eingeborenen gerufenen Wort. Bóka oder Búka ist in der Sprache von Hánahan, der für die Arbeiteranwerbung bisher wichtigsten Landschaft

auf der Ostseite der Insel Buka ein Ausdruck, der Fremden gegenüber angewandt wird und ungefähr bedeutet: Wo kommst Du her, wer bist Du? Der Name Buka hat sich nicht nur als Name der nördlichsten Salomonsinsel erhalten, sondern wird im Bismarck-Archipel allgemein als Bezeichnung für Salomonsinsulaner gebraucht, auch für die von anderen Inseln der Gruppe stammenden Eingeborenen. 1769 befuhr Surville die Ostküste, 1788 Shortland die Westküste von Bougainville. Die Inseln südöstlich dieser grossen Insel sind nach dem Letztgenannten Shortlandinseln benannt worden.

Im Jahre 1781 hielt sich der Spanier Maurelle in den Admiralitätsinseln auf. Er gab der Hauptinsel den Namen Don José Basco nach dem damaligen Generalgouverneur der Philippinen und benannte eine Anzahl Inseln der Gruppe, so S. Gabriel, S. Rafael, Jesus Maria, ferner die kleine Inselgruppe Los Eremitanos (Hermitsinseln). Zehn Jahre später, 1791, besuchte der englische Kapitän Hunter die Neulauenburggruppe und benannte den Hafen auf der Hauptinsel der Gruppe nach sich Port Hunter. Während Hunters Aufenthalt dort kam es zu einem blutigen Zusammenstoss mit den Eingeborenen.

Von weiteren Besuchen des Archipels sind zu erwähnen die Fahrten d'Entrecasteaux's im Jahre 1792, der ebenfalls die Salomonsinseln besuchte, die des deuschen, in russischen Diensten stehenden Kapitäns Krusenstern, der 1803 die Mortlockinseln, Purdyinseln und die Commersoninsel benannte, ferner die Reisen des Franzosen Duperey 1823/24. Die Abgarris genannte Insel wurde 1822 von einem Schiffe dieses Namens entdeckt, der Name wurde 1826 von Renneck

in Feadinseln umgewandelt. Von grosser wissenschaftlicher Bedeutung waren die Reisen des Franzosen Dumont d'Urville, der 1827 den Archipel und 1838 die Salomonsinseln besuchte. 1841 kam der englische Kapitän Belcher auf einer Reise um die Welt durch den Bismarck-Archipel. In der Folgezeit haben dann häufiger englische, später auch deutsche Kriegsschiffe den Archipel besucht. Von ersteren ist die Korvette »Blanche« zu erwähnen, welche 1872 unter Kapitän Simpson Teile von Neupommerns Küsten aufnahm. Die Blanchebai und der Simpsonhafen auf der Gazellehalbinsel führen nach der Korvette und ihrem Kommandanten ihre Namen. Von deutschen Kriegsschiffen ist besonders S. M. S. »Gazelle« hervorzuheben, welche 1874—1876 unter Kapitän Frhr. v. Schleinitz Teile des Archipels erforschte. Die Gazellehalbinsel ist nach diesem Kriegsschiff benannt.

Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dann in steigendem Masse in den 1850er und 1860er Jahren wurde der Archipel von Neubritannien, wie das Inselgebiet bis zum Jahre 1885 genannt wurde, von Walfischfängern besucht. Die Beziehungen, in welche diese zu den Eingeborenen traten, scheinen meist feindseliger Natur gewesen zu sein. Die Bewohner des Archipels gerieten ihres kriegerischen und gleichzeitig heimtückischen Charakters wegen mit Recht in schlechtesten Ruf. Angriffe auf europäische Boote waren nichts seltenes. Manche Walfischfänger mögen zur Ergänzung ihrer Mundvorräte und zum Eintausch von Kuriositäten in Handelsbeziehungen zu den Eingeborenen getreten sein. Auch einzelne Handelsschiffe haben wohl schon früher den Archipel besucht. Ein eigentlicher Handelsverkehr entwickelte sich indessen

erst von Anfang der 1870er Jahre ab. Die bekannte Hamburger Firma Johann Caesar Godeffroy & Sohn, welche von Samoa aus bereits in anderen Teilen der Südsee die erste Stelle im Handel sich errungen hatte, begann seit 1871 regelmässig Handelsschiffe in den Archipel zu senden. Insbesondere wurden 1871 Handelsbeziehungen in den Admiralitätsinseln angeknüpft und seit 1874 die Hermitsinseln regelmässig von Schiffen der Firma angelaufen. Auch englische Schiffe betrieben hauptsächlich von Sydney aus Handel im Archipel.

Von 1872 ab gab es bereits an einzelnen Punkten des Archipels europäische Händler. So lebte in Port Hunter auf Neulauenburg von 1872—75 ein Händler Stevens, welcher kurz vor Ankunft des ersten wesleyanischen Missionars an demselben Platz sein Geschäft aufgegeben und die Inselgruppe verlassen hatte. Im Jahre 1873 setzte die Firma Godeffroy einen gewissen Wawn, der später Kapitän eines Queenslander Arbeiterschiffes wurde und über seine Erlebnisse als solcher ein Buch geschrieben hat,[1]) als Händler in Nongai (Nonga) auf der Gazellehalbinsel ein, desgleichen einen gewissen John Nash auf der kleinen Insel Matupi in der Blanchebucht. Beide wurden indessen von den Eingeborenen nach kurzer Zeit angegriffen und mussten unter Verlust ihrer Habe in einem kleinen Boot flüchten. Auch in den Admiralitätsinseln wurden bereits in den 1870er Jahren Versuche gemacht, dauernd Händler einzusetzen. Die dort gelassenen Europäer wurden indessen entweder von den Eingeborenen getötet oder benutzten bald die Gelegenheit, mit einem passierenden

---

1) W. T. Wawn, The South Sea Islanders and the Queensland Labour Trade, London 1893.



Abb. 7. Landende Eingeborene in der Blanchebucht.

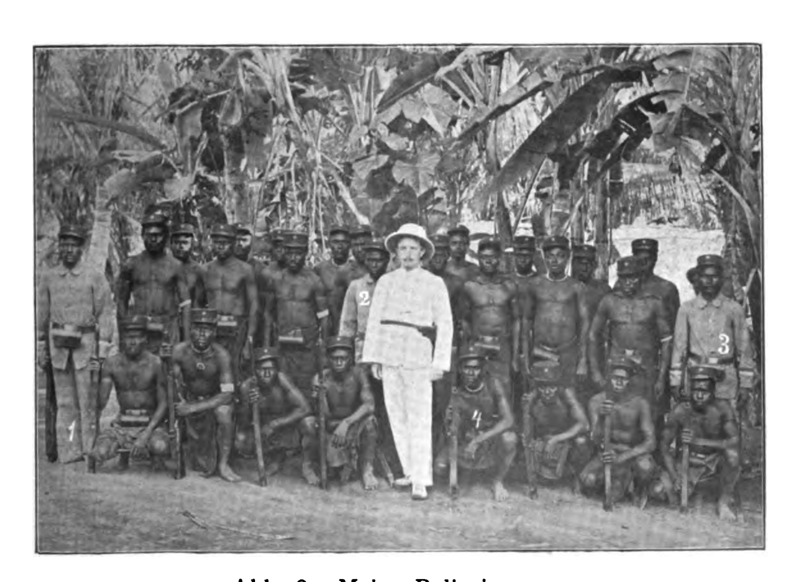


Abb. 8. Meine Polizeitruppe.

1. Malom. 2. Kamis. 4. Barossa. 3. Quater.

Schiffe sich aus der gefährlichen Nachbarschaft dieser ganz besonders tückischen Wilden wegzubegeben.

Die erste Ansiedlung im Bismarck-Archipel, welche dauernden Bestand hatte, wurde von der wesleyanischen Mission von Australien aus gegründet. Am 15. August 1875 fuhr das Missionsschiff »John Wesley« mit dem Missionar George Brown an Bord in Port Hunter, den Hafen von Neulauenburg ein. Dort wurde ein Haus für den Missionar gebaut und mit Hilfe von Fidji- und Samoa-Teachern (Lehrern) alsbald mit der Missionierung der Neulauenburggruppe und der nächstbelegenen Teile von Neupommern und Neumecklenburg begonnen. In dem gleichen Jahr wurde die Hauptniederlassung der Firma Godeffroy auf dem Inselchen Mioko in der Neulauenburggruppe errichtet, welche später nach Umwandlung der Firma den Namen »Zweigniederlassung der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln« erhielt. Eine zweite deutsche Handelsfirma, Robertson & Hernsheim, begann gleichfalls um diese Zeit ihre Tätigkeit im Bismarck-Archipel. Im Jahre 1875 erwarb die Firma, deren Leiter im Archipel der Konsul Eduard Hernsheim war, ein Grundstück am Hunterhafen auf Neulauenburg, legte indessen erst im folgenden Jahre, 1876, eine Handelsstation auf der Insel Makada in der Neulauenburggruppe an. Aus gesundheitlichen Rücksichten verlegte die Firma 1878 die Station nach dem gesünderen kleinen Inselchen Matupi in der Blanchebucht, welches seither Sitz der später in Hernsheim & Co. umgeänderten Firma geblieben ist. Die beiden deutschen Firmen legten eine Reihe von Nebenstationen zu Handelszwecken an in der Neulauenburggruppe, auf der Gazellehalbinsel, Neumecklenburg und auf

einigen der westlichen Inselgruppen. Insbesondere befand sich auf den Hermitsinseln seit 1876 ein ständiger Agent der Firma Godeffroy, später der Firma Hernsheim & Co.

Neben den Handelsschiffen besuchten in den 1870er Jahren und Anfang der 80er Jahre in steigender Zahl Arbeiteranwerbeschiffe den Archipel. Die Plantagen in Fidji und Queensland, sowie die der Firma Godeffroy in Samoa bedurften in wachsendem Masse der Arbeiter. Da die eingeborenen Bewohner dieser Gebiete sich wenig oder gar nicht zur Plantagenarbeit bereit finden liessen, wurden melanesische Arbeiter eingeführt. Als der Bedarf aus näher gelegenen und besser bekannten melanesischen Gebieten nicht mehr gedeckt werden konnte, kamen die Anwerbeschiffe auch nach dem Bismarck-Archipel. Die mannigfachen Übergriffe der Anwerbekapitäne, welche häufig genug offenen Menschenraub nicht scheuten, um die für die Anwerbung eines Arbeiters gezahlte Prämie zu verdienen, hatten die englische Regierung schon frühzeitig, 1872, zum Erlass eines Gesetzes veranlasst, welches Bestimmungen zum Schutz der Eingeborenen des Stillen Ozeans enthielt und Zuwiderhandlungen mit strenger Strafe bedrohte. Doch trotz dieses Gesetzes, welches übrigens natürlich nur auf englische Untertanen Anwendung fand und die von Nichtengländern betriebene Anwerbung für Samoa und bis 1874 auch für Fidji nicht mitbetraf, wurde das »blackbirding« oder »kidnapping«, wie der Menschenraub genannt wurde, ungeachtet der durch das Gesetz vorgeschriebenen Anwesenheit eines amtlichen Agenten an Bord eines jeden Anwerbeschiffes, oft genug betrieben. Häufig kam es dabei zu blutigen Zusammenstössen zwischen Schiffsbesatzungen und

Eingeborenen, während andererseits die verräterischen Wilden nicht selten auch solche Anwerber überfielen, welche lediglich friedlichen Verkehr und freiwillige Anwerbung suchten. Als Zahlungsmittel bürgerten sich mehr und mehr Gewehre und Munition ein, da hiernach unter den kriegerischen, in beständige Kämpfe verwickelten Eingeborenen die meiste Nachfrage war. So wird 1881 berichtet, dass in Queensland jeder Arbeiter bei der Rückbeförderung in die Heimat ein Snidergewehr und 50 scharfe Patronen erhielt. Ihren Höhepunkt erreichte die Arbeiteranwerbung im Bismarck-Archipel im Jahre 1883, in welchem nach einem Bericht des deutschen Kommissars von Oertzen von deutschen und englischen Schiffen ca. 2500 Arbeiter ausgeführt wurden. Der englische Deputy Commissioner für den Archipel, Romilly, berichtet, dass 1882 nur 3 Arbeiterschiffe in der Gruppe gewesen seien, während 1883 bis Mitte September nicht weniger als 30 Anwerbeschiffe gezählt seien, von welchen einige zwei- oder dreimal kamen. Besonders zahlreich waren darunter die Queenslandschiffe vertreten.

In Queensland hatte sich bereits früher ein stetig anwachsender Unwille gegen das Treiben der Anwerbeschiffe geltend gemacht, welcher durch einige gerichtlich festgestellte Fälle von Menschenraub noch gesteigert wurde. Insbesondere wurden 1884 zwei Matrosen des Arbeiterschiffes »Forest King« wegen Menschenraubes, begangen an neun Eingeborenen von den Fischerinseln (östlich von Neumecklenburg), auf Grund des vorerwähnten Gesetzes von 1872 (Pacific Islanders Protection Act) zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Noch im Jahre 1884 wurde durch Gesetz die Arbeiteranwerbung im Bismarck-Archipel für

Queenslandschiffe verboten. Die angeworbenen Arbeiter wurden in ihre Heimat zurückgeschafft. Im gleichen Jahre 1884 erliess der englische High Commissioner (Oberkommissar) für den Stillen Ozean eine Verordnung, durch welche englischen Untertanen die Abgabe von Waffen an Eingeborene des westlichen Stillen Ozeans verboten wurde.

Zum Teil infolge des Wegfalls der Queenslandschiffe, zum Teil infolge der natürlichen Erschöpfung der ziemlich dünn bevölkerten Anwerbegebiete nach der umfangreichen Arbeiterausfuhr des Vorjahres, ging 1884 die Zahl der im Archipel angeworbenen Arbeiter auf einige Hundert zurück. Im Jahre 1885 wurde nach Erteilung des Kaiserlichen Schutzbriefes an die Neu-Guinea-Kompagnie durch eine Verordnung des Kommissars von Oertzen die Ausfuhr von Arbeitern aus dem Archipel überhaupt verboten, ausgenommen für deutsche Plantagen aus denjenigen Teilen des Bismarck-Archipels, wo dies bisher geschehen war. Erlaubt war hiernach nur noch die Ausfuhr von Arbeitern nach Samoa für die Plantagen der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, welche auch gegenwärtig noch alljährlich eine Anzahl von Eingeborenen aus dem Archipel als Arbeiter nach Samoa führt.

Als schon Handels- und Arbeiterschiffe den Archipel durchkreuzten und bereits Missions- und Handelsstationen gegründet waren, spielte sich in einem Winkel von Südneumecklenburg, erst an der Likilikibucht, dann in dem nahe gelegenen Port Breton das traurige Ende eines der sonderbarsten Kolonialunternehmen ab, die je das Licht der Sonne erblickt haben, das Ende der Expedition des berüchtigten Marquis de Rays. Dieser Schwindler, dessen Arbeitsfeld hauptsächlich Frankreich

war, hatte pomphafte Ankündigungen erlassen, wonach er die Gründung einer freien und unabhängigen Kolonie »La Nouvelle France« beabsichtige. Er gab gegen Zahlung bestimmter Beträge Scheine aus, welche dem Inhaber das Recht auf umfangreiche Grundstücke geben sollten, die der Marquis angeblich auf Neumecklenburg erworben hatte. Es erschienen Abbildungen von »Neufrankreich«, auf welchen Städte, blühende Fluren, Obstgärten und ähnliches dargestellt waren. Das Unternehmen des gewissenlosen Schwindlers fand um so leichter Anhänger, als es ihm durch falsche Vorspiegelungen geglückt war, das Vertrauen und die Unterstützung katholisch-kirchlicher Kreise zu erwerben. Von allen Seiten strömten ihm Auswanderer zu, Franzosen, Deutsche, Italiener, Griechen. Da die französische Regierung die Auswanderung aus einem französischen Hafen verbot, fuhr der erste für das Unternehmen gecharterte Dampfer »Chandernagore« unter amerikanischer Flagge 1879 von Vlissingen mit über 80 Auswanderern an Bord ab. Weitere Schiffe mit Auswanderern folgten, die Flagge der Republik Liberia führend. Der Marquis de Rays blieb ruhig in Frankreich und strich das Geld für seine angeblichen Landtitel ein, während seine getäuschten Opfer, insgesamt mehrere Hundert an Zahl, nach der vermeintlichen blühenden Kolonie hinausfuhren. Man kann sich das Entsetzen der Unglücklichen vorstellen, als sie bei der Ankunft in Neumecklenburg anstatt wohlgeordneter Gemeinwesen und üppiger Fruchtgärten nichts vor sich sahen, als dichten, düsteren Urwald. Bald nach der Landung zeigte sich, dass auch das gesunde Klima, das die Kolonie nach Angabe des Marquis de Rays auszeichnen sollte, eine Lüge gewesen war. Einer

nach dem anderen von den schlecht genährten und der Arbeit im tropischen Klima nicht gewachsenen Ansiedlern wurde krank. Viele starben an Fieber, die anderen wurden durch Fieberanfälle geschwächt und arbeitsunfähig. Nach mancherlei Wechselfällen und Schwierigkeiten gelang es schliesslich den Überlebenden, das ungastliche Land wieder zu verlassen. Die letzten verliessen anfangs 1882 den Archipel. Nur wenige Ansiedler zogen es vor, im Archipel zu bleiben, um als Händler oder anderweit im Dienste der Firmen ihr Glück zu versuchen. Im Jahre 1900 lebten noch drei ehemalige Mitglieder der Expedition des Marquis de Rays im Bismarck-Archipel, davon zwei, Lemesle und Coenen, als Händler im Dienste von Firmen. Der dritte, namens Mouton, der als Knabe damals mit seinem Vater zusammen herausgekommen war, hatte sich durch Fleiss und Tüchtigkeit zum Eigentümer einer mehrere hundert Hektar umfassenden Kokosnusspflanzung und Mitinhaber einer Handelsfirma emporgeschwungen.

In Frankreich entstand, nachdem der traurige Ausgang des Schwindelunternehmens bekannt geworden war, grosse Entrüstung. Der Marquis de Rays, welcher ruhig in Frankreich geblieben war, während seine geprellten Opfer dem Tode oder dem Elend entgegenzogen, wurde zu langjähriger Freiheitsstrafe verurteilt, starb aber vor deren Verbüssung. Das Unternehmen, von welchem der Arzt der Expedition, Baudouin, eine eingehende Schilderung veröffentlicht hat[1]), wies trotz des tragischen Ausgangs manche komischen Züge auf.

1) A. Baudouin, L'aventure de Port Breton et la Colonie libre dite Nouvelle France. Paris 1884.



Es wurde mit Titeln und Würden in der jungen Kolonie nicht gespart, und Uniformen, Abzeichen usw. gab es in Hülle und Fülle. So bot die Expedition für den Meister des Humors, Daudet, einen willkommenen Stoff. In seinem »Port Tarascon« hat er eine in wesentlichen Zügen der Wirklichkeit entsprechende Schilderung derselben, allerdings unter Weglassung alles Tragischen, gegeben.

Die Expedition des Marquis de Rays gab, wie weiter unten erwähnt werden wird, indirekt die erste Veranlassung zur Errichtung der katholischen Mission im Bismarck-Archipel.

Anfang der 80er Jahre tauchten mannigfache Schwierigkeiten zwischen den Angehörigen der deutschen und englischen Nation auf, veranlasst durch die auseinandergehenden Interessen in Sachen der Arbeiteranwerbung. Von deutscher Seite wurden Arbeiter für Samoa, von englischer für Fidji und Queensland angeworben. Naturgemäss führte die Konkurrenz der Arbeiterschiffe zu manchen Unzuträglichkeiten. Gegenseitige Anschuldigungen waren an der Tagesordnung Im Jahre 1883 kam es so weit, dass eine Handelsstation der Firma Hernsheim auf der später englisch gewordenen Laughlaninsel von der Besatzung des Queenslander Arbeiterschiffes »Stanley« zerstört wurde, wofür die Firma allerdings später Schadensersatz erhielt.

Die englische Regierung hatte bereits 1883 einen Kommissar (Deputy Commissioner) im Archipel eingesetzt. Die von diesem wahrzunehmenden britischen Interessen bezogen sich allerdings im wesentlichen nur auf die Arbeiteranwerbung. Der englische Handel im Archipel war gering, eine von dem früheren Agenten der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, dem

Engländer Farrel, auf der Gazellehalbinsel angelegte Plantage war 1883 noch ganz unbedeutend. Ungleich erheblicher waren die deutschen Interessen im Bismarck-Archipel. Der Handel lag fast ausschliesslich in den Händen der beiden deutschen Firmen, die von Mioko und Matupi aus den Archipel mit einem Netz von Handelsstationen überzogen hatten. Der jährliche Export der beiden Firmen wurde bereits 1883 auf insgesamt ca. 2000 Tonnen geschätzt. Nach einem Bericht des englischen Deputy Commissioners im Archipel vom Jahre 1883 lebten damals etwa 30 Weisse im Archipel, von welchen gegen 20 im Dienst der beiden deutschen Firmen standen, während im ganzen zehn Weisse britische Untertanen waren. Trotz dieser überwiegenden deutschen Interessen wurde England von seinen australischen Kolonien gedrängt, Neu-Guinea mit den umliegenden Inseln, darunter den Bismarck-Archipel, zu annektieren. Als die englische Regierung sich hiergegen ablehnend verhielt, versuchte die australische Kolonie Queensland im April 1883 auf eigene Faust durch Erklärung eines ihrer Beamten, des Kommissars in Thursday Island, von Neu-Guinea und den anliegenden Inseln Besitz zu ergreifen. Dieser Akt wurde indessen von der englischen Regierung nicht anerkannt.

Immerhin zeigten diese Vorgänge, dass baldiges Eingreifen von deutscher Seite notwendig war, sollte nicht das, was deutsches Kapital und deutsche Tatkraft im Bismarck-Archipel geschaffen hatten, für Deutschland verloren gehen. Im Jahre 1878 hatte zwar bereits Kapitän von Werner, welcher mit S. M. S. »Ariadne« den Archipel besuchte, einige Häfen für künftige deutsche Kohlenstationen von den Eingeborenen erworben. Doch

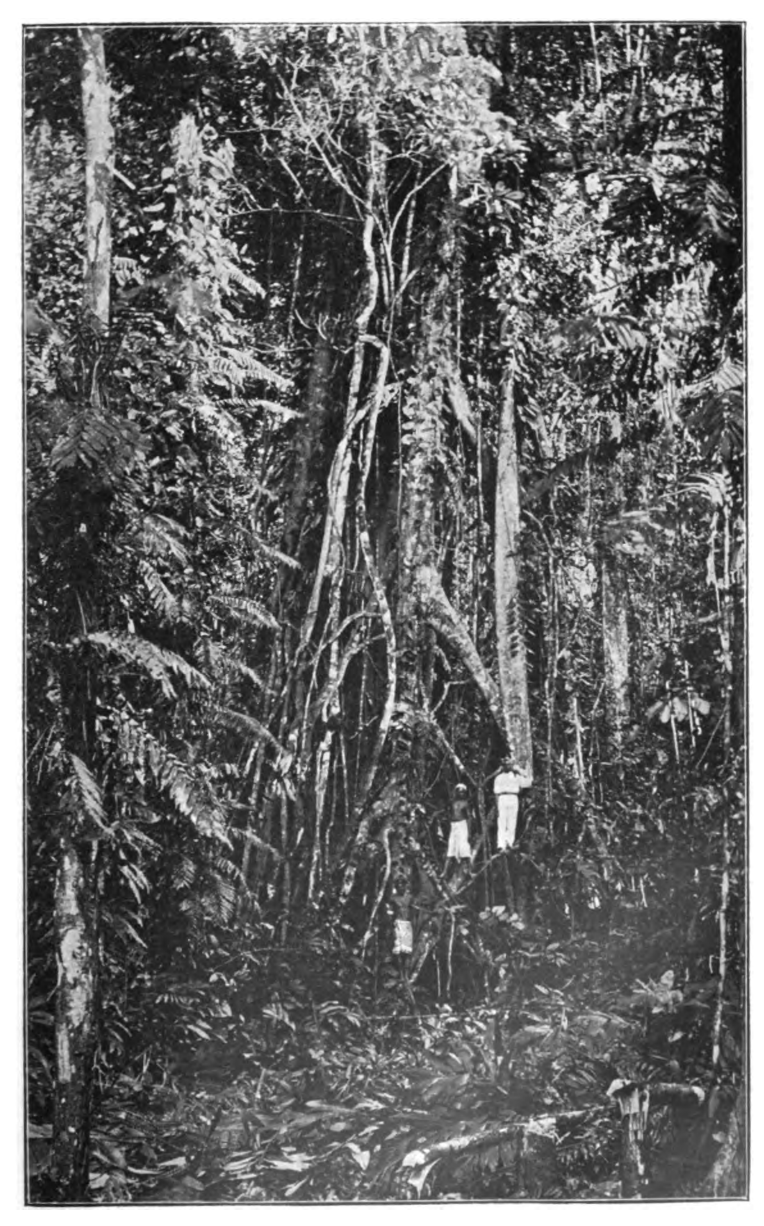


Abb. 9. Im Busch (Gazellehalbinsel).

hatte dieser Vorgang keine weiteren Konsequenzen gehabt. Auf Grund wiederholter Berichte und Anträge des Kaiserlichen Generalkonsuls Stuebel in Apia (Samoa) wurde endlich durch Verfügung des Reichskanzlers vom 21. Dezember 1883 die Vertretung der deutschen Interessen im Bismarck-Archipel in die Hand eines dem genannten Generalkonsul unterstellten Berufsbeamten gelegt. In Ausführung dieser Verfügung wurde der Kommissar von Oertzen nach dem Archipel entsandt. Er traf im Juni 1884 an Bord S. M. S. »Hyäne« in Mioko ein und nahm demnächst seinen Sitz in Matupi.

Schon früher hatte sich in Berlin unter Leitung des Geheimen Kommerzienrats Adolph von Hansemann ein Konsortium gebildet, welches in aller Stille die Schaffung eines deutschcn Südseeschutzgebietes unter Verwaltung einer mit staatlichen Hoheitsrechten ausgerüsteten Kompagnie vorbereitete. Der bekannte Südseeforscher Dr. Finsch wurde im Jahre 1884 mit einem in Sydney gekauften Dampfer »Samoa«, Führer Kapitän Dallmann, nach Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel gesandt, um die Küsten zu erforschen und Land zu erwerben. Nach aussen hin wurde das Unternehmen als eine Expedition der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft hingestellt. Dr. Finsch unternahm in der Zeit vom 11. September 1884 bis zum 2. Januar 1885 drei Reisen an der Nordostküste von Neu-Guinea und in dem Bismarck-Archipel und erwarb grössere Landstrecken. S. M. Kreuzerfregatte »Elisabeth«, Kommandant Kapitän z. S. Schering, und S. M. Kanonenboot »Hyäne«, Kommandant Kapitänleutnant Langemak hissten die deutsche Flagge auf Neu-Guinea und im Bismarck-

Archipel. Am 3. November 1884 wurde die Flagge in Matupi, am folgenden Tage in Mioko, dann auf einer Reihe anderer Punkte im Archipel gehisst.

Die Nachricht von den Flaggenhissungen traf im Dezember 1884 in Australien ein und verursachte dort die grösste Aufregung. Die australischen Kolonien protestierten gegen die von Deutschland vorgenommenen Annexionen, indessen erfolglos. Es bedurfte noch diplomatischer Verhandlungen mit England, welches durch seine Kriegsschiffe nicht nur über den südlichen Teil von Neu-Guinea, sondern auch über Teile der von Deutschland beanspruchten Nordostküste das britische Protektorat erklärt hatte. Die Verhandlungen führten zu einer Übereinkunft, durch welche die Grenzen des einem jeden der beiden Staaten zufallenden Anteils von Neu-Guinea festgestellt wurden. Durch Kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 wurden dann unter Oberhoheit des Reichs der Neu-Guinea-Kompagnie, welche sich inzwischen unter Leitung des Geheimen Kommerzienrats v. Hansemann definitiv konstituiert hatte, die Rechte der Landeshoheit über die neu erworbenen Gebiete verliehen, zugleich mit dem ausschliesslichen Recht, in dem Schutzgebiet herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen, sowie Verträge mit den Eingeborenen über Land- und Grundberechtigungen abzuschliessen. In dem Kaiserlichen Schutzbrief wurde auf Antrag der Neu-Guinea-Kompagnie den der letzteren unterstellten Gebieten der Name »Kaiser-Wilhelmsland«, bezw. »Bismarck-Archipel« verliehen. Auch die englischen Namen der Hauptinseln des Archipels New Britain, New Ireland, Duke of York Islands wurden im gleichen Jahr durch die deutschen Neupommern, Neumecklenburg, Neulauenburg ersetzt

und der Mount Beautemps-Beaupré auf der Gazellehalbinsel in den Varzin umgewandelt.

Noch im Jahre 1885 wurden von dem Kommissar v. Oertzen einige Verordnungen erlassen, durch welche Landerwerb von Eingeborenen ohne Genehmigung der Behörde, die Ausfuhr von Arbeitern, sowie die Verabfolgung von Waffen und Munition an Eingeborene verboten wurden. Die früher erworbenen Eigentumsrechte wurden auf innerhalb bestimmter Frist zu stellenden Antrag von dem Kommissar registriert. Die so entstandenen Landregister bildeten später die Unterlage für die endgültige Feststellung der Landansprüche bei der Anlegung der Grundbücher.

Die definitive Abgrenzung des dem deutschen Einfluss unterstehenden Gebietes erfolgte durch die zwischen Deutschland und England vereinbarte »Erklärung betreffend die Abgrenzung der deutschen und englischen Machtsphären im westlichen stillen Ozean« vom 6. April 1886. Eine weitere »Erklärung« vom 10. April 1886 verbürgte die gegenseitige Handels- und Verkehrsfreiheit für die Angehörigen der beiden Nationen in den deutschen und englischen Besitzungen im westlichen stillen Ozean.

Durch Kaiserliche Verordnung vom 5. Juni 1886 erfuhren die Rechtsverhältnisse im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie ihre Regelung. Verwaltung und Rechtsprechung wurden Beamten der Kompagnie übertragen. Der erste Landeshauptmann, Vizeadmiral Freiherr v. Schleinitz, traf am 10. Juni 1886 in Finschhafen, dem ersten Hauptsitz der Verwaltung in Kaiser-Wilhelmsland ein. Als Richter für den Bismarck-Archipel mit dem Sitz zunächst in Matupi wurde Assessor Schmiele eingesetzt. Noch im gleichen Jahr erfuhr

das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie eine bedeutsame Erweiterung. Durch Kaiserlichen Schutzbrief vom 13. Dezember 1886 wurden ihm die in die deutsche Machtsphäre fallenden Salomonsinseln Buka, Bougainville, Choiseul, Ysabel und einige kleinere Inselgruppen, insbesondere die Shortlandinseln zugeteilt. Die deutsche Flagge wurde auf den Salomonsinseln 1886 durch S. M. S. »Adler«, Kommandant Korvettenkapitän von Wietersheim, gehisst. Die Hauptbedeutung dieser Inseln lag darin, dass sie taugliche Arbeiter lieferten. Versuche, Händler in den deutschen Salomonsinseln einzusetzen, sind wiederholt gemacht. Doch endeten diese Versuche mit der Ermordung oder dem Wegzuge der Händler. Nur auf den später an England wieder abgetretenen Shortlandinseln haben sich ständige Händlerstationen halten können.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hatte zunächst ganz überwiegend in Kaiser-Wilhelmsland eine wirtschaftliche Tätigkeit entfaltet und sich damit begnügt, nach dem Bismarck-Archipel zur Wahrnehmung der der Kompagnie zustehenden Befugnisse einzelne Beamte zu senden. Erst im Jahre 1890 begann die Kompagnie mit der Anlegung ihrer ersten Pflanzung im Archipel. Doch schon eine Reihe von Jahren vorher war die erste Plantage im Bismarck-Archipel überhaupt gegründet worden. Ein Engländer namens Farrel, der als Agent der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft nach Mioko gesandt war, hatte Anfang 1883, während er noch Agent war, mit der Anlegung einer Pflanzung für seine eigene Rechnung in Ralum auf der Gazellehalbinsel begonnen. Die ersten Anlagen wurden von Parkinson gemacht, welcher auch seither, von einer vorübergehenden Tätigkeit im Dienste der Neu-Guinea-

Kompagnie (1889/92) abgesehen, einer der Leiter der Ralumplantage geblieben ist. Nach Aufgabe seiner Stellung als Agent widmete sich Farrel ausschliesslich seiner Pflanzung und dem von ihm begonnenen selbstständigen Handelsbetriebe. Auf der Plantage wurden zunächst Baumwolle, später auch Kokosnüsse gepflanzt, als Arbeiter wurden Buka auf den Salomonsinseln angeworben. Nach Farrels Tode übernahm Frau Forsayth, spätere Frau Kolbe, die Ralumplantage und führte sie zu glänzender Entwicklung. Aus den 30 Ackern (etwa 12 Hektaren), welche im Jahre 1883 sich unter Kultur befanden, waren 1900 bereits 1000 bepflanzte Hektare geworden.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hatte im Jahre 1887 ihre Station im Bismarck-Archipel von Matupi nach dem Inselchen Kerawara in der Neulauenburggruppe verlegt. Die Station wurde ausser zu Zwecken der allgemeinen Verwaltung nur für die Arbeiteranwerbung für Kaiser-Wilhelmsland benutzt. Stationsvorsteher war Graf Pfeil, seit 1889 Parkinson. Unter des letzteren Leitung wurde die Station 1890 nach der Gazellehalbinsel verlegt und mit der Anlage einer Pflanzung (Baumwolle und Kokosnüsse) auf Terrain östlich von Ralum begonnen. Der von den Eingeborenen seines abschüssigen Ufers wegen »Kokopo« (vom Wasser unterwaschen, abschüssig) genannte Platz erhielt den Namen Herbertshöhe. Die Pflanzung entwickelte sich allmählich unter den schnell wechselnden Stationsvorstehern (1892 Rocholl, 1893 Kolbe, 1894 Mende, v. Hannecken). Im Jahre 1895 wurde H. Geisler, welcher bereits 1891 bis 1894 als Pflanzungsassistent im Dienst der Neu-Guinea-Kompagnie tätig gewesen war, Stationsvorsteher. Unter seiner langjährigen tatkräftigen Leitung

nahm die Plantage eine ausgezeichnete Entwicklung. Während 1895 die Pflanzung erst 249 bepflanzte Hektare umfasste, war sie 1900 bereits auf nahezu 1000 und 1903 auf etwa 2000 bepflanzte Hektare angewachsen. Mit der Errichtung von Handelsstationen im Bismarck-Archipel ging die Neu-Guinea-Kompagnie erst vom Jahre 1898 ab vor.

Ende 1898 war der Stand der Besiedelung des Bismarck-Archipels der folgende: Der Handel wurde von fünf Firmen betrieben, der Administration Herbertshöhe der Neu-Guinea-Kompagnie, der Zweigniederlassung der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Mioko, Hernsheim & Co. in Matupi, E. E. Forsayth in Ralum und O. Mouton & Co. in Kinigunan. Den bedeutendsten Umsatz hatten die Firmen Hernsheim und Forsayth. Handelsstationen (fast durchweg mit Weissen besetzt) der verschiedenen Firmen befanden sich auf der Gazellehalbinsel, Neulauenburg, Neumecklenburg und mehreren kleineren, Neuhannover vorgelagerten Inseln, ferner auf den Admiralitätsinseln und den kleineren westlich gelegenen Inselgruppen, den Hermits, Anachoreten, Ninigoinseln (Schachbrettgruppe), sowie auf Nissan, den Mortlock- und Lord-Howeinseln. Auf den grösseren Salomonsinseln, Bougainville, Buka Choiseul und Ysabel (die beiden letzteren 1899 an England abgetreten) befand sich keine Handelsstation, dagegen lebten mehrere selbständige Händler in den zwischen Choiseul und Bougainville belegenen (1899 gleichfalls an England abgetretenen) Shortlandinseln. Selbständige Händler, d. h. solche, welche Grundstück und Gebäude der Station zu Eigentum besitzen und lediglich mit einer Firma in Geschäftsverbindung stehen, sassen 1898 auch noch auf den kleinen Inseln Kung

bei Neuhannover (Händler Gangloff) und Nusaum nördlich von Neumecklenburg (Händler Ruge). Im übrigen standen sämtliche Handelsstationen im Eigentum einer der oben genannten Firmen, welche die Stationen mit Händlern besetzten, sie mit Waren versorgten und die gewonnenen Produkte durch ihre Schiffe abholen liessen.

Von grösseren Pflanzungen gab es 1898 nur die im zweiten Kapitel aufgeführten bei Herbertshöhe. Ausserdem war an einigen Stellen auf der Nordküste der Gazellehalbinsel, sowie auf einigen kleineren Inseln mit Anpflanzungen kleineren Stiles begonnen worden.

Missionsstationen der wesleyanischen Mission befanden sich auf der Gazellehalbinsel, in der Neulauenburggruppe und auf Neumecklenburg. Drei davon, zwei auf der Gazellehalbinsel und eine auf Neulauenburg, waren mit je einem weissen Missionar, die übrigen mit farbigen Lehrern aus Fidji oder Samoa besetzt. Die katholische Mission vom Heiligsten Herzen Jesu hatte eine grössere Anzahl mit weissen Missionaren besetzter Stationen auf der Gazellehalbinsel.

Die Organisation der Verwaltung im Schutzgebiet hat mehrfach gewechselt. Nachdem bis 1889 ein von der Kompagnie angestellter Landeshauptmann (erst Freiherr v. Schleinitz, dann 1888/89 Geheimer Oberpostrat Kraetke) die oberste Leitung gehabt hatte, wurden 1889 auf Antrag der Kompagnie die Geschäfte der Landesverwaltung einem Kaiserlichen Kommissar, Regierungsrat Rose, übertragen. 1892 wurde dies wieder rückgängig gemacht, und es waren nacheinander Landeshauptmann der Neu - Guinea - Kompagnie: Schmiele, der frühere Richter im Bismarck-Archipel, 1892/95, Korvettenkapitän a. D. Rüdiger 1895/96,

C. v. Hagen 1896/97, Rechtsanwalt Skopnik 1897/99. Die Verwaltung im Bismarck-Archipel wurde im Anfang vom Stationsvorsteher wahrgenommen, während der Richter (1886/91 Schmiele, 1891/93 Geissler, 1893/94 Brandeis, 1894/95 Mellien) nur die Gerichtsbarkeit ausübte. Erst 1895 wurden von der Neu-Guinea-Kompagnie die Landesverwaltungsgeschäfte im Bismarck-Archipel dem Richter übertragen, welcher auch nach 1892 nicht von der Neu-Guinea-Kompagnie, sondern vom Reichskanzler angestellt wurde. Vom Januar 1896 bis Dezember 1898 war Dr. Hahl Richter im Bismarck-Archipel. Am 1. April 1899 wurde dann die Landeshoheit über das ganze Schutzgebiet vom Reich gegen Zahlung einer Entschädigung von 4 Millionen Mark, zahlbar in zehn jährlichen Raten an die Neu-Guinea-Kompagnie, zurückgenommen. Von diesem Zeitpunkt an liegt Verwaltung und Rechtsprechung im Schutzgebiet in den Händen kaiserlicher Beamter. Nur in Kaiser-Wilhelmsland sind mit Rücksicht auf die weiten Entfernungen und die mangelhaften Verkehrsverhältnisse einzelnen Angestellten der Neu-Guinea-Kompagnie noch beschränkte amtliche Befugnisse belassen worden.

Durch Vertrag vom 14. November 1899 wurde ein Teil der Salomonsinseln einschliesslich der Shortland- und Lord-Howeinseln an England abgetreten, welches seinerseits auf seine Rechte auf Samoa verzichtete. Nur Buka und Bougainville sind Deutschland verblieben.

Einer besonderen Betrachtung bedürfen noch die bisher nur flüchtig erwähnten Missionen zur Bekehrung der Eingeborenen, welche in stets wachsendem Masse ein wichtiger Faktor in der Entwicklung des Bismarck-Archipels geworden sind. Es sind im Archipel selbst zwei Missionen tätig, eine protestantische und eine

katholische. In den deutschen Salomonsinseln wirkt eine katholische Mission.

Von den beiden ersteren Missionen ist die protestantische die ältere. Bereits im Jahre 1875 hatte sich der Rev. G. Brown von der australisch-wesleyanischen Mission (Australasian Wesleyan Methodist Missionary Society[1]) in Port Hunter auf der Duke of York-Insel (jetzt Neulauenburg) niedergelassen und dort, wie auf der Gazellehalbinsel und Neumecklenburg, Lehrer von den Fidji-, Tonga- und Samoainseln stationiert. Die Mission gewann bald Boden unter den Eingeborenen. Doch nach wenigen Jahren wurde ihr Wirken auf schreckliche Art unterbrochen. Im Jahre 1878 wurden auf der Gazellehalbinsel auf Anstiften des Häuptlings Talili von den Kanakern vier polynesische Missionslehrer ermordet und aufgefressen. Darauf vereinigten sich die wenigen, damals im Bismarck-Archipel lebenden Weissen, die Missionslehrer wurden bewaffnet, und unter persönlicher Leitung des Missionars Brown wurde eine Expedition gegen die mörderischen Stämme veranstaltet. Es gelang, die Züchtigung erfolgreich durchzuführen, wobei eine grössere Anzahl Eingeborener getötet wurde.

Diese Strafexpedition unter des Missionars eigner Führung erregte seinerzeit in Australien unliebsames Aufsehen, doch wurde nachträglich die Berechtigung des Rev. Brown, zur Sicherung seines Lebens und des Lebens der Missionslehrer in dieser Weise vorzugehen, anerkannt. Die Expedition wirkte günstig

---

1) Eine Darstellung der Tätigkeit dieser Mission im Bismarck-Archipel gibt der Rev. B. Danks in der Schrift: A brief History of New Britain Mission. Sydney 1901.



für die Sicherheit des Lebens und Eigentums der Fremden, und die Mission machte danach weiter gute Fortschritte unter den Eingeborenen.

Es wurden mehr polynesische Lehrer angestellt und auch zwei weitere europäische Missionare auf der Gazellehalbinsel stationiert, einer in Kabakada an der Nordküste, der andere in Raluana an der Blanchebucht. Im Jahre 1881 zählte die Mission bereits gegen 2400 Anhänger unter den Eingeborenen. 1886 war die Zahl auf 4000 angewachen, im Jahre 1900, nach 25jähriger Tätigkeit, auf nahezu 13 000. Die Mission besass zu dieser Zeit drei Hauptstationen, je mit einem weissen verheirateten Missionar besetzt (zwei Engländern und einem Deutschen, Rev. Fellmann), und zwar auf Ulu in der Neulauenburggruppe, Kabakada und Raluana auf der Gazellehalbinsel und ausserdem 101 Aussenstationen auf der Gazellehalbinsel, Neulauenburg und Südneumecklenburg. Als Gehilfen standen den drei Missionaren 26 Fidjianer und Samoaner und 76 eingeborene Christen zur Seite. Schulen wurden 101 von der Mission unterhalten, in welchen über 3000 Schüler unterrichtet wurden. Die Mission hat im Laufe des Jahres 1901 eine vierte Hauptstation mit weissem Missionar in Eretubu bei Tingenahanga auf Südneumecklenburg gegründet. Ferner ist neuerdings eine weisse Missionsschwester als Lehrerin auf Ulu tätig. Im Jahre 1903 war die Zahl der Anhänger der Mission auf über 14 000 gestiegen.

Die katholische Mission des Bismarck-Archipels (ausschliesslich der Salomonsinseln) ist die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu.[1]) Die erste Niederlassung der-

---

1) Ich folge in nachstehendem einer in den Marien-Monatsheften 1900 gegebenen Darstellung.

selben wurde in Wlawolo an der Nordküste der Gazellehalbinsel im Jahre 1882 gegründet, und war ein Überbleibsel der Expedition des Marquis de Rays. Zusammen mit den Ansiedlern, welche nach der Kolonie Nouvelle France hinausgeschickt wurden, fuhren auch einige Weltpriester hinaus. Von Rom aus wurde dann die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu mit der Seelsorge der jungen Kolonie beauftragt. Es traten vier Priester die Ausreise an, darunter P. Navarre, der spätere Bischof von Neu-Guinea. Noch ehe sie indessen ihren Bestimmungsort erreicht hatten, erhielten sie die Nachricht von dem traurigen Ende des schwindelhaften Unternehmens.

Der P. Navarre, welcher sich beim Bischof von Batavia aufhielt, erhielt nach längerem Warten die Nachricht, dass der Mission nunmehr von Rom das Vikariat Melanesien und Mikronesien zur Bekehrung der Heiden übertragen werde. Nach einem vergeblichen Versuch, über Manila das neue Missionsfeld zu erreichen, mussten die Missionare wieder nach Batavia zurückkehren und dann nach Sydney fahren, von wo aus es ihnen endlich glückte, auf einem Segelschiff der Firma Hernsheim & Co. eine Reisegelegenheit nach dem Archipel zu finden. Ihren ersten Wohnsitz nahmen die Patres in Beridni beim Häuptling Tolitur, bei welchem der mit der Expedition des Marquis de Rays hinausgekommene Abbé Lanuzel eine Zeitlang gewohnt hatte.

Die Missionare litten hier viel unter Malariafieber, ausserdem wurde ihnen der Aufenthalt durch Erdbeben verleidet. Sie zogen daher, der Einladung eines bekehrten Eingeborenen folgend, nach Kinigunan an der Blanchebucht. Hier kaufte P. Navarre ein

grösseres Grundstück. Doch bald gaben sie auch diesen Platz wieder auf, da ihnen ihr Haus von den Eingeborenen angezündet wurde, wobei alle ihre Habe mit verbrannte. Die Missionare zogen nun nach der Nordküste der Gazellehalbinsel, nach Wlawolo. Hier konnten sie längere Zeit in Ruhe wirken und erhielten auch Nachschub in Gestalt einiger Priester. Einige von den Patres mussten indessen nach Britisch Neu-Guinea gehen, sodass nur drei Patres in Wlawolo zurückblieben. Da einer von diesen starb und ein anderer gesundheitshalber nach Sydney gehen musste, so blieb die Mission einige Jahre lang auf einen einzigen Pater beschränkt, bis weiterer Nachschub kam.

An Stelle des P. Navarre, welcher Bischof von Neu-Guinea wurde, übernahm P. Couppé die Leitung der Mission als apostolischer Vikar von Neupommern und wurde später zum Bischof ernannt. Unter seiner tatkräftigen Leitung ist die Mission in beständiger Entwicklung begriffen. Im Jahre 1890 kamen vier weitere Missionare, unter ihnen der verdienstvolle Sprachforscher P. Bley, welcher lange Jahre hindurch die Station Wlawolo leitete, später wurde die Zahl der Missionare noch erheblich vermehrt.

Die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu übt ihre Wirksamkeit in demselben Gebiet aus, wie die wesleyanische Mission, auf der Gazellehalbinsel, Neulauenburg und Südneumecklenburg. Ein früher, zurzeit der Ausübung der Hoheitsrechte durch die Neu-Guinea-Kompagnie, seitens der Verwaltung des Schutzgebietes gemachter Versuch, im Interesse der Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens eine Grenzlinie für die Wirksamkeit der katholischen sowie der protestantischen Mission festzusetzen, erwies sich als nicht durchführbar.

Nach Übernahme der Landeshoheit durch das Deutsche Reich am 1. April 1899 wurde die Grenzlinie, welche tatsächlich längst nicht mehr innegehalten war, auch formell aufgehoben. Es gibt jetzt in den meisten Ortschaften unter den Eingeborenen Angehörige beider Konfessionen, was bei dem geringen Kulturzustande, auf dem sich die Kanaker befinden, naturgemäss leicht zu Reibereien Veranlassung gibt.

Neuerdings haben sowohl die katholische Mission wie die wesleyanische Mission ihre Wirksamkeit auch auf Nordneumecklenburg ausgedehnt.

Auf der Gazellehalbinsel hat die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu ihre Missionstätigkeit auch auf die von der wesleyanischen Mission nicht missionierten Bainingberge ausgedehnt. Den Anstoss dazu gab die Aufdeckung der in den Bainingbergen stattgehabten Sklavenjagden und des von dort aus betriebenen Sklavenhandels. (Vgl. unten Kap. XII).

Im Jahre 1901 besass die Mission im Bismarck-Archipel 13 Hauptstationen und 17 Nebenstationen. Die Zahl der getauften Eingeborenen überstieg 8000. An Missionaren waren tätig: ein Bischof, 16 Patres, 26 Brüder, 17 Schwestern. Im Jahre 1903 war die Zahl der getauften Eingeborenen auf über 10 000 gestiegen. Unterhalten wurden 26 Hauptstationen und 43 Nebenstationen, auf denen 27 Patres, 34 Brüder und 21 Schwestern tätig waren.

Auf den deutschen Salomonsinseln hat erst ganz kürzlich eine einzige Mission ihre Tätigkeit begonnen, die katholische Maristenmission aus Samoa. Auf der früher mit zum deutschen Schutzgebiet gehörigen Insel Ysabel sind allerdings früher bereits zweimal Missionen gegründet worden. Im Jahre 1845 landete der katholische

Bischof Épalle, der erste apostolische Vikar von Melanesien, mit einigen Priestern auf Ysabel. Nach wenigen Tagen Aufenthalt daselbst wurde er indessen von den wilden Eingeborenen erschlagen. Die ihn begleitenden Missionare liessen sich trotzdem an dem Platz der ersten Landung nieder, mussten aber nach einigen Monaten, während welcher Zeit ihre Zahl weiter durch Mordtaten der Eingeborenen und Krankheiten zusammenschmolz, ihr Unternehmen wieder aufgeben und die Gegend verlassen.

Später wurde Ysabel von protestantischen Missionaren der englischen Hochkirche missioniert, welche unter Leitung des Bischofs Selwyn mehrere Stationen errichteten. Den Missionaren glückte es zwar, mit den Bewohnern der Insel selbst in gutes Einvernehmen zu kommen, sie hatten indessen viel unter den Verheerungszügen der Kopfjäger (Headhunters) zu leiden, welche von den südlichen (englischen) Salomonsinseln, besonders von Rubiana und Vella Lavella aus, die Küsten Ysabels und Choiseuls heimsuchen und durch ihre scheusslichen Kopfjagden entvölkern. Zur Zeit der Abtretung der Insel an England bestanden mehrere Stationen der Mission auf Ysabel.

Die katholische Maristenmission, unter Leitung des Bischofs Broyer in Apia stehend, begann von ihrem Hauptarbeitsfeld Samoa aus im Jahre 1899 mit der Missionierung der Salomonsinseln. Die erste Niederlassung wurde auf der Insel Porporang in den Shortlandinseln, dicht bei der kleinen Insel Faisi, errichtet, auf welcher letzteren bereits seit längeren Jahren der Händler Tindal mit weisser Frau und Kindern sein Heim aufgeschlagen hatte. Von den Shortlandinseln aus ist die Mission dann allmählich auf Bougainville

übergegangen. Die auf Bougainville errichtete Station Kieta musste 1902 infolge von Angriffen seitens der Eingeborenen von den Missionaren verlassen werden, wurde aber nach einiger Zeit wieder eröffnet, ohne dass bisher weitere Beunruhigungen von seiten der Kanaker vorgekommen wären.

Von der ersten Besiedlung an hat der Bismarck-Archipel eine stetig fortschreitende Entwicklung genommen. Doch diese Entwicklung hat viel Blut von Europäern gekostet. Fast jeder Platz, der jetzt als der Zivilisation gewonnen betrachtet werden kann, ist mit dem Blute der Pioniere gedüngt worden. Von dem Häufchen Europäer, die über den Archipel zerstreut lebten — 1883 ca. 30, 1893 112, 1899 200 — ist ein beträchtlicher Bruchteil von den Eingeborenen ermordet worden.

Ich gebe nachfolgend eine Liste der Überfälle und Mordtaten, welche seit 1876 von den Eingeborenen gegen Weisse begangen sind, ohne allerdings eine Garantie für die Vollständigkeit übernehmen zu können. Die Liste dürfte insbesondere insofern ein Interesse besitzen, als sie die Schwierigkeiten zeigt, mit welchen die Besiedlung des Archipels zu kämpfen hatte und den Wagemut und die Energie der Firmen und der Händler in helles Licht setzt, die durch keine Verluste entmutigt, immer von neuem sich auf riskante und gefährliche Unternehmungen einliessen.

Jahr	
1876	Station der Firma Hernsheim & Co. auf Matupi von Eingeborenen niedergebrannt.
1877	Die wiederaufgebaute Station daselbst nochmals niedergebrannt.

Jahr	
1878	Ermordung von 4 polynesischen Lehrern der wesleyanischen Mission auf der Gazellehalbinsel.
„	Hermitsinseln, Dreimastschoner »Elisa« vor Louf von Eingeborenen überfallen, die ganze Besatzung einschliesslich der Frau des Kapitäns getötet, das Schiff ausgeraubt und verbrannt.
1879	Bougainville, Salomonsinseln, englischer Kapitän Ferguson mit 5 Begleitern von Eingeborenen ermordet.
1880	Kabaira, Weberhafen, Gazellehalbinsel, Station der Firma E. E. Forsayth überfallen, drei Weisse (ein Deutscher, ein Engländer, ein Däne) ermordet.
„	Matakambang, Gazellehalbinsel, ein weisser Händler der Firma E. E. Forsayth ermordet.
1881	Utuan, Neulauenburggruppe, der deutsche Naturforscher Kleinschmidt mit zwei weissen Begleitern ermordet.
„	Kabaira, Weberhafen, Gazellehalbinsel, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, ein Weisser ermordet.
„	Putput, Neumecklenburg, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, ein Weisser ermordet.
„	Kaboteron, nördlich Neumecklenburgs, Dampfer »Freya« der Firma Hernsheim & Co. angegriffen, zwei Weisse verwundet.
„	Hermitsinseln, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, ein Weisser ermordet.
1882	Hermitsinseln, Dampfer »Freya« der Firma Hernsheim & Co. angegriffen, Führer Kapitän Homeyer durch Kugel getötet. Beim Rückzug

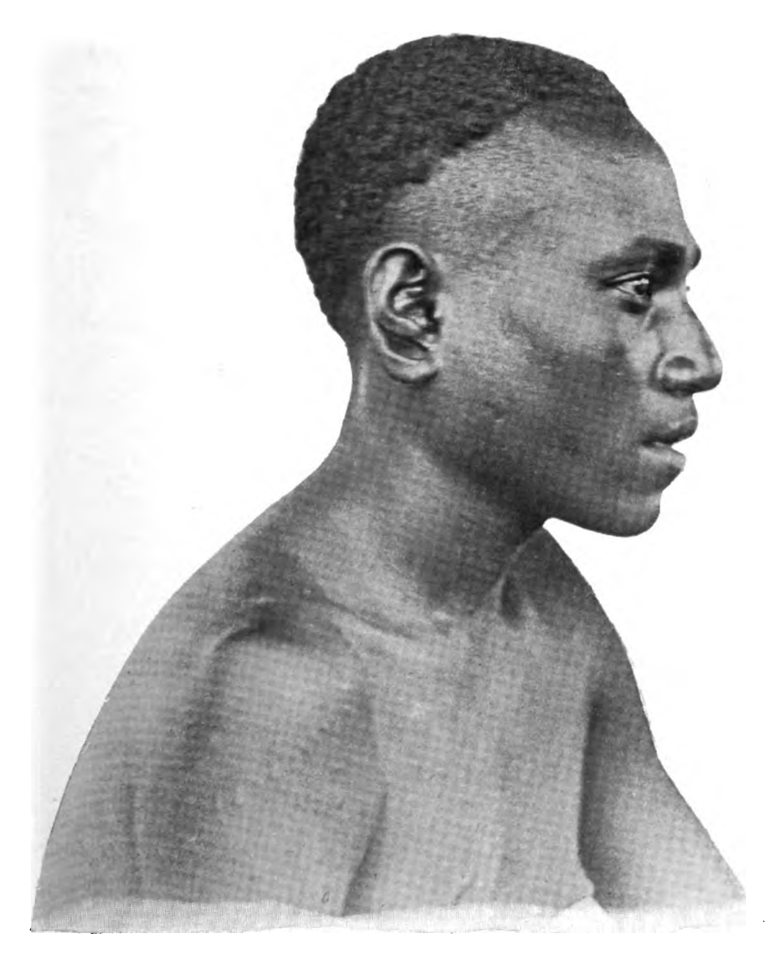


Abb. 10. Eingeborener von Lawangai (Neuhannover).

Jahr	
	geriet der Dampfer auf ein Riff und konnte nur durch Werfen der Ladung wieder flott gemacht werden, wobei ein Mann verwundet wurde.
1883	Einbruch und grosser Diebstahl in Matupi, Hauptstation der Firma Hernsheim & Co.
„	Nodup, Gazellehalbinsel, englischer Kapitän Wawn und weisser Begleiter bei Arbeiteranwerburg angegriffen, beide lebensgefährlich verwundet.
1884	Nusa, Nordneumecklenburg, Station der Firma Hernsheim & Co. geplündert und niedergebrannt. Die beiden weissen Händler retteten das nackte Leben durch Flucht nach Kapsu.
„	Birroa, Neumecklenburg, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, ein Weisser ermordet.
1885	Kaboteron, weisser Händler der Firma E. E. Forsayth ermordet.
„	Kabaira, Weberhafen, Gazellehalbinsel, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet.
1886	Kapsu, Neumecklenburg, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, ein weisser Händler ermordet.
1888	Kapsu, Neumecklenburg, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, ein weisser Händler Kapitän Hoppe und ein Chinese ermordet.
1889	Tubtub, Neumecklenburg, weisser Händler Bradley der Firma E. E. Forsayth ermordet.
„	Nissan (Sir Charles Hardyinseln), weisser Händler der Firma E. E. Forsayth mit Frau und Kind ermordet.
1890	Nugaria (Feadinseln), Händler (Samoahalbblut) der Firma E. E. Forsayth ermordet. In den

Jahr

Jahr	
	Feadinseln waren bereits Mitte der 80 er Jahre zwei weisse Händler ermordet worden.
1890	Butbut, Neumecklenburg, weisser Händler Haas der Firma Hernsheim & Co. ermordet.
„	Ralum, Gazellehalbinsel, Manilamann Moses, Arbeiteraufseher ermordet.
1891	Neuhannover, Station der Firma E. E. Forsayth geplündert, zwei farbige Arbeiter ermordet.
„	Neumecklenburg, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, zwei Weisse ermordet.
1892	Neuhannover, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, ein Weisser schwer verwundet, ein farbiger Arbeiter ermordet.
„	Nugaria, Feadinseln, Kapitän Stalio und ein Arbeiter bei der Expedition getötet.
„	Titau, Nordausgang der Byronstrasse, weisser Händler Mac Nicol verwundet, zwei Arbeiter ermordet, Station ausgeraubt.
1893	Nissan, weisser Händler der Firma E. E. Forsayth bei Bootsfahrt von Eingeborenen der Fischer- und Gardner Inseln ermordet.
„	St. Gabriel, Admiralitätsinseln, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, zwei weisse Händler, drei farbige Arbeiter ermordet.
„	Kaboteron, nördlich Neumecklenburgs, Station der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft geplündert, nachdem der Händler Selbstmord begangen hatte.
1894	Wasserhafen, Neuhannover, Kapitän Bruhn, Führer des Schuners Suga bei Arbeiteranwerbung überfallen und verwundet.
„	Kabien, Nordneumecklenburg, weisser Händler

Jah

	Rojahn, japanischer Unterhändler und mehrere farbige Arbeiter ermordet.
1894	Admiralitätsinseln, Schuner »Zoë« der Firma Hernsheim & Co. wurden die beiden Schiffsboote geraubt.
„	Jesus Maria, Admiralitätsinseln, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, ein Weisser ermordet.
1895	Kabien, Nordneumecklenburg, ein Boot der Firma Hernsheim & Co. geraubt, 4 farbige Arbeiter ermordet.
„	Bougainville, Salomonsinseln, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, Händler Louis Numa ermordet.
1896	Mattyinsel, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, ein Weisser ermordet.
„	Fischerinseln, östlich Neumecklenburgs, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, zwei Weisse ermordet.
	Gardnerinseln, östlich Neumecklenburgs, Kapitän Lemmin der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft bei Arbeiteranwerbung angegriffen und verwundet.
1897	Bougainville, Salomonsinseln, Station der Firma E. E. Forsayth vernichtet, chinesischer Händler ermordet.
„	Fischerinseln, ein weisser Händler der Firma E. E. Forsayth ermordet.
„	Neupommern, Südküste, Schuner »Nissan« des Chinesen Ah. Tam gestrandet, die aus zwei Chinesen und mehreren farbigen Arbeitern be-

6*



Jahr

stehende Besatzung bis auf einen der letzteren, der entkam, ermordet.

1897 Leineru, Neumecklenburg, Station der Firma Hernsheim & Co. vernichtet, die beiden weissen Händler retteten sich durch Flucht, einer verwundet.

1898 Timbuz, Bougainville, Salomonsinseln, Kutter »Seaghost« des Händlers Tindal überfallen, der Führer Kapitän Kolshorn und ein Farbiger ermordet, Schiff verbrannt.

1899 Komuli, Admiralitätsinseln, Station der Firma Hernsheim & Co. geplündert, weisser Händler Maetzke und drei farbige Arbeiter ermordet.

„ Panakhondo, Neumecklenburg, Boot eines Händlers zerstört, 11 farbige Arbeiter ermordet.

„ Bukabuka, Neuhannover, Boot des Händlers Ruge genommen, 4 farbige Arbeiter ermordet.

„ Papitalai und Pitilu, Admiralitätsinseln, Schuner »Nukumanu« der Firma E. E. Forsayth überfallen und ausgeraubt, zwei Weisse, Kapitän Dathe und Steuermann Johannsen und 8 farbige Arbeiter ermordet.

„ Papitalai, Boot des Schuners »Nugarea« der Firma E. E. Forsayth angegriffen, ein Weisser, Landmesser Bullock, schwer verwundet.

1901 Buke (Zuckerhutinsel), Admiralitätsinseln, weisser Händler Carlsbourn der Firma Hernsheim & Co. und mehrere farbige Arbeiter ermordet.

„ St. Matthiasinsel, der deutsche Forschungsreisende Mencke und sein Begleiter Caro, sowie mehrere farbige Arbeiter ermordet.

Jahr

1902 Tobaule, Gazellehalbinsel, Frau Wolff und Kind ermordet.

„ Neumecklenburg, drei chinesische Händler ermordet.

1903 Admiralitätsinseln, der weisse Taucher Howard und drei farbige Arbeiter bei Bitalu ermordet.

Eine Sühnung hat nur ein Teil der Mordtaten der Eingeborenen gefunden. Wiederholt haben deutsche Kriegsschiffe, vor Errichtung der deutschen Herrschaft auch englische, zum Schutze der Weissen eingegriffen und Expeditionen zur Züchtigung mörderischer Eingeborener unternommen. Häufig genug wussten sich indessen die Kanaker durch rechtzeitige Flucht in den unzugänglichen Urwald der Bestrafung zu entziehen, ihre wertlosen Hütten als einziges Objekt einer unzureichenden Sühne zurücklassend. Ein in vielen Fällen wirksameres Mittel zur Züchtigung der hinterlistigen Eingeborenen bot später die kleine, aus Eingeborenen des Archipels selbst gebildete Polizeitruppe, welche mit den Gewohnheiten und der Kampfweise der Kanaker vertraut, diese auch in ihre Schlupfwinkel verfolgen konnte. Grössere Expeditionen wurden im Zusammenwirken Kaiserlicher Kriegsschiffe und der Polizeitruppe, kleinere von letzterer allein ausgeführt. Bei der Abgeschlossenheit, in welcher die einzelnen kleinen Stämme des Archipels leben, und bei dem Gewohntsein der Eingeborenen an beständige Kämpfe, hatte indessen selbst eine erfolgreich durchgeführte Bestrafung von Kanakern für eine an Weissen vollbrachte Mordtat gewöhnlich nur für ein kleineres Gebiet Wirkung. Es hat einer längeren Reihe von Kämpfen der Polizeitruppe bedurft, um der Verwaltung in einem grösseren Um-

kreise Geltung zu verschaffen und Sicherheit für Leben und Eigentum der Europäer herbeizuführen. In einem beträchtlichen Teil der Gazellehalbinsel, auf Neulauenburg, einzelnen Teilen von Südneumecklenburg und einer Reihe kleinerer Inselgruppen ist dies der Fall, ebenso seit Gründung der Station Nusa in Nordneumecklenburg und den umliegenden Inseln. Von den Admiralitäts- und Salomonsinseln, sowie dem noch wenig berührten Hauptteil von Neupommern, kann das gleiche indessen noch nicht gesagt werden.

Kapitel V.

Verwaltung und Rechtsprechung auf der Gazellehalbinsel.

Bei der geringen Anzahl der auf der Gazellehalbinsel wohnenden Europäer machte die Verwaltung wie die Gerichtsbarkeit über die Weissen, von einzelnen langwierigen Prozessen und der schwierigen Nachprüfung der alten Landtitel abgesehen, nicht allzuviel Arbeit. Dagegen nahm die Verwaltung und die Gerichtsbarkeit in Eingeborenensachen einen um so breiteren Spielraum ein. Im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung der Kolonie galt es vor allem, im Bereich der europäischen Ansiedlungen den Frieden zu sichern und mit Hilfe der Eingeborenen für die Weissen brauchbare Wege zu schaffen. Beide Ziele konnten nur durch eine eingehende Beschäftigung mit den Eingeborenen und ein intensives Eindringen in ihre Bräuche und Rechtsgewohnheiten erreicht werden. Der früher herrschende Zustand der Rechtlosigkeit und der Gewalttaten war in weiten Gebieten auf der Gazellehalbinsel durch den Kaiserlichen Richter Dr. Hahl beseitigt worden. Durch Niederwerfung und Bestrafung der Friedensbrecher, durch eine den Anschauungen der Eingeborenen

angemessene Rechtsprechung, durch Einsetzung von Häuptlingen mit beschränkten Verwaltungs- und richterlichen Befugnissen, hatte er einen Zustand verhältnismässiger Rechtssicherheit herbeigeführt. Vermittels beständigen persönlichen Verkehrs mit den Kanakern, und Eingehens auf ihre Sitten und Gebräuche war es ihm gelungen, den scheuen Eingeborenen Zutrauen einzuflössen und sie zu nützlichen Wegearbeiten heranzuziehen. In beiden Beziehungen galt es in den erfolgreich eingeschlagenen Bahnen weiter fortzuschreiten. Dazu war neben fortwährendem persönlichen Verkehr mit den Kanakern besonders die Erlernung ihrer Sprache und das Studium ihrer Bräuche und Rechtsgewohnheiten erforderlich.

Die Rechtsprechung unter den Eingeborenen des Bismarck-Archipels darf man sich nicht vorstellen, wie diejenige eines Amtsrichters in Deutschland, der in seinem Amtszimmer, von Akten und Gesetzeskommentaren umgeben, seine Tätigkeit ausübt. Die Mehrzahl der Eingeborenensachen wurde draussen erledigt. Bald galt es, auf schmalem Kanakerpfad in den Busch zu dringen und in den landeinwärts belegenen Dörfern Recht zu sprechen, bald im Boot an der Küste entlang zu fahren, um die Uferniederlassungen zu besuchen, bald waren weitere Reisen über See und ins Innere zu machen, die mich bisweilen wochenlang von Hause fernhielten. Auf See hatte ich, je nachdem die Gelegenheit sich bot, alle nur denkbaren Beförderungsmittel zu benutzen, vom Kriegsschiff herab bis zum kleinen Eingeborenenkanu.

In den Ansiedlungen der Eingeborenen waren hauptsächlich Streitigkeiten der Kanaker untereinander zu schlichten oder zu entscheiden. Die Rechtsverhält-

nisse der Eingeborenen[1]) — es ist in diesem Kapitel durchweg von den Küstenbewohnern der Gazellehalbinsel die Rede — sind entsprechend der tiefen Kulturstufe, auf der sich letztere befinden, äusserst einfache, was nicht ausschliesst, dass sie für die Vorstellungsweise des Europäers zunächst höchst sonderbar erscheinen. Bei der Rechtsprechung in Eingeborenensachen wurden die Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen, soweit sie nicht gegen allgemeine deutsche Rechtsgrundsätze verstiessen, in weitestem Umfange berücksichtigt. In folgendem gebe ich eine Darstellung der Bräuche und Rechtsanschauungen der Eingeborenen, wie sie mir bei meiner Tätigkeit als Richter unter den letzteren entgegentraten.

Der öffentlich rechtliche Zustand — wenn man bei einem lediglich auf Gewalt aufgebautem System überhaupt von Recht reden kann — lässt sich am besten als vollständige Anarchie bezeichnen. Jeder erwachsene Eingeborene steht völlig auf sich selbst. Fügt ihm irgend jemand etwas zu, was er als Schaden oder Beleidigung empfindet, so verschafft er sich selbst Genugtuung. Er rächt sich entweder an dem Beleidiger oder dessen Familie oder an irgend einem Unbeteiligten. Hat beispielsweise ein anderer Eingeborener einen Verwandten von ihm getötet oder — ein sehr häufig vorkommender Fall — seine Frau entführt oder »gestohlen«, wie die Kanaker sagen, so ergreift er seinen Speer, um den

1) Vgl. die ausgezeichnete eingehendere Abhandlung von Dr. Hahl „Über die Rechtsanschauungen der Eingeborenen eines Teils der Blanchebucht und des Innern der Gazellehalbinsel" in den „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel". Jahrgang 1897.



Täter oder einen Verwandten desselben zu töten. Ebensowohl ist er aber nach Eingeborenenbegriffen befugt, irgend einen ihm Begegnenden, der weder mit der Sache etwas zu tun hat, noch mit den in Betracht kommenden Personen verwandt ist, zur Vergeltung für die ihm geschehene Unbill niederzustossen. Die Familie des auf diese Weise unschuldig Ermordeten gibt die Tat entweder zurück an die Mörder oder deren Verwandte, oder weiter an Unbeteiligte. Die alsdann Betroffenen nehmen ihrerseits Rache, so dass aus der einen ursprünglichen Tat eine ganze Kette von Blut- und Gewalttaten entsteht. Man nennt dies den Brauch der »Kamāra«. Die Kette der Schadenszufügungen kann dadurch ein Ende erreichen, dass die noch ungesühnten Mordtaten durch Zahlung von Tabu (Muschelgeld) abgelöst werden. Andernfalls geht der Mord und Todschlag beständig weiter. Nach der der Kamāra anscheinend zugrunde liegenden Idee soll schliesslich derjenige, welcher den ersten Anlass zu den Schadenszufügungen gegeben hat, bezw. seine Verwandten für ihn, für den Endschaden aufkommen, sei es, dass die Untaten von den anderen Beteiligten ihm durch Mord zurückgezahlt werden, oder dass er die Kosten des Abkaufs der Vergeltung trägt. Man spricht von der »Winirua« des Soundso. »Wirua« ist der Erschlagene (auch Menschenfleisch), Winirua bedeutet: Erschlagen werden mit Bezug auf jemanden. Inwieweit früher im einzelnen Fall derjenige, um dessen Winirua es sich handelte, tatsächlich die die Kämpfe beendigenden Tabuzahlungen geleistet hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Im Bereich der Verwaltung wurde bei Mordtaten, Frauenentführungen u. dgl. gegen die Täter strafend vorgegangen und damit der Kamāra der Boden entzogen. Immerhin

kam es noch vor, dass von einer früheren Kamāra her Eingeborene beantragten, einen Mann zum Ersatz des von ihnen für einen Ermordeten gezahlten Wehrgeldes zu verurteilen, mit der Begründung, dass es die Winirua des Beklagten gewesen sei.

Eine Gewalt, welche Verbrechen bestraft hätte, gab es vor Ankunft der Weissen nicht auf der Gazellehalbinsel. Es fehlte übrigens auch bezüglich der meisten dem Europäer als Verbrechen erscheinenden Handlungen die Überzeugung, dass dieselben unerlaubt seien. Meuchelmord, wenn er ohne Gefahr für den Täter begangen werden konnte, wurde nicht als etwas Böses betrachtet, ebensowenig das Dingen von Mördern, ein früher anscheinend ziemlich häufiger Fall. Die einzige Handlung, welche bei Todesstrafe als verboten galt, war »a pulu«, der geschlechtliche Verkehr zwischen Mann und Frau, welche von der Mutterseite auch noch so entfernt miteinander verwandt sind. Die so miteinander Verwandten (zu derselben Sippe gehörigen) Personen werden »tavevet« (zu uns gehörig) genannt, die nicht verwandten »tadiat« (zu ihnen gehörig). Eine Bezeichnung der Sippen nach Vögeln, wie auf Neuhannover und Neumecklenburg gibt es auf der Gazellehalbinsel nicht.

Stehlen und Lügen gelten nicht nur nicht als verboten, sondern es wird geradezu als ein Vorzug betrachtet, wenn jemand gut stehlen und lügen kann. Derjenige, welchem ein Diebstahl gelungen ist, braucht die gestohlene Sache nach Kanakerbegriffen nur dann wieder herauszugeben, wenn der Bestohlene durch Zahlung eines Kaufpreises die Sache auslöst. Der Weg der gewaltsamen Selbsthilfe steht selbstverständlich immer dem Geschädigten offen, wenn er es darauf an-

kommen lassen will. Derjenige, der gut lügen kann, wird »a tena vavaogo«, (der Meister im Lügen) genannt, der geschickte Dieb »a tena nilog«, (der Meister im Stehlen).

Ähnlich scheinen, wie ich hier einschalten will, die Anschauungen der Eingeborenen in anderen Gebieten des Bismarck-Archipels zu sein. Ich habe wiederholt von angeworbenen Arbeitern aus Neumecklenburg und den Salomonsinseln, welche im Verdacht des Diebstahls standen, Äusserungen des Sinnes gehört: »Ich stehe schon lange im Dienst der Weissen und habe mir dadurch das Stehlen abgewöhnt«. Das Stehlen wie das Lügen erscheinen hier als das Natürliche, während Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit erst als die durch Kultur erworbenen und anerzogenen Eigenschaften auftreten. Für gut und schlecht gibt es zwar Worte in der Eingeborenensprache, doch haben sie noch keine moralische Bedeutung im Sinne kultivierter Völker. Man sieht: les extrêmes se touchent. Die modernsten Europäer stehen »jenseits von Gut und Böse«, die Kanaker stehen noch unterhalb des geistigen Niveaus, auf welchem eine solche Unterscheidung überhaupt erst möglich wird.

Die ersten Anfänge zur Entstehung einer anerkannten Gewalt und damit zur künftigen Entwicklung staatlicher Gebilde aus dem jetzigen anarchischen Zustande heraus sind in der Familie vorhanden. Dem Oberhaupt der Familie, »a gala na tutana«, (der grosse Mann) benannt, stehen gewisse Befugnisse über die Familienglieder zu. Bei Streitigkeiten zwischen solchen führt er einen Ausgleich herbei. Die Mitglieder der Familie deponieren ihr Tabu (Muschelgeld) bei ihm. Er hat Anspruch auf Arbeitsleistungen der Familien-

mitglieder, wogegen er ihnen Unterhalt gewährt. Für unvermögende jüngere Verwandte kauft er aus eigenen Mitteln eine Frau, der so Beglückte muss dafür entsprechende Arbeit für das Familienhaupt leisten. Sehr weitreichend scheint der Einfluss des Familienhauptes, welche Stellung sich im allgemeinen nebst der Hauptmasse des hinterlassenen Muschelgeldes auf den Schwesterssohn vererbt, nicht zu sein. Der erwachsene Eingeborene stellt sich in wichtigen Sachen schliesslich auf sich selbst. Schon in der Art des Wohnens drückt sich die keine Autorität über sich anerkennende Selbstherrlichkeit der Kanaker aus. Der Verheiratete wohnt mit Familie in seinem aus zwei bis fünf Hütten bestehenden Gehöft von anderen abgeschlossen und meist ein ganzes Ende von der nächsten Ansiedlung entfernt.

In Fällen von Kämpfen scharen sich die Eingeborenen um einen Anführer, »a luluai« genannt, von »lualua« vorangehen. Persönlicher Mut, auch Grausamkeit im Abschlachten der Gegner scheint von Einfluss für die Wahl des Luluai zu sein, doch wichtiger ist die Geldfrage. Je mehr Tabu ein Mann besitzt, um damit die Hilfe anderer Kanaker zu erkaufen, ein desto grösserer Anführer ist er, und desto mehr Leute kann er aufbieten. Irgend eine Gefolgspflicht gibt es unter den Eingeborenen nicht, doch scheinen ausnahmslos die Verwandten von der Mutterseite bei Kämpfen auf einer Seite zu stehen, was auf Vater und Sohn nicht immer zutrifft.

Trotz des Mangels irgend welcher Organisation haben sich doch abgegrenzte örtliche Bezirke gebildet, welche eine Reihe von Ansiedlungen nebst Pflanzungen, sowie das umliegende Busch- und Grasland in sich begreifen. Die Bildung dieser Landschaften, welche je unter einem

Namen begriffen werden, lässt sich wohl aus den beständigen Feindschaften der Kanaker untereinander erklären.

Die durch Verwandtschaft oder Gewohnheit zusammengehörigen Eingeborenen haben sich bei den Kämpfen gegen benachbarte Kanaker notgedrungen unter Führung eines besonders angesehenen Luluai zusammenschliessen müssen. In den Kämpfen haben sich dann die örtlichen Grenzen der einzelnen Landschaften festgestellt, welche fast durchweg von den letzten Ansiedlungen und Pflanzungen der Eingeborenen ein erhebliches Ende entfernt sind. Zwischen den Grenzen zweier benachbarter feindlicher Landschaften findet sich bisweilen ein keinem der beiden gehöriges Gebiet, auf welchem sich ein Teil der Kämpfe abspielte und welches den Namen »a kamara«, das Kampffeld, führt.

Bei den privaten Streitigkeiten der Kanaker handelt es sich fast ausschliesslich um Tabu (Muschelgeld) und Weiber. Die Eingeborenen sind unglaublich habgierig. Das Muschelgeld spielt hier eine viel grössere Rolle, als das Geld in zivilisierten Staaten haben kann. Bei den Kanakern fehlen einerseits die Tugenden, welche bei kultivierten Völkern zur Entwicklung gelangt sind. Es gibt keine Unbestechlichkeit und Ehrenhaftigkeit, von welcher die Verlockungen des Muschelgeldes abprallen könnten. Andererseits fehlt eine Macht, welche Verbrechen bestrafen könnte, und auch die Überzeugung, dass gewisse Handlungen verwerflich sind. Die Folge dieser Verhältnisse ist, dass unter den Kanakern mit Muschelgeld alles gekauft werden kann: Eigentum jeder Art, Weiber, Hilfe im Krieg. Die Rache der Verwandten eines erschlagenen Gegners wird mit Tabu abgekauft.

Mit Muschelgeld kann der Kanaker Leute dingen, welche seinen Feind hinterlistig ermorden.

Dass die Eingeborenen dies als durchaus erlaubt ansahen, ergibt sich am besten daraus, dass in einzelnen Fällen Kanaker aus solchen Abmachungen herrührende Ansprüche auf Muschelgeld allen Ernstes vor Gericht einklagen wollten. So bat mich ein Eingeborener von Paparatawa am Varzin, zwei Kanaker von der benachbarten Landschaft Tamanairiki zur Herausgabe von 20 Fäden Muschelgeld zu veranlassen. Gegen Zahlung dieser Summe hatten sich die beiden letzteren vor Jahren verpflichtet, einen Häuptling von der Landschaft Wairiki zu ermorden, hatten aber ihr Versprechen nicht gehalten. Der Paparatawamann verlangte nun sein Tabu zurück. So wenig der Tatbestand sonst den römischen Rechtsanschauungen konform ist, so ist doch eine gewisse Ähnlichkeit der Klage mit der condictio causa data causa non secuta nicht zu verkennen.

Bei den Eingeborenen gilt Mutterrecht, d. h. das Verhältnis zwischen den Verwandten mütterlicherseits (Niuruna) ist für Familien- und Erbrecht entscheidend, wogegen das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wenn ein Eingeborener stirbt, so beerbt ihn im allgemeinen der Sohn seiner Schwester, eventuell sein Bruder von derselben Mutter, doch nicht sein Sohn. Gewalthaber über die Frau ist ihr »Matuana«, ihr Onkel mütterlicherseits, eventuell ihr Bruder, nicht aber ihr Vater.

Die natürliche Grundlage des Mutterrechts dürfte sein, dass die Verwandtschaft zwischen Mutter und Kind und damit überhaupt zwischen den Verwandten von der Mutterseite augenscheinlich und zweifellos ist, während bezüglich der Vaterschaft Zweifel entstehen können.

Bei den Kanakern kommt hinzu, dass die Ehe sehr häufig getrennt wird, sei es, dass die Frau einen anderen heiratet oder von ihrem Mann wegläuft, sei es, dass der Mann die Frau zu ihren Verwandten zurückschickt. In diesen Fällen wird jede Verbindung zwischen dem Vater und seinen Kindern gelöst. Die Mutter nimmt stets die Kinder mit, so dass allein die mütterliche Verwandtschaft Wirkungen entwickelt. Dass das Mutterrecht mit einer herrschenden Stellung der Frau in früherer Zeit zusammenhängen sollte, halte ich für äusserst unwahrscheinlich, da die Weiber überall im Bismarck-Archipel eine untergeordnete Stellung einnehmen und als Arbeitstiere für den faulen Gatten funktionieren müssen.

Es herrscht Vielweiberei bei den Eingeborenen. Die grosse Mehrzahl der Männer haben jedoch naturgemäss nur eine Frau. Nur reiche Leute können sich den Besitz mehrerer Frauen leisten, welche durch ihre Arbeit dem Eheherrn ein faules, bequemes Leben sichern. Der an den Oheim der Frau zu entrichtende Kaufpreis beträgt etwa 20 bis 100 Faden Tabu. Die höchste Zahl von Frauen, die ich angetroffen habe, nämlich zehn, besass der angesehene alte Häuptling Towiringe in Kabaira. Eine von mir in der Neulauenburggruppe veranstaltete Zählung der Eingeborenen ergab, dass dort von 663 verheirateten Kanakern 600 je eine Frau hatten, 57 je zwei Frauen, 5 je drei Frauen und nur ein Eingeborener vier Frauen. Ähnlich dürfte das Verhältnis auf der Gazellehalbinsel sein, wo die zerstreute Besiedlung des Landes bisher einer genauen Zählung unüberwindliche Hindernisse bereitete.

Die Ehe wird unter gewissen Zeremonien (insbesondere scheinbaren Raub der Frau) geschlossen und

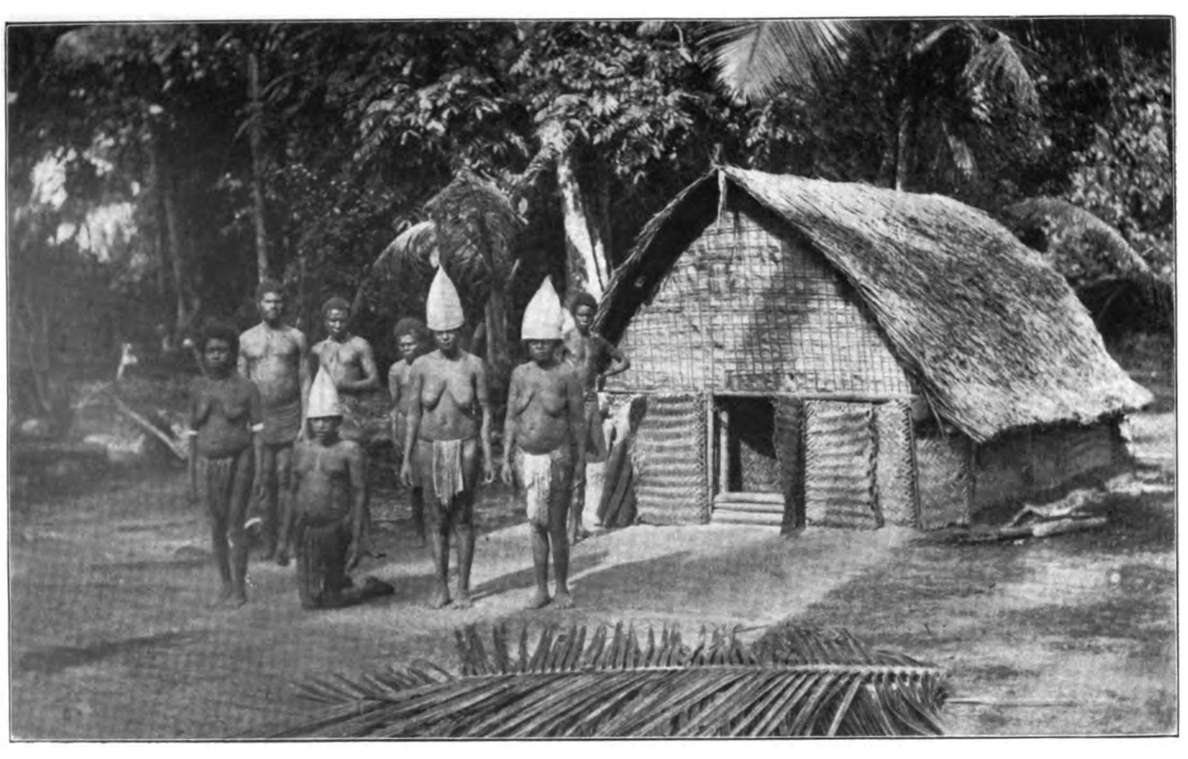


Abb. 11. Haus und Eingeborene auf Nusa.

ist tatsächlich meist von Dauer. Doch häufig erreicht sie auch durch Trennung der Eheleute oder dadurch ihr Ende, dass die Frau von einem Liebhaber »gestohlen« wird, d. h. dass sie mit letzterem zusammen wegläuft oder dass der Ehemann einen Ehebruch seiner Frau konstatiert und sie tötet, oder wieder zu ihrem Onkel zurückschickt und sein Muschelgeld zurückverlangt. Die Eingeborenen sprechen in solchen Fällen von Frauendiebstahl (a nilong na vavine) indem sie dasselbe Wort wie beim Diebstahl von Sachen, z. B. Muschelgeld (a nilong na tabu) gebrauchen. Ich führe hier einige für die bezüglichen Verhältnisse charakteristische Fälle an, welche während meines Aufenthalts im Archipel vorkamen:

Ein Eingeborener aus einem Buschdorf hatte zwei Frauen geheiratet. Ein anderer Kanaker »stahl« dieselben (notabene alle beide), liess sie jedoch bei dem Ehemann zurück. Der Letztere wartete, nachdem er von dem Ehebruch Kenntnis bekommen hatte, zunächst auf eine Sühnung durch Zahlung von Muschelgeld. Als diese nicht erfolgte, ergriff er seine Keule und schlug beide Frauen tot. Er selbst flüchtete dann in den Busch.

In einem anderen Fall hatten in einem Küstendorfe zwei Eingeborene mit der Frau eines anderen unerlaubten Verkehr gehabt. Der Ehemann einigte sich mit den beiden Verführern dahin, dass dieselben ihm je 15 Fäden Tabu zahlten, behielt aber trotzdem seine Frau.

In einem dritten Fall wohnte ein Kanaker mit der früheren Frau eines anderen zusammen. Letzterer verlangte, dass der Entführer ihm den Kaufpreis zurückerstatte, den er seinerzeit an den Oheim des Weibes bezahlt hatte. Der neue Gatte war zur Zahlung des Kaufpreises bereit, verlangte aber die Anrechnung bereits früher an den ersten Ehemann gezahlter

10 Fäden Tabu, wogegen letzterer behauptete, der Entführer habe diesen Betrag als Sühne für einen früheren unerlaubten Verkehr mit der Frau gegeben und müsse jetzt trotzdem für die Überlassung der Frau den vollen Kaufpreis zahlen.

In den meisten Fällen gibt sich der Ehemann der entführten Frau zufrieden, wenn er den früher für dieselbe gezahlten Kaufpreis erstattet bekommt, bezw. in Fällen von Ehebruch ohne Weglaufen der Frau, wenn er eine angemessene Anzahl von Fäden Tabu erhält. Doch wenn nicht rechtzeitig eine Sühnung auf diesem Wege erfolgt, so geht er mit Mord gegen den Entführer oder dessen Verwandte oder eventuell gegen beliebige Dritte vor. Bei der Kamāra steht Mord gegen Mord, der Tod eines Mannes von der einen Familie wird durch Ermordung eines Angehörigen der Familie des Mörders gesühnt, wo schliesslich ein Manko vorhanden ist, muss es durch Zahlung von Muschelgeld ausgeglichen werden, widrigenfalls die Familie, auf deren Seite das unausgeglichene Manko ist, beständig erwarten muss, von der Familie, welche den ungesühnten Tod eines Angehörigen zu beklagen hat, mit Mord heimgesucht zu werden.

Bei Auflösung der Ehe ausser dem Fall des »Frauendiebstahls« entstehen gleichfalls viele Streitigkeiten. Wenn eine Frau gleich nach Abschluss der Ehe zu ihren Verwandten zurückkehrt oder von dem Gatten als »nicht gut« zu denselben zurückgeschickt wird, so wird der gezahlte Kaufpreis meist von dem Matuana der Frau zurückgezahlt, wenngleich er häufig bei der ungemeinen Habsucht, welche die Kanaker kennzeichnet, das geliebte Tabu zurückzuhalten versucht. Schwieriger liegt dagegen der Fall, wenn die

Ehe längere Zeit gedauert hat. Der Ehemann, welcher die Frau beispielsweise nach zehnjähriger Ehe ohne ersichtlichen Grund zu ihren Verwandten zurückschickt, verlangt stets von letzteren den vollen Kaufpreis zurück, den er bei Eingehung der Ehe gezahlt hatte, während der Onkel oder sonstige Gewalthaber der Frau die Rückzahlung verweigert oder aber sich zur Erstattung nur eines Teils der Kaufsumme bereit erklärt. Die Erledigung der Sache scheint früher immer von den gegenseitigen Machtverhältnissen abgehangen zu haben, bestimmte Rechtsanschauungen scheinen sich im letzterwähnten Fall noch nicht gebildet zu haben.

Man darf sich, wenn von Zahlung eines Kaufpreises für die Frau an ihren Onkel die Rede ist, nicht vorstellen, dass die Frau ein willenloses Objekt sei und wie eine Sklavin verhandelt werde. Wenn einem Mädchen ein Freier nicht passt, so lehnt es ihn einfach ab. Unter Umständen kann sie selbst als Verheiratete ihren Mann verlassen und nach Hause zurückkehren. Es kam vor, dass ein Weib sechs Freier, die jeder den verlangten Kaufpreis zu zahlen bereit und imstande waren, ablehnte, schliesslich den siebenten heiratete, diesem aber nach kurzer Zeit mit einem achten Bewerber durchbrannte. Die Sache wurde dadurch etwas kompliziert, dass Nr. 8 den ziemlich hohen Kaufpreis, den Nr. 7 an den Oheim der Frau gezahlt hatte, nicht erstatten konnte, während Nr. 7 kategorisch die Forderung stellte: entweder die Frau oder den Kaufpreis. Die vielbegehrte Dame war übrigens ein Ausbund von Hässlichkeit, zeichnete sich aber durch eine sehr bedeutende Mundfertigkeit aus, so dass sie wohl in den Augen der Eingeborenen als besonders geistvoll gelten mochte.

Das Eigentum an beweglichen Sachen ist scharf

ausgeprägt, während die Grundbesitzverhältnisse noch weniger ausgebildet sind. Es ist unbebautes Land in Menge vorhanden, von welchem sich die Eingeborenen die für ihre kleinen Taro- und Bananenpflanzungen erforderlichen Grundstücke auswählen. Bei bebauten Ländereien wird das Verfügungsrecht desjenigen, der die Pflanzung angelegt hat, respektiert, im übrigen dürfte am ehesten von einem Eigentum der Familie am Grund und Boden gesprochen werden können. Bei Verkäufen von Grundstücken an Weisse sind immer die Familienhäupter als Verfügungsberechtigte aufgetreten.

Aus der vorstehenden kurzen Darstellung rechtlicher Zustände unter den Eingeborenen der Gazellehalbinsel geht hervor, dass es sich unter den Kanakern weniger um Recht als um Macht handelt. Die Bildung von allgemein anerkannten und befolgten Rechtsnormen ist noch in den Anfängen begriffen. Der Satz »beati possidentes« gilt in viel höherem Masse als in entwickelteren Rechtssystemen. Eine Macht, den tatsächlichen Inhaber eines Gegenstandes zu dessen Herausgabe zu zwingen, gibt es nicht. Der Geschädigte ist ausschliesslich auf Selbsthilfe angewiesen. Es gilt das Recht des Stärkeren. Ein Ansatz zu einer nicht im Wege der Selbsthilfe erfolgten Zwangsvollstreckung bezw. Erzwingung der Herausgabe fremden Eigentums ist in der Einrichtung des »Dukduk« zutage getreten, welcher neben seinem Hauptzweck, der Erlangung von Muschelgeld für den Eigentümer des Dukduk, bisweilen auch die Rolle des fehlenden Gerichtsvollziehers wahrgenommen hat. Das Institut des Dukduk wird an anderer Stelle ausführlicher erörtert[1]).

---

1) Vgl. Kapitel XVIII.

Das Fehlen irgend welcher anerkannten Autorität unter den Eingeborenen bereitete der Einführung einer geordneten Verwaltung und Rechtspflege grosse Schwierigkeiten. Als Häuptlinge wurden selbstverständlich stets möglichst angesehene und einflussreiche Eingeborene angestellt. Doch nur in wenigen Fällen erfreuten sich die Häuptlinge bereits vor der Übertragung der obrigkeitlichen Befugnisse eines weitreichenden und festbegründeten Einflusses. Nicht selten erlangten sie Bedeutung unter ihren Stammesgenossen, von dem Kreise ihrer Familie abgesehen, erst durch die Bekleidung mit der amtlichen Würde. Neben beschränkten polizeilichen und Verwaltungsbefugnissen war diesen Häuptlingen auch die Entscheidung kleinerer Rechtsstreitigkeiten bis zu einem Objekt von zehn Faden Tabu (etwa 25 Mark) übertragen. Als Zeichen ihrer Würde trugen sie eine blaue Schirmmütze und einen Stab mit silbernem Knopf.

Die Verhandlungen mussten stets in der Eingeborenensprache geführt werden, da unter den Eingeborenen der Gazellehalbinsel pidginenglisch nur in geringem Masse, und sonstige fremde Sprachen gar nicht gesprochen wurden. Im Anfang, bis ich mich selbst in der Eingeborenensprache einigermassen verständlich machen konnte, bereiteten mir die Verhandlungen die grössten Schwierigkeiten. Die wenigen, in erreichbarer Nähe wohnenden Europäer, welche die Kanakersprache beherrschten, waren durch ihren Beruf in Anspruch genommen und konnten natürlich nicht wegen jeder kleinen Eingeborenenstreitigkeit herbeigeholt werden. So blieben mir nur einige pidginenglisch sprechende Polizeijungen, welche selbst von der Gazellehalbinsel stammten, als Dolmetscher. Nur

mit äusserster Geduld und sehr unvollkommen konnte mit Hilfe der mangelhaften Sprachbrocken des Pidginenglisch eine Verständigung herbeigeführt werden.

Die Verhandlungen fanden teils in Herbertshöhe, teils in den Niederlassungen der Eingeborenen bei meinen häufigen Reisen auf der Gazellehalbinsel und in der Neulauenburggruppe statt. Eine wesentliche Hilfe war es bei der zerstreuten Lage der Ansiedlungen und der Grösse des Gebietes, dass auch zum Teil ein schriftlicher Verkehr stattfinden konnte. Dank der Tätigkeit der Missionen konnte eine ganze Reihe von Eingeborenen lesen und schreiben. Selbst ältere Kanaker hatten sich bisweilen die schwierige Kunst noch angeeignet. Die Briefe, die an mich gelangten, zeichneten sich gewöhnlich weder durch schöne Schrift noch durch richtige Orthographie aus, waren aber doch meist verständlich. Nur etwa vorkommende Worte aus europäischen Sprachen, wie die Namen von Weissen, wurden in der Regel bis zur Unkenntlichkrit verstümmelt, da der Eingeborenensprache verschiedene unserer Konsonanten fehlen und Folgen von Konsonanten unbekannt sind.

Als Probe gebe ich hier einige Eingeborenenbriefe in möglichst wortgetreuer Übersetzung:

Brief eines Häuptlings von der Insel Makada (Neulauenburg).

Tadap Dokota Timi

An Dr. Schnee

Ich schreibe diesen kleinen Brief an dich, grosser Richter, der in Kokopo (Herbertshöhe) wohnt. Ich will dir eine Sache über einen Mann hier berichten. Wir

bauten hier in Makada ein Haus für mich. Und der Mann sagte: »Ich werde euch bei dem Hausbau nicht helfen. Ich habe allein über mich zu bestimmen, kein Häuptling hat mir etwas zu sagen.« Das waren seine Worte. Tatsächlich hast du mich, Inok, bevollmächtigt, dass ich in diesem Dorf hier richte und dieser Mann gehorcht mir nicht.

Das ist alles. Meine Liebe zu dir ist sehr gross. Dokota Timi, grosser Richter, der du in Kokopo wohnst.

Ich Inok Tokulume
Dein Freund wirklich. Joko
(Lebwohl).

Brief eines Häuptlings von Walaur an der Blanchebucht.

An Dokoratinei (Dr. Schnee), den Richter, der in Kokopo wohnt.

Ich Kapinias schreibe diesen Brief an dich, Richter, Häuptling, der du gross unter uns beiden bist. Ich will dir berichten über Männer, welche Zauberei betreiben, um anderen damit Schaden zuzufügen. Ihre Namen sind Topolina, Towaura, Towilawut, Tokaue, Touraliman. Ich und Paula haben sie in eine Strafe von fünf Faden Muschelgeld genommen, denn die Sache, die sie gethan haben, ist wirklich nicht gerecht. Die Leute, die im Busch wohnen, sind dadurch sehr erschreckt worden.

Und ein anderes noch will ich dir berichten. Wir beide haben einen Mann Namens Topamel festgemacht, der den Tobining mit dem Speer angreifen wollte. Ich lege dies vor dich, damit du richtest.

Ich Kapinias.

Brief zweier Eingeborener von der Nordküste der Gazellehalbinsel.

Luluai (Häuptling)

To Magoara von Watom beschuldigt fälschlicherweise den To Malurai, den Bruder von uns beiden Unterzeichneten To Urabil und To Puakia, dass er mit dem Weib Ja Tamalua Schlechtes vollführt habe. Und To Balei, ihr Ehemann, zürnt und nimmt eine dem To Malurai gehörige Kiste und erbricht sie und hat daraus die uns dreien gehörigen Sachen, 200 Pele (Neumecklenburg-Muschelgeld), 5 dem To Malurai gehörige Stricke, 4 Faden Tabu genommen.

To Urabil. To Puakia.

Den von der Verwaltung eingesetzten Häuptlingen wurde es bisweilen schwer, unter den selbstherrlichen, an keinen Zwang gewöhnten Eingeborenen ihre Autorität zu wahren. Andererseits kam es vor, dass einer oder der andere Häuptling seine Machtbefugnisse zu Erpressungen missbrauchte oder eingenommene Strafgelder zur Erhöhung seines eigenen Reichtums verwandte, anstatt sie vorschriftsmässig nach Herbertshöhe abzuliefern. Doch im allgemeinen bewährte sich das System. Die Zahl der angestellten Häuptlinge, die 1898 einige dreissig betrug (auf der Gazellehalbinsel und Neulauenburg), wurde allmählich bedeutend vermehrt. Später ist dann die Einrichtung auch auf Neumecklenburg ausgedehnt worden.



Abb. 12. Lakion von Türpatzi (Gardner Inseln).

Kapitel VI.

Zug gegen die Napaparleute.

Nicht immer beschränkte sich die Tätigkeit des Richters auf die friedliche Entscheidung und Schlichtung von Streitigkeiten. Bisweilen galt es auch mit der Waffe in der Hand Eingeborene für Mordtaten zu züchtigen und die Herstellung des Friedens mit Gewalt zu erzwingen. Bald nach meiner Ankunft erwies sich bewaffnetes Vorgehen gegen einen Stamm auf der Gazellehalbinsel als notwendig.

Die Eingeborenen von Napapar im Innern der Gazellehalbinsel, westlich vom Varzin, welche bereits früher wiederholt mit anderen Stämmen im Kampf gewesen waren, hatten gerade am Weihnachtstage 1898 die an der Küste des Weberhafens, nicht weit von der Niederlassung des weissen Händlers Strasser in Kabaira wohnhaften Eingeborenen überfallen und drei Leute getötet und aufgefressen. Der Händler in Kabaira fühlte sich in seiner Sicherheit bedroht und wandte sich an das Gericht um Hilfe. Eine Züchtigung der Napaparleute war unbedingt notwendig, da bereits früher verschiedene weisse Händler in Kabaira ermordet waren und die neuerrichtete Handelsstation dortselbst ebensowohl wie andere Ansiedlungen auf der Gazellehalbinsel bedroht erschienen, wenn die Tat der Napaparleute, welchen ein Teil der früheren Ermordungen von Europäern zugeschrieben wird, ungesühnt blieb.

Die Expedition war für Mitte Januar in Aussicht genommen, doch musste sie verschoben werden, da ich mein erstes Malariafieber bekam. Das Fieber hat, selbst wenn es nicht in der schweren Form, mit Schüttelfrost und Erbrechen eintritt, äusserst unangenehme Wirkungen. Man hat das Gefühl, wie wenn der Kopf geschwollen ist, sämtliche Glieder tun weh, so dass man nicht weiss, welche Lage man einnehmen soll. Die Gedanken schwirren ruhelos in der Welt umher. Man wird von Durst geplagt, gegen welchen selbst anhaltendes Trinken nur wenig Linderung verschafft. Endlich, nachdem man lange Stunden in diesem unerquicklichen Zustande gelegen hat, beginnt man zu transpirieren, das Wasser tropft nur so am Körper herunter. Man fühlt sich allmählich klarer werden und fühlt gleichzeitig am Puls, dass das Fieber schwindet. Wenn die Temperatur wieder ganz heruntergegangen ist, nimmt man Chinin. Unmittelbar nach dem Fieber fühlt man sich noch matt, doch bald gewinnt man, wenn es ein leichter Fieberanfall war, die frühere Frische wieder. Nach schwereren Fieberanfällen, wie ich sie später auch noch kennen lernte, fühlt man sich allerdings noch wochenlang matt und zerschlagen, leidet an Appetitlosigkeit und ist seelisch niedergedrückt. Obwohl dieses erste Fieber nur ein leichtes war, erwies sich das eine Gramm Chinin, welches ich nahm, doch nicht als ausreichend, so dass ich am dritten Tage einen zweiten Anfall bekam. Nachdem derselbe zu Ende war, nahm ich nun an mehreren aufeinander folgenden Tagen je ein Gramm Chinin und blieb dann auf längere Zeit ganz vom Fieber verschont.

Ein blutiger Zwischenfall passierte zu dieser Zeit in Herbertshöhe. Eines Nachts wurde ich durch Lärm

und Klopfen an meinen Fenstern geweckt. Als ich aufstand und hinausging, kam mir der Kapitän eines englischen Schuners entgegen, der mir in aufgeregtem Ton eine Geschichte erzählte, aus der ich, noch halb im Schlaf, nur die Worte boy und shot verstand. Draussen, nicht weit vom Strande, fand ich dann das arme Opfer der Schiessaffäre, einen farbigen Matrosen aus Neumecklenburg, aus Arm und Rückenwunde blutend, vor. Ich liess ihn sofort in das Hospital bringen, wo ihn der alsbald herbeigeholte Arzt verband, und vernahm dann den etwas angetrunkenen Übeltäter, einen englischen Steuermann, der angab, der Junge hätte ihn angreifen wollen, darauf hätte er ihn niedergeschossen. Da kein Gefängniss für Weisse in Herbertshöhe vorhanden war, so wurde der Mann vorläufig in einem Hause der Reederin, der Firma Forsaith, untergebracht. Der angeschossene Junge starb noch in der Nacht an Verblutung. Wie sich später herausstellte, hatte der Junge auf Pfeifen des an Land befindlichen Kapitäns ein Boot vom Schiffe losgemacht, um den Kapitän an Bord zu holen. Der Steuermann hatte in angetrunkenem Zustande gedacht, der Junge führe etwas Böses im Schilde und ihn auf wenige Schritte Entfernung mit dem Gewehr niedergeschossen, als der Junge trotz Anrufens durch den Steuermann an Land fahren wollte. Der Steuermann wurde bei der Gerichtsverhandlung unter Annahme mildernder Umstände zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, wobei berücksichtigt wurde, dass er eben erst aus Australien kam und offenbar unter dem Einfluss der vielen Mordgeschichten stand, welche ihm dort über die Gefährlichkeit und die Verrätereien der Kanaker erzählt waren. Durch das aus Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie zusammen-

gesetzte Obergericht in Stephansort (Kaiser-Wilhelmsland) wurde diese Strafe auf Berufung des Verurteilten später noch auf drei Monate Gefängnis herabgesetzt, doch kam es nicht zur Vollstreckung dieses Urteils, da der Steuermann gleich darauf an Malaria starb.

Ein anderes Ereignis verursachte ungefähr um dieselbe Zeit einige Aufregung. Ein Plantagenarbeiter in Maulapao, ein Buka (Salomonsinsulaner), welcher mit Stammesgenossen zusammen an der Küste von Bougainville einen Weissen, den Kapitän Kolshorn, ermordet hatte, war von einem der entkommenen farbigen Begleiter des letzteren wiedererkannt und darauf verhaftet worden. Auf unaufgeklärte Weise, wahrscheinlich mit Hilfe einiger zur Polizeitruppe gehöriger Stammesgenossen, war es dem Verhafteten gelungen, sich von den Fussfesseln zu befreien und unter Mitnahme der Handfesseln aus dem Gefängnis in Herbertshöhe zu entkommen. Da die Ereignisse in Kaiser-Wilhelmsland, wo anderthalb Jahre vorher, im August 1897, der Mörder des Forschungsreisenden Ehlers, gleichfalls ein Buka, aus dem Gefängnis entkommen war und den Landeshauptmann von Hagen erschossen hatte, noch in frischer Erinnerung waren, so wurde sofort ein Preis auf die Wiedereinlieferung des Flüchtigen gesetzt und dies allen umwohnenden Stämmen bekannt gegeben. Doch der Buka mochte die Unmöglichkeit, in seine Heimat zu entkommen, selbst einsehen. Er stellte sich am nächsten Tage auf der Plantage, auf der er früher gearbeitet hatte. Der Buka wurde später des Mordes durch Zeugen überführt und zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde durch Erschiessen vollstreckt.

Im Februar erst konnte die Expedition gegen Napapar vor sich gehen.

Am 15. Februar 1899 marschierte ich mit einem Teil der Polizeitruppe von Malagunan (Blanchebucht) nach Kabaira, wohin sich der Polizeimeister Schuberth mit dem Rest der Truppe vermittels des von der katholischen Mission bereitwilligst zur Verfügung gestellten Kutters »Zerelde« bereits begeben hatte. In Kabaira empfing uns der Händler, Herr Strasser, ein liebenswürdiger, gebildeter Badenser, auf das Freundlichste. Leider starb am gleichen Abend einer unserer Polizeijungen, ein Buka, am Fieber, einen zweiten, einen Neumecklenburger, hatten wir schon unterwegs nach Herbertshöhe zurückschicken müssen, weil er ebenfalls starkes Fieber hatte. Meine Truppe hatte sich dadurch auf 21 Mann vermindert, obwohl ich sämtliche marschfähigen Polizeijungen mitgenommen hatte.

Seitens der Napaparleute, welche von unserer bevorstehenden Ankunft Kenntnis bekommen hatten, war bereits die Nachricht nach Kabaira gesandt, sie würden, wenn wir zu ihnen kämen, uns alle töten und auffressen. Unter diesen Umständen war an irgend welche Verhandlungen nicht zu denken. Der Vormarsch gegen die Kannibalen wurde auf den folgenden Morgen angesetzt.

Am 16. Februar marschierten wir unter Führung einiger mit Steinkeulen bewaffneter Eingeborener in den Busch. Herr Strasser schloss sich, mit einer Büchse bewaffnet, gleichfalls unserem Zuge an. Ungefähr eine Stunde lang wurde am Strande entlang marschiert im tiefen Sande, rechts von uns das Meer, links den undurchdringlichen, von keinem Pfade durchbrochenen Urwald, welcher bisweilen seine Wurzeln und Zweige weit ins Meer hinausstreckte, so dass wir ent-

weder halsbrecherische Klettereien zu unternehmen hatten, oder bis über die Kniee durch das Wasser waten mussten. Endlich biegen unsere Führer in einen schmalen, aber gut betretenen Kanakerpfad ein, der durch den Busch nach den Niederlassungen unserer Feinde führt. Etwa vier Stunden lang geht es im Gänsemarsch, unsere Eingeborenenführer voran, durch den schweigenden Busch. Auf beiden Seiten ragen die Urwaldsriesen empor, von üppigstem niederen Buschholz und Pflanzenwuchs umgeben. Einzelne Kakadus streichen kreischend hoch über den Wipfeln dahin, sonst wird die majestätische Ruhe des Urwalds durch kein Geräusch unterbrochen. Unsere Führer zeigen keine Spur von Ängstlichkeit, und in der Tat, ein Blick auf die Umgebung lehrt, dass eine Fortbewegung durch den Busch ausserhalb des ausgetretenen Pfades selbst für unbekleidete Eingeborene nicht möglich, und dass die Gefahr eines Hinterhalts im Urwald ausserhalb des Pfades nahezu ausgeschlossen ist. Nach langer Wanderung auf ebenem Grunde beginnt ein mühsames Klettern. Bald geht es bergauf, dann wieder steil hinab in das Bett eines seichten Bachs, dessen kühles Nass uns alle erfrischt. Etwa fünf Minuten lang folgen wir dem Lauf des Baches, bis an die Kniee im Wasser watend, dann klettern wir wieder steil bergauf.

Plötzlich hat der Wald ein Ende, Grasland, in der Eingeborenensprache »kunei« genannt, beginnt. Unsere Führer bleiben stehen und flüstern, scheu und furchtsam aussehend, einige Worte, die mir dahin verdolmetscht werden, dass die Ansiedlungen der Napaparleute vor uns liegen. Ich bedeute die Führer, weiter voran zu gehen, doch die bis dahin anscheinend mutigen Leute versagen den Dienst. Zitternd und mit rollenden Augen

um sich blickend suchen sie einen Platz weiter rückwärts in der Linie zu erreichen, der ihnen im Fall eines feindlichen Angriffs die Flucht nach ihrem Dorfe ermöglichen würde. Im ersten Augenblick will ich die feigen Kerle zwingen, uns weiter als Führer zu dienen, doch ein Blick auf ihre angstentstellten Gesichter zeigt mir, dass das für sie nur das Signal sein würde, um möglichst schnell seitwärts im hohen Grase zu verschwinden. Inzwischen haben einige meiner alten kampfgewohnten Polizeijungen auch schon durch Befragen der Führer genauer die Lage der Ansiedlungen ermittelt und nehmen die Tête. Nachdem das Kommando zum weitern Vorgehen gegeben ist, geht es vorwärts, wieder in der auf dem schmalen Kanakerpfad einzig möglichen Formation, einer hinter dem anderen. Die Hitze in dem über mannshohen Grase, welches das Durchkommen jeden Luftzugs verwehrt, ohne doch gegen die sengenden Strahlen der beinahe im Zenith stehenden Sonne Schatten zu gewähren, ist abscheulich. Doch bei den Polizeijungen, von welchen einzelnen schon vorher bei dem anstrengenden Klettern die Kräfte zu versagen drohten, ist keine Spur von Müdigkeit zu entdecken. Es sieht so aus, als ob sie die die Nähe des Feindes wittern. Mit geblähten Nasenflügeln, die Augen beständig nach allen Seiten rollend, das Gewehr schussbereit in den Händen, eine oder zwei weitere Patronen im Munde, um möglichst schnelles Laden des Gewehrs zu ermöglichen, gehen sie vorwärts mit Schritten, welche instinktiv immer schneller werden. Alles Denken und Fühlen scheint auf den einen Punkt, die Erreichung des Gegners, konzentriert zu sein.

In der Ferne vor uns hören wir dumpfes Trommeln. Die Eingeborenen haben offenbar unser Kommen be-

merkt und sammeln sich zum Kampf. Das Grasland wird jetzt von Bananenpflanzungen und Buschland unterbrochen. Es geht eine kleine Anhöhe hinauf. Die an der Spitze befindlichen Polizeijungen geben einige Schüsse ab. Ich eile im Geschwindschritt hinauf und sehe seitwärts in der Bananenpflanzung einen Eingeborenen sich im Todeskampf winden, der entweder sich zu weit vorgewagt oder die Feinde noch nicht so nahe geglaubt und sich deshalb nicht rechtzeitig zum Haupttrupp zurückgezogen hatte.

Die Kampfleidenschaft ist jetzt bei den Polizeijungen derart entfesselt, dass es äusserst schwer hält, sie beisammen zu halten. Mit Mühe gelingt es mir, die Spitze bei einigen Hütten zum Stehen zu bringen und das Herankommen der Herren Schuberth und Strasser mit dem Rest der Truppe abzuwarten. Die Napaparleute sind in unmittelbarer Nähe vor uns, wir hören ihre Stimmen, ohne aber einen einzigen Eingeborenen erblicken zu können. Nachdem alles beieinander ist, geht es in langsamerem Tempo vorwärts, durch eine Bananenpflanzung auf einen Hügel hinauf, gerade in der Richtung auf die Stimmen der Kanaker zu. Oben angekommen haben wir auf zwei Seiten undurchdringlichen Wald in der Entfernung von etwa 20 bis 30 Schritten vor uns, auf der dritten Seite das über mannshohe Gras. Nur auf der Seite, von welcher wir gekommen sind, ist das Terrain einigermassen übersichtlich.

Ich lasse auf dem Hügel Halt machen und postiere meine kleine Truppe so, dass wir einem Angriff von jeder Seite begegnen können. Das Schreien und Reden der unsichtbaren Kanaker vor uns verstummt plötzlich, wir hören, ohne jedoch einen einzigen Eingeborenen



Abb. 13. Buka, die Flöte blasend.

zu Gesicht zu bekommen, wie wir von beiden Seiten umgangen werden, nach späterer Feststellung auf Pfaden, welche ziemlich parallel mit dem Pfade führten, auf dem wir gekommen waren. Wir erwarten jeden Augenblick, dass die Kanaker, ihre Überzahl ausnutzend, einen gleichzeitigen Angriff von allen Seiten auf uns ausführen werden, der uns bei unserer geringen Zahl in dem auf drei Seiten nur auf wenige Schritte übersichtlichen Gelände wohl hätte verderblich werden können.

Doch die Napaparleute hatten einen anderen Feldzugsplan. Sie beschränkten sich darauf, uns den Rückzug abzuschneiden und machten ihren Angriff nur von der einen Seite, gerade der einzigen, auf welcher wir ein verhältnismässig gutes Schussfeld hatten. Der Angriff erfolgte in langer entwickelter Gefechtslinie.

Das Bild, das sich uns bot, war ein äusserst interessantes. Die Kanaker kamen in langer Reihe nebeneinander herangesprungen, bemalt und mit Federn geschmückt, den Speer in der Hand schwingend und ein wildes Kriegsgeschrei ausstossend. Nach einem weiten Sprung kauerte sich jeder dieser Speerträger zusammen, sich ganz zusammendrückend, so dass die Faust mit dem Speer neben die Hüfte zu stehen kam, richtete sich dann wieder auf, streckte den Arm mit dem Speer aus und tat wieder einen Sprung vorwärts. Da die Linie sich ausserhalb der wirksamen Schussweite unserer Karabiner in einem Tarofelde hinter der Bananenpflanzung entwickelte, über welche letztere wir von unserem erhöhten Standpunkt aus hinwegsahen, so konnten wir alles eine ganze Weile beobachten, bis die Wilden in eine für die Karabiner angemessene Nähe herangekommen waren. Die Wirkung

des Anblicks auf meine Polizeijungen war sehr verschieden. Während sich die älteren, aus Neumecklenburg und den Salomonsinseln stammenden Jungen auf den Feind werfen wollten und nur mit Mühe zurückzuhalten waren, begannen die auf der Gazellehalbinsel selbst angeworbenen Polizeisoldaten zurückzuweichen und konnten nur durch Drohungen zum Ausharren bewogen werden. Dem einen dieser tapferen Soldaten zitterten derartig die Hände, dass ihm beinahe sein Gewehr auf die Erde gefallen wäre. Als Gegenstück dazu war ein Polizeijunge Barossa, ein ganz besonders wilder Buka, derart von Kampfeswut erfüllt, dass er sich ganz allein auf den Feind werfen wollte. Als ich ihm aufs strengste befahl, hier zu bleiben, zitterte er vor Wut und der Schaum stand ihm vor dem Munde, so dass er auf mich den Eindruck eines wilden Tieres machte und ich bereit stand, ihn nötigenfalls niederzuschiessen. Der Wutanfall des Jungen ging indessen in wenigen Sekunden vorüber, an seine Stelle trat ein mürrischer, unlustiger Gesichtsausdruck. Es war dies derselbe Junge, der später als Amokläufer sein Leben endete.

Die brüllende und springende Reihe der bemalten und geschmückten Krieger war inzwischen langsam näher gekommen. Das Feuer wurde von uns eröffnet und nun liessen sich die mutigeren unter den Polizeisoldaten nicht mehr abhalten, näher an die feindliche Linie heranzugehen. Von Banane zu Banane springend, bald kriechend, bald wieder einen Sprung machend, das Gewehr anlegend, dann wieder absetzend, und erst noch näher an den Feind herangehend, so ging es vorwärts, bis die sich mehrenden Schüsse zeigten, dass das sichere Ziel gewonnen war. Bald fiel hier einer

der geschmückten Speerträger, bald dort. Dann bricht mit einem Male die lange Linie auseinander, es entsteht eine allgemeine Panik und in eiligster Flucht laufen die Kanaker auf den Wegen auf unseren beiden Seiten zurück, auf welchen sie vorher die Umgehung bewerkstelligt hatten. Ich benutzte dies zu einem Vorstoss nach der Seite, um die Flucht noch vollständiger zu machen. Der Polizeimeister Schuberth ging mit einigen Polizeijungen auf einem Pfade durch den Busch vor und stiess auch auf einen Teil der zurückfliehenden Eingeborenen, welche nun gänzlich zerstreut wurden.

Bei ihrer Flucht liessen die Kanaker sieben Tote zurück.

Wie gross die Zahl der Angreifer gewesen war, liess sich bei dem unübersichtlichen Gelände auch nicht annähernd feststellen. Nach späteren uns von Eingeborenen gemachten Angaben ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Zahl unserer Gegner sich auf mehrere Hundert belief. Allein diese grosse Überlegenheit an Zahl erklärt wohl auch den offenen Angriff in Gefechtslinie, den einzigen, welchen ich im Archipel erlebt habe. Die den Kanakern weit gegeläufigere Kampfart ist der heimtückische Überfall und der hinterlistige Angriff, wobei der Angreifer sich möglichst wenig sehen lässt. An Waffen sah ich lediglich Holzspeere und vereinzelte Steinkeulen, ausserdem mussten einige alte Gewehre im Besitz der Eingeborenen sein, da vereinzelte Schüsse von versteckten Schützen auf uns abgegeben wurden, allerdings ohne zu treffen.

Nachdem der Angriff abgeschlagen war, wurde zur Zerstörung der feindlichen Hütten geschritten, wobei es noch zu vereinzelten Zusammenstössen mit den Kanakern kam, welche indessen überall ohne Mühe zer-

streut wurden. Die Hütten lagen auf grössere oder geringere Abstände teils in den Pflanzungen, teils im Busch zerstreut. Nachdem eine kurze Mittagsrast mit den nötigen Sicherungsmassnahmen abgehalten war, wurde der Rückzug angetreten. Von der Truppe war bei dem Vorgehen keiner verwundet worden.

Nach den grossen vorhergehenden Anstrengungen war der Rückzug viel schwieriger und mühevoller als der Hinweg. Herr Strasser bekam einen Wadenkrampf und musste streckenweise von den ohnehin ermüdeten Polizeijungen getragen werden. Endlich wurde nach vierstündigem Marsch wieder der Strand erreicht. Da es im Busch weder etwas zu essen noch zu trinken gab, insbesondere auch nirgends eine Kokospalme zu entdecken war, so beeilten wir uns, auch das letzte Ende unseres Weges bis zur Station möglichst schnell zurückzulegen und kamen gerade noch bei Sonnenuntergang bei der Station des Herrn Strasser wieder an. Bei zehnstündigem Marsch durch schwieriges Gelände, anderthalbstündigem Gefecht und nur etwa einhalbstündigem Ausruhen war der Tag einer der anstrengendsten, welchen ich im Bismarck-Archipel erlebt habe.

Die Expedition hatte den guten Erfolg, dass die Napaparleute sich für die Zukunft friedlich verhielten und keine weiteren Mordzüge zur Befriedigung ihrer kannibalischen Gelüste unternahmen.

Kapitel VII.

Nach Neumecklenburg und Neuhannover.

Kurz nach meiner Rückkehr begab ich mich auf eine Rundfahrt um Neumecklenburg und Neuhannover. Im Interesse der Sicherheit der in jenen Gegenden sitzenden weissen Händler erschien es notwendig, dort wiederum eine bewaffnete Macht zu zeigen, nachdem seit dem letzten Besuch meines Vorgängers Dr. Hahl im Jahre 1898 die Polizeitruppe nicht mehr dort gewesen war. Bei dem Mangel irgend welcher anderen Gelegenheit beschloss ich, den Segelschuner der Neu-Guinea-Kompagnie »Alexandra« von etwa 60 Tonnen Grösse zu benutzen, welcher eine Rundreise um die genannten Inseln zwecks Besuchs der Händlerstationen der Kompagnie und Anwerbung von Arbeitern für die Plantagen der letzteren machen sollte.

Am 21. Februar 1899 ging die »Alexandra« unter Führung des Kapitäns Vogdt in See, nachdem ich mich mit dem Polizeimeister Schuberth und den verfügbaren 23 Polizeisoldaten eingeschifft hatte. An der Reise nahm ausserdem der Lagerverwalter der Neu-Guinea-Kompagnie, Herr Wolff, teil, welcher sich von dem Stande der anzulaufenden Händlerstationen überzeugen wollte.

Trotzdem der liebenswürdige Kapitän mir in bereitwilligster Weise seine Kabine zur Verfügung stellte

und auch sonst alles mögliche tat, um uns den Aufenthalt an Bord des Schiffchens bequem zu machen, so war es doch den Tag über in der Tropenhitze nichts weniger als angenehm auf dem kleinen Fahrzeug. Ein winziges Sonnensegel war aufgespannt, soweit es die Rücksicht auf den Gebrauch der Segel gestattete, bot aber gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne nur wenig Schutz. Beinahe noch unangenehmer als die direkten Sonnenstrahlen war an Tagen, an denen es windstill war und die See wie ein gewaltiger Metallspiegel dalag, der Widerschein der Sonne vom Wasser her. Die Schnelligkeit unseres Fahrzeuges liess dabei viel zu wünschen übrig. Für jemand, der mit modernen Dampfern zu fahren gewohnt ist, bedeutet es eine harte Geduldprobe, für eine Strecke, die ein solcher Dampfer in 7 Stunden zurücklegen würde, eben so viele Tage zu brauchen. Nach einer vollen Woche, von welcher wir einige Tage bei vollständiger Windstille in brütender Hitze auf dem spiegelglatten Meer hatten unbeweglich liegen müssen, wurde endlich das etwa 120 Seemeilen von Herbertshöhe entfernte Nusafahrwasser an der Nordecke von Neumecklenburg erreicht. Mit frischer Brise liefen wir ein und kamen am 28. Februar, nachdem wir eine grössere Anzahl kleiner Koralleninseln passiert hatten, vor der Insel Nusa, dicht bei der Nordspitze von Neumecklenburg gelegen, an, auf welcher der Händler Dunkel der Firma Hernsheim & Co. seinen Sitz hatte. Die aus Holz gebauten Wohn- und Lagerhäuser der Station machten einen sehr netten und reinlichen Eindruck. Wir verliessen mit Vergnügen unser kleines Schiffchen und machten es uns der Einladung des gastfreundlichen Händlers folgend bequem. In der Gegend von Nusa, teilweise auf

den kleineren Inseln, teilweise auf Neumecklenburg selbst, sassen etwa ein Dutzend Händler, welche hauptsächlich Kopra für die Firmen in und bei Herbertshöhe von den Eingeborenen einhandelten. Das Verhältnis zwischen Weissen und Kanakern war hier überall ein gutes, während allerdings die Kriegszüge der letzteren untereinander noch nicht aufgehört hatten. Zwischen den nächstwohnenden Eingeborenen, welche noch kürzlich gegenseitig Leute überfallen, totgeschlagen und aufgefressen hatten, gelang es mir einen Friedensschluss herbeizuführen, der durch Austauschen von Tapsoka (Muschelgeld, aus kleinen roten, auf Schnüren aufgereihten Muscheln bestehend) besiegelt wurde.

Von der Station Nusa führte uns ein Spaziergang nach der Nordseite der kleinen, gleichnamigen Insel, wo sich uns ein prachtvolles Naturschauspiel bot. Die Küste wird hier von steilen Felsen gebildet, in welche durch das Wasser tiefe Höhlen und Kanäle hineingewaschen sind. Bei jeder Brandungswelle wird die See in die Höhlen unter kanonenschussähnlichem Donnern hineingepresst und spritzt in haushohen Schaum- und Regenmassen empor, um dann in sich stets erneuernden Wasserfällen über die Felsabhänge und durch die in den Felsen ausgewaschenen Grotten und Kanäle in das Meer zurückzufliessen. Ich habe ähnliche Erscheinungen an anderen Felsenküsten gesehen, doch nirgends war das Schauspiel ein so erhabenes, wie auf dieser kleinen Insel.

Nach Anlaufen einiger Händlerstationen, insbesondere Kaboteron im Nusafahrwasser, sowie einiger kleiner, unbewohnter Koralleninselchen, welche von der Neu-Guinea-Kompagnie als herrenlos okkupiert waren, erreichten wir am 6. März Lawangai auf Neuhannover,

und landeten dort bei der von einem chinesischen Händler besetzten Station der Kompagnie. Obgleich die Kanaker hier grösstenteils mit ihren Waffen, langen glatten Holzspeeren, in der Hand erschienen, entspann sich ein sehr netter Verkehr mit ihnen. Die Weiber, nur mit einem ganz kleinen Schurz und einer hohen mützenähnlichen Kopfbedeckung bekleidet, hielten sich allerdings scheu im Hintergrunde und waren nicht zum Näherkommen zu bewegen. Dafür war die Jugend um so zahlreicher vertreten, eine grosse Zahl allerliebster Kinder spielte um uns herum, nur etwas Angst an den Tag legend, wenn wir eins von ihnen ganz aus der Nähe betrachten wollten. Die ganze Szene machte einen so friedlichen und harmlosen Eindruck, dass man den Gedanken an die Möglichkeit eines Überfalls oder von Mordtaten durch derartige Eingeborene weit hätte zurückweisen mögen. Doch leider kann man diesen Kanakern nie trauen. Die Eingeborenen vereinen die Harmlosigkeit eines Kindes mit der Natur eines Raubtiers. Der Europäer ist nur zu leicht geneigt, die letztere Eigenschaft über dem harmlosen und einschmeichelnden Wesen dieser Naturkinder zu vergessen. Viele Ermordungen von Weissen sind lediglich durch falsche Beurteilung des wahren Wesens der Kanaker oder Vergesslichkeit und Sichgehenlassen veranlasst worden. Dass die anscheinend so liebenswürdigen Bewohner von Neuhannover keinenfalls besser als Eingeborene aus anderen Gegenden des Archipels, sondern eher noch heimtückischer und mordlustiger sind, hatte ich später noch Gelegenheit zu erfahren. Ich hatte in Lawangai, wie auch sonst bei allen derartigen Besuchen in Gegenden mit zweifelhafter Eingeborenenbevölkerung einige Polizeisoldaten mit schussbereiten Gewehren und

dem strikten Befehl, niemanden in ihren Rücken kommen zu lassen, am Strande aufgestellt.

Während die Ladung, aus Kopra bestehend, eingenommen wurde, sahen wir die »Alexandra«, die in etwa zwei Seemeilen Entfernung von der Küste gekreuzt hatte, dem Strande näher kommen. Der Kapitän, der sich mit uns an Land begeben hatte, glaubte zunächst an ein falsches Segelmanöver des an Bord verbliebenen Steuermanns, erkannte jedoch bald mit seemännisch geübtem Blick, dass das verhältnismässig schwere Schiff durch eine inzwischen aufgekommene starke Dünung auf Land zugetrieben wurde, während der schwache Wind immer mehr abflaute. Wir fuhren sofort an Bord, sämtliche drei vorhandenen Boote wurden bemannt und durch Taue mit dem Schiff verbunden. Dann wurde versucht durch angestrengtes Rudern die »Alexandra«, deren Segel nun ganz schlapp hingen, aus der gefährlichen Nähe des dem Lande vorgelagerten Riffs zu entfernen. Doch die Dünung war stärker, als die Kräfte der drei Boote, wir wurden trotz aller Bemühungen der Rudermannschaften immer weiter auf Land zugetrieben. Jetzt waren wir vielleicht noch 100 *m* von den dicken Schaumreihen des Riffs entfernt, in ein paar Minuten musste unser Schiff von der schweren Dünung auf dasselbe geworfen und dann wahrscheinlich zerschlagen werden. Ausserhalb der Riffe war überall tiefe See, Ankermöglichkeit nicht vorhanden, wie mir der Kapitän Vogdt schon früher mitgeteilt hatte. Unser braver Schiffsführer bewahrte auch in diesem kritischen Moment seine völlige Ruhe, ermunterte mit unveränderter Stimme die Leute in den Booten, kräftig zu rudern und liess die Seegel umstellen, um einen kaum merklichen, eben aufkommenden Lufthauch noch für das Schiff dienstbar zu

machen. Und wirklich gelang es, den Schuner diesmal noch vor dem jähen Ende zu bewahren. Die Dünung wurde etwas geringer, zunächst kam das Schiff unter der Gegenwirkung der drei Ruderboote zum Stehen, dann gelang es durch angestrengtestes Rudern unserer Leute gegen die weiter abnehmende Dünung etwas Feld zu gewinnen und endlich nach langer harter Arbeit waren wir der unmittelbaren Nähe der gefährlichen Küste entrückt und durch eine inzwischen aufgekommene Brise in den Stand gesetzt, in angemessener Entfernung vom Lande hin- und herzukreuzen. Wie der Kapitän nachher gestand, hatte er das Schiff bereits verloren gegeben, wir hatten unsere Rettung nur dem Umstand zu verdanken, dass im letzten Moment die Dünung sich etwas abschwächte, so dass unsere Ruderbote ihre Wirksamkeit entfalten konnten. Auf ähnliche Weise ist die »Alexandra« einige Jahre später auf der Ostseite von Neumecklenburg aufs Riff geworfen worden und total verloren gegangen. Die Mannschaft konnte sich retten.

Nachdem in Lawangai die sämtliche Kopra an Bord genommen war, fuhren wir an der Küste von Neuhannover entlang. An verschiedenen Plätzen schickte der Kapitän Boote zum Anwerben von Arbeitern an Land. Es war mir die Gelegenheit, die Rekrutierung praktisch kennen zu lernen, um so erwünschter, als die Aufsicht über die Arbeiteranwerbung im Bismarck-Archipel mit zu meinen amtlichen Obliegenheiten gehörte.

Ausser dem Kapitän, welcher als erfahrener und den Eingeborenen bekannter alter Südseekapitän in den meisten Fällen selbst als Anwerber fungierte, befanden sich im Boot nur fünf Eingeborene von der

Schiffsbesatzung als Ruderer. Beile, Messer, Glasperlen, Tücher und Tabak wurden in das Boot gelegt, um den Kanakern gezeigt und bei der Anwerbung gleich als erste Anzahlung für die Verwandten des Arbeiters verwandt zu werden. Ferner wurde ein Gewehr auf den Boden des Boots gelegt, um im Fall eines Angriffs als Waffe zu dienen. Ausserdem hatten wir natürlich unsere Revolver im Gürtel. Wir näherten uns der Küste, an welcher alsbald nackte, mit Speeren bewaffnete Eingeborene erschienen. Wir fuhren dicht an das Ufer heran, der Kapitän begann nun auf Pidginenglisch die Kanaker aufzufordern, sich anwerben zu lassen, und dabei Tücher, Perlen und andere schöne Dinge verlockend vor den begehrlichen Augen der Leute zu schwenken. Einer der Eingeborenen antwortete auf Pidginenglisch, er sei schon einmal Arbeiter auf der Pflanzung in Herbertshöhe gewesen und wolle auch wieder dorthin gehen. Nachdem er eine Weile mit seinen Landsleuten verhandelt hatte, erklärte sich noch ein anderer bereit, mitzugehen. Unser Boot fuhr nun an Land, und die beiden Kanaker stiegen ein, wobei ziemlich erregte Gespräche zwischen ihnen und ihren zurückbleibenden Gefährten stattfanden, welche offenbar die beiden jungen Leute mit geringer Freude abziehen sahen. Doch die reichhaltigen Geschenke, welche ihnen alsbald übergeben und mit Gier in Empfang genommen wurden, schienen versöhnend auf sie einzuwirken, so dass sie schliesslich, ihren Geberden und dem Ton ihres Sprechens nach zu schliessen, mit einem freundlichen Lebewohl die beiden Angeworbenen abfahren liessen.

An einem anderen Punkt Neuhannovers fuhren wir wieder im Boot ans Land. Es wiederholte sich die-

selbe Szene, junge Leute waren geneigt, sich anwerben zu lassen, wurden indessen von älteren Kanakern unter drohenden Geberden zurückgehalten. Alsbald rief der eine Eingeborene, der etwas pidginenglisch konnte, dem Kapitän zu: me come (ich komme), auf einen etwa einen Kilometer entfernten Landvorsprung deutend. Unser Boot ruderte nach der angegebenen Gegend, und wirklich sahen wir kurz darauf den Kanaker angerannt kommen. Wir waren noch etwa 30 *m* vom Strande entfernt, doch er sprang ohne Besinnen ins Wasser und schwamm auf das Boot zu, wo wir ihn alsbald aufnahmen. Unmittelbar danach plumpste noch ein zweiter Eingeborener ins Wasser und schwamm gleichfalls auf unser Boot zu. Gleich darauf sahen wir die Ursache ihrer Flucht. Ihre Landsleute, welche sich ihrem Weggange widersetzt hatten, kamen, zornig ihre Speere schwingend, angerannt. Wir ruderten noch etwas weiter ab, jedoch immer in Rufweite bleibend, und machten auf alle Fälle unser Gewehr schussfertig. Doch handelte es sich nicht um kriegerische Absichten auf Seiten der Kanaker, vielmehr entspann sich zwischen den beiden Flüchtlingen und ihren Dorfgenossen eine erregte Unterhaltung in der uns unverständlichen Eingeborenensprache. Offenbar beschworen sie die letzteren wieder zurückzukehren, was aber unsere beiden kühnen Auswanderer standhaft ablehnten. Als es den Leuten am Strande klar zu sein schien, dass die Absicht der beiden Angeworbenen unabänderlich war, begannen zwei Weiber ein entsetzliches Geheul, welches mit pathetischen Ausrufen, die wie Flüche oder Verwünschungen klangen, untermischt war. Da ein nochmaliges Landen nicht zweckmässig erschien, so deponierte der Kapitän die Geschenke für die Verwandten der beiden Angewor-

benen auf einer aus dem Meer aufragenden Klippe, zu welcher alsbald auch ein Kanaker hinausschwamm und die Sachen holte. Darauf beruhigte sich auch das Gebrüll der beiden holden Schönen am Strand etwas, während wir in der Richtung auf unser Schiff zu abfuhren. Wie mir nachher ein in dieser Gegend bekannter Eingeborener von unserer Schiffsbesatzung mitteilte, war einer der beiden Angeworbenen mit zwei Weibern verheiratet, die ihm durch Eifersucht das Leben so schwer machten, dass er die Anwerbung als eine willkommene Gelegenheit benutzte, um den Freuden seines doppelten Ehelebens zu entgehen.

Wie man sieht, ist das Anwerben keine ganz leichte Sache und nebenbei ziemlich gefährlich. Im Bismarck-Archipel und den Salomonsinseln haben eine ganze Anzahl von Weissen und Farbigen dabei ihr Leben eingebüsst. In den letzten Jahren waren noch folgende Fälle vorgekommen:

Im Jahre 1894 wurden zwei von dem Segelschuner »Senta« der Neu-Guinea-Kompagnie zum Anwerben entsandte Boote in verräterischer Weise an der Küste Neumecklenburgs überfallen. In dem einen Boot befand sich der Steuermann Senff, welcher die Angeworbenen mit seinem Boot zu dem in angemessener Entfernung von der Küste haltenden zweiten Boot hinüberschaffte und dann wieder zum Strande fuhr, um weitere Eingeborene anzuwerben. Doch plötzlich hieben die das Boot umstehenden Kanaker mit Beilen auf ihn und seine Bootsmannschaft ein. In demselben Moment fielen in dem zweiten Boot die angeworbenen Eingeborenen über die Besatzung her und versuchten sie ins Wasser zu werfen. Die am Ufer stehenden, mit Speeren bewaffneten Eingeborenen sprangen herbei,

um den Verwundeten den Garaus zu machen. Im ersten Boot befand sich ein zur Bootsbesatzung gehöriger Bukajunge, Quater, ein äusserst kräftiger Mann. Obwohl durch einen Beilhieb über den Kopf gefährlich verwundet, hatte er Geistesgegenwart und Kraft genug, die nächsten auf ihn gerichteten Speere zu ergreifen und mit gewaltigem Ruck den Angreifern zu entreissen. Im nächsten Moment hatte der tapfere Junge auch schon drei seiner Angreifer gespeert, so dass die anderen entsetzt zurückwichen und die noch nicht erschlagenen Bootsleute die Möglichkeit fanden, die im Boot liegenden Gewehre zu ergreifen und das Feuer auf die Kanaker zu eröffnen. Der brave Buka, obwohl selbst über und über blutend, hob noch den im Getümmel aus dem Boot ins Wasser gefallenen, schwer verletzten Steuermann ins Boot und ruderte dann von der gefährlichen Küste ab. Da inzwischen das letzte Boot von der »Senta« unter Führung des Kapitäns zu Hilfe geeilt war, wagten die Kanaker keinen weiteren Angriff. Der Steuermann war durch Beilhiebe über den Kopf so schwer verwundet worden, dass er bald darauf starb. Zwei der Bootsleute waren gleich beim ersten Angriff getötet worden, die übrigen erholten sich von den mehr oder minder schweren Verletzungen. Quater, welcher als Erinnerung an seine tapfere Tat eine mächtige Narbe auf der einen Seite des Gesichts behielt, war später Polizeijunge in Herbertshöhe und wurde wegen seiner auch anderwärts bewiesenen Brauchbarkeit und Unerschrockenheit zum Unteroffizier befördert.

Im Jahre 1896 wurde auf Tabar (Gardener-Insel) ein Mordanfall auf den Kapitän Lemmin gemacht, welcher Arbeiter für die Deutsche Handels- und Plan-

tagen-Gesellschaft in Samoa anwerben wollte. Nur durch einen glücklichen Zufall entging der Kapitän, welcher eine Wunde am Kopf davontrug, der Ermordung.

1898 wurde bei Timbuz (Bougainville, Salomonsinseln) der Kapitän Kolshorn, Führer des Kutters »Seaghost«, ermordet, welcher dorthin sogenannte Retourarbeiter, d. h. Arbeiter, die ihre Vertragszeit beendet hatten, zurückbrachte. Nachdem die Retourarbeiter gelandet waren, erschien eine Anzahl von Kanus mit unbewaffneten Eingeborenen, welche Taro und andre Früchte brachten, längsseits des Kutters. Trotz Warnung seitens der vier als Matrosen an Bord befindlichen Eingeborenen, gleichfalls Salomonsinsulaner, liess der Kapitän eine Anzahl Kanaker an Bord kommen, während der »Seaghost« mit schwacher Brise langsam nach dem Ausgange der Bucht von Timbuz segelte. Einer der Bukamatrosen rief dem Kapitän zu: captain me 'fraid belong kanaka he like kill you me (Kapitän, ich fürchte mich vor den Kanakern, sie wollen uns töten). Der Kapitän sagte ihm jedoch, er solle den Mund halten, die Kanaker seien seine guten Freunde. Gleich darauf, während einer der Jungen ein Segel umstellte, und der Kapitän, um dies zu kontrollieren, nach oben blickte, ergriff einer der Eingeborenen das neben der Kajüte liegende Küchenbeil und spaltete dem Kapitän mit einem furchtbaren Schlage das Haupt, worauf sämtliche Kanaker sich auf den leblos niederfallenden Weissen und die farbigen Jungen stürzten. Einer der letzteren wollte in die Kajüte hinein, um sich eines der dort befindlichen Gewehre zu bemächtigen, doch ergriffen ihn die Wilden an der Tür und schnitten ihm die Kehle durch. Die übrigen drei

Jungen wurden gefesselt und unter Siegesgeheul in die Kanus gebracht, um als Festbraten für eine künftige Gelegenheit aufgehoben zu werden. Der Kutter wurde völlig ausgeraubt und auf den Strand gesetzt, wo wir bei unserer Strafexpedition 1899[1]) noch die Überreste von ihm vorfanden. Der Leichnam des Kapitäns wurde in das Meer geworfen, die Leiche des ermordeten Bukajungen dagegen mitgenommen und einem befreundeten Stamm als Festgeschenk überwiesen, welcher alsbald einen Kannibalenschmaus veranstaltete. Die Mordbande von Timbuz war offenbar im Vertrauen auf die in Gestalt der drei Gefangenen noch zur Verfügung stehenden Speisen so generös gewesen. Doch gelang es den Gefangenen glücklicherweise noch in derselben Nacht, als die Wachsamkeit der siegestrunkenen Wilden eingeschläfert war, zu entfliehen und nach mancherlei Fährnissen von einem an der Küste passierenden Arbeiterschiff aufgenommen zu werden.

Ich habe die vorstehenden Fälle etwas ausführlicher erzählt, da hier zuverlässiges Material in Form der Aussagen der entkommenen Augenzeugen oder besser Mitopfer zur Verfügung stand. Über die in früherer Zeit bei Gelegenheit der Anwerbung von Arbeitern seitens der Eingeborenen begangenen Mordtaten ist wenig zuverlässiges Material vorhanden. Man findet in Büchern, welche die Arbeiteranwerbung berühren, meist nur die Greueltaten der Arbeiterschiffe gegen die harmlosen Naturkinder erwähnt. Wenngleich in früheren Zeiten zweifellos nicht selten gewaltsame Wegführungen von Eingeborenen stattgefunden haben und auch sonst manche Gewalttaten von den Besatzungen der Arbeiter-

---

1) Vgl. Kap. VIII.

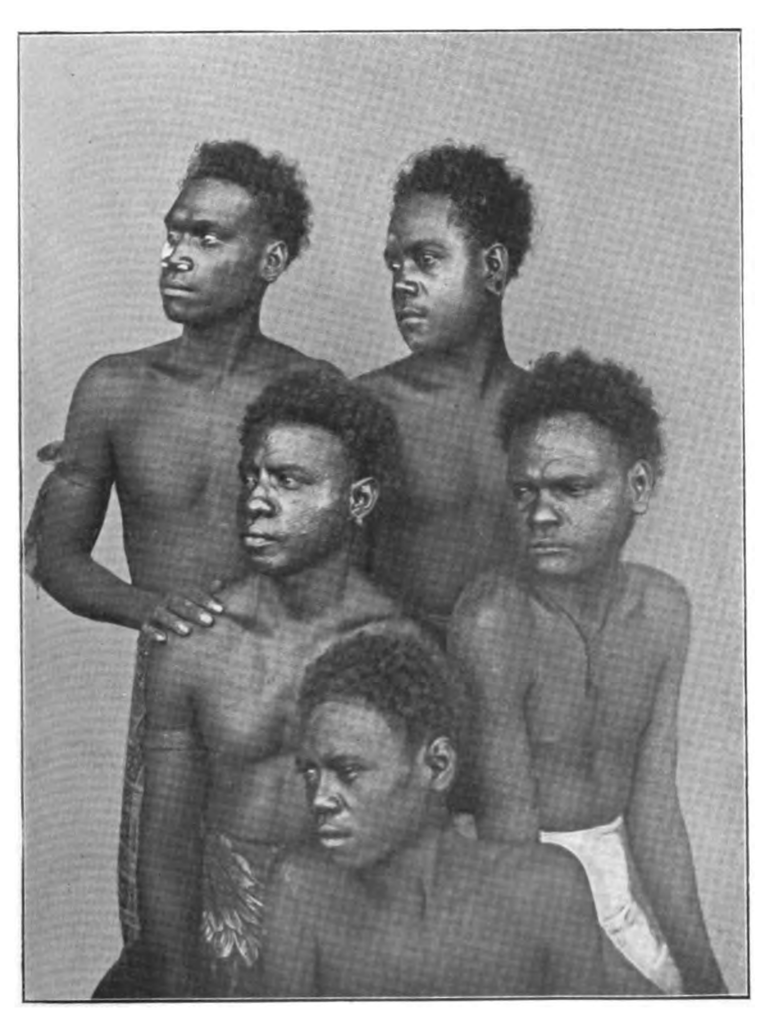


Abb. 14. Bukajungen (Salomonsinsulaner).

schiffe verübt sind, so glaube ich doch, dass das Schuldkonto auf Seiten der habgierigen und blutdürstigen Wilden ein erheblich grösseres ist. Dass die Eingeborenen des Archipels auch ungereizt Fremde angreifen, steht fest, schon die ersten Entdecker wussten davon zu erzählen. Dass oft bei den hinterlistigen Überfällen der Kanaker lediglich Habsucht und Mordgier die Motive waren, ist gleichfalls in einer Reihe von Fällen nachgewiesen. Andererseits sind die tatsächlich von den Anwerbern verübten Taten durch vorgefasste Meinungen solcher, welche die Verhältnisse nicht kannten, und in der Arbeiteranwerbung nur verkappten Sklavenhandel sahen, sowie durch die gegenseitigen Anschuldigungen der Konkurrenten, besonders der deutschen und der Queenslander Arbeiterschiffe gegeneinander, noch vergrössert worden.

Von manchen Teilen des Archipels werden erhebliche Mengen Arbeiter geliefert, von anderen wenige oder gar keine. Zum Teil scheint dies an dem verschiedenen Charakter der Bewohner zu liegen. Andererseits ist der Verlauf des ersten Zusammentreffens mit Weissen und eventuell das Ergebnis der ersten Anwerbung häufig dafür massgebend, ob sich weiterhin viele Eingeborene als Arbeiter anwerben lassen. Wenn es zu feindlichen Zusammenstössen mit Weissen gekommen ist, oder wenn von den angeworbenen Arbeitern eine grössere Anzahl in der Fremde gestorben sind, so hat naturgemäss der Anwerber in solchen Gegenden geringe Aussichten. Ich gebe hier die Erzählung eines Eingeborenen von Lamusmus (Nordwestküste von Neumecklenburg nahe der Insel Djaul [Sandwichinsel]), welche Landschaft damals eines der besten Anwerbegebiete war und auch besonders brauchbare Polizeisoldaten lieferte, über

das erste Erscheinen eines Schiffes mit Weissen und über die erste Anwerbung:

»Es kam ein Schiff mit weissen Leuten. Die Weissen stiegen in ein Boot und fuhren an Land. Unsere Männer erwarteten, mit Speeren bewaffnet, die Ankunft des Boots. Die Frauen wurden alle in den Busch geschafft. Die Weissen gingen an Land und gaben den Kanakern schwarze Stangen (Tabak). Die Kanaker wussten nicht, was das war und warfen die Stangen fort. Dann gaben die weissen Männer lava lava (Tücher) und Beile. Sie zeigten, wie man mit den Beilen hauen kann. Viele Kanaker gingen nun an Bord des Schiffes, um den Platz der weissen Leute zu sehen. Sie sagten zu den andern, dass sie nach kurzer Zeit wiederkommen wollten. Aus den Zeichen der Weissen entnahmen sie, dass es sich um drei Monate handeln sollte. Das Schiff fuhr mit den Kanakern ab. Als die drei Monate zu Ende waren und die Männer nicht wiederkamen, dachten alle, dass die weissen Leute sie totgeschlagen und aufgefressen hätten. Wenn ein Schiff von weitem vorüberfuhr, so fingen alle an zu schreien und über ihre verlorenen Gefährten zu jammern. Einmal kam ein Schiff, welches ein Boot an Land schickte. Die weissen Leute machten Zeichen, dass die Kanaker mitkommen sollten, doch wollte keiner mitgehen. Dann entspann sich ein Streit um ein Messer, welches einer der Kanaker aus dem Boot nehmen wollte. Darauf schossen die weissen Männer mit Gewehren, einer von unseren Leuten wurde totgeschossen, ein anderer bekam eine Kugel in den Fuss und starb nachher daran. Nachher kam wieder ein Schiff. Die Kanaker flüchteten sämtlich. Die Schiffsbesatzung machte Jagd auf die Kanaker. Es gelang ihnen auch,

einen zu ergreifen, den sie mitnahmen. Als seit der Abfahrt des Schiffes mit unseren Leuten drei Jahre und fünf Monate verflossen waren, kam wieder ein Schiff. Mit diesem kamen die sämtlichen Männer, welche uns mit dem ersten Schiff verlassen hatten, gesund und mit vielen guten Sachen versehen, wieder zu uns zurück. Sie waren in Queensland gewesen. Es herrschte bei uns grosse Freude. Auch der von den weissen Leuten gefangene Kanaker kam nach drei Jahren mit einem Schiff gesund und mit vielen guten Sachen wieder zurück. Er war in Samoa gewesen. Nachher kam ein Schiff von der Neu-Guinea-Kompagnie. Da liessen sich sehr viele Kanaker als Arbeiter anwerben. Sie wussten nun alle, dass sie für drei Jahre angeworben wurden.«

Ich möchte an dieser Stelle noch einige Worte über den Nutzen der Arbeiteranwerbung hinzufügen, da ich wiederholt und selbst in wissenschaftlichen Zeitschriften verdammenden Urteilen über diese »unmoralische und zur Vernichtung der Naturvölker beitragende Ausnutzung der Eingeborenen« begegnet bin, wobei bisweilen selbst mit Ausdrücken wie »Sklaverei« nicht gespart wird. Nach meiner Ansicht ist die Arbeiteranwerbung zurzeit nahezu das einzige Mittel, durch welches die Kräfte der Eingeborenen des Bismarck-Archipels überhaupt für kolonialwirtschaftliche Zwecke gewonnen werden können. Der Kanaker ist von Natur faul und in der Nähe seiner Familie und Volksgenossen sehr schwer zu andauernder Arbeit zu bewegen. Selbst der Einfluss der Missionen hat trotz eingehender Kenntnis der Sprache und der Sitten der Eingeborenen in dieser Beziehung nur geringe Erfolge gehabt. Wo mit Hilfe der farbigen Kirchenmitglieder auf der Gazellehalbinsel irgend etwas gebaut oder ge

arbeitet wurde, waren es meist die opferwilligen weissen Missionare selbst, welche den ganz überwiegenden Teil der Arbeiten mit ihren eigenen Händen ausführten. Die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu führte, als sie mit Anlegung grösserer Plantagen auf der Gazellehalbinsel vorging, dazu Arbeiter aus Neumecklenburg ein, da auf die Arbeitsleistungen der auf der Gazellehalbinsel wohnenden Eingeborenen kein genügender Verlass war. Die letzteren Kanaker sind übrigens, fern von der Heimat, in Kaiser-Wilhelmsland und Samoa, ziemlich ebenso gute Arbeiter wie die Neumecklenburger und Buka. Die Faulheit ist nur dann unüberwindlich, wenn der Eingeborene unter seinen faulenzenden Stammesgenossen lebt. Wollte man die Eingeborenen in ihrer Heimat belassen und von der Arbeiteranwerbung Abstand nehmen, so würde man damit grossenteils auf die Mitwirkung der ersteren an der kulturellen Entwicklung des Schutzgebiets verzichten. Mangels anderer Arbeitskräfte müssten alsdann selbst zur blossen Aufrechterhaltung der bisherigen Pflanzungsbetriebe aus anderen Gebieten Arbeiter eingeführt werden, etwa Malaien oder Chinesen, welche für den bisher in erster Linie betriebenen Anbau von Kokosnusspalmen viel zu teuer werden würden. Die Plantagenwirtschaft, auf welcher die Zukunft der Kolonie beruht, da der Handel nicht erheblich weiter ausgedehnt werden kann, würde einen schweren Schlag erhalten. Dass die Eingeborenen etwa selbst in grösserem Umfange zur Anlegung eigener Plantagen angehalten werden könnten, ist bei ihrem tiefen Kulturzustand und ihrer hochgradigen Indolenz zurzeit ziemlich ausgeschlossen.

Andererseits vermag ich die Anschauung durchaus nicht zu teilen, dass in der Anwerbung etwas Unmorali-

sches liegt. Selbstverständlich ist dies dann der Fall, wenn Leute geraubt oder gepresst werden. Dass dies nicht vorkommt, dafür sorgt die genaue Arbeiterkontrolle, welche von den Kaiserlichen Beamten im Schutzgebiet ausgeübt wird. Nach ärztlicher Untersuchung werden die Angeworbenen dem Richter bezw. seinem Vertreter vorgeführt, welcher sich durch eingehendes Befragen, soweit nötig, unter Zuziehung von Dolmetschern, davon überzeugt, dass auch jeder mit seinem freien Willen angeworben und ausreichend über die Verpflichtungszeit und die sonstigen Bedingungen seines Vertrags orientiert ist. Ich vermag mit Befriedigung zu konstatieren, dass während meines Aufenthalts in Herbertshöhe auch nicht ein einziger Fall festgestellt ist, in welchem Leute gegen ihren Willen oder unter Täuschung über die Bedingungen des Arbeitsertrags weggeführt wären, oder in dem sonst Überschreitungen von seiten der Arbeiterschiffe vorgekommen wären.

Für die Eingeborenen selbst bedeuten die drei Arbeiterjahre, wenn sie auch später nach Rückkehr in ihre Heimat dem dolce far niente und, soweit ihre Stammesgenossen noch dem Menschenfrass huldigen, auch diesem wieder zufallen, immerhin eine Bereicherung ihrer Kenntnis vom Wesen des Weissen und in jedem Fall die mehr oder minder vollkommene Erlernung des Pidginenglisch, so dass sie nach ihrer Rückkehr als Dolmetscher funktionieren können und so den weiteren Verkehr zwischen Weissen und Eingeborenen erleichtern.

Die einzige Seite, nach welcher hin die Arbeiteranwerbung eine Schädigung der Eingeborenenbevölkerung bedeuten könnte, ist die gesundheitliche. Leider sind bereits einzelne Teile des Archipels, besonders Nordneumecklenburg, von Geschlechtskrankheiten durch-

seucht. Doch ist seit Einführung der deutschen Verwaltung eine scharfe gesundheitliche Kontrolle der Arbeiter eingerichtet. An den drei Plätzen, welche die Arbeiter sowohl unmittelbar nach Ankunft, wie vor der Rückbeförderung in die Heimat zur Kontrolle passieren müssen — Herbertshöhe für den Bismarck-Archipel, Friedrich-Wilhelmshafen für Kaiser-Wilhelmsland, Apia für Samoa — findet eine genaue gesundheitliche Kontrolle durch amtlich angestellte deutsche Ärzte statt und kein Eingeborener wird zur Arbeit auf der Plantage oder zur Rückbeförderung in die Heimat zugelassen, bevor das Fehlen von ansteckenden Krankheiten festgestellt, bezw. seine Heilung in einem der dafür bestehenden Eingeborenenhospitäler erfolgt ist. Die in gesundheitlicher Beziehung durch die Arbeiteranwerbung drohenden Gefahren sind damit auf das geringste Mass herabgesetzt.

Die gute Behandlung der Arbeiter auf den Pflanzungen ist in erster Linie durch die eigenen Interessen der weissen Inhaber gesichert, welche andernfalls für die Zukunft keine Eingeborenen als Arbeiter bekommen würden. Ausserdem aber übt die deutsche Verwaltung auch hier eine ständige Aufsicht aus.

Am 10. März lief die »Alexandra« die kleine Insel Kung bei Neuhannover, Station des Händlers Gangloff, an, demnächst die mit chinesischen Händlern besetzte Insel Tsoi, dann wurde die Weiterreise nach Neumecklenburg angetreten. Das Wetter war für unser Vorhaben wenig günstig, wir mussten bei Windstille einige Tage auf dem spiegelglatten Meere bewegungslos liegen. Die einzige Abwechslung boten die Fischschwärme, welche auf verschiedenen Seiten sichtbar wurden. Das Interessanteste war, wie ein gewaltiger

Fischschwarm unmittelbar an unser Schiff herankam. Unzählbare Schaaren kleiner Fische schwammen und sprangen durcheinander, hinter den kleineren Fischen her und teilweise mit ihnen vermischt zogen Schaaren grösserer Fische einher, beständig emporschnellend und kleinere Fische verzehrend, darüber stand eine mächtige Wolke von Vögeln, welche immer wieder herunterpickten und kleinere Fische als Beute mit in die Lüfte nahmen. Inmitten des Fischschwarms schwammen drei ungeheure Walfische, welche stets von neuem ihre Mäuler von Scheunentorgrösse öffneten und unglaubliche Mengen von Fischen hineinschnappten. Der Schwarm zog unmittelbar am Schiff vorüber, der eine Walfisch kam dabei bis auf etwa 10 *m* an dasselbe heran. Unsere schwarze Schiffsbesatzung und die Polizeijungen standen mit offenem Munde da, jedesmal ein »ah« halb des Staunens halb des Schreckens ausstossend, wenn sich das gewaltige Maul des Meeresungetüms öffnete, um Massen von Fischen in den ungeheuren Schlund gleiten zu lassen.

Eine andere Abwechslung gewährten die Haie, welche wiederholt um unser Schiff herumstrichen. Unsere Farbigen schienen wenig Angst vor den Haien zu haben. So schwammen einige unserer Jungen in der Nähe des regungslos liegenden Schiffes in dem durchsichtigen Wasser umher, als plötzlich zwei etwa 6—8 Fuss lange Haie angeschwommen kamen. Trotz der Zurufe der an Bord befindlichen Leute blieben die Jungen ruhig im Wasser und es bedurfte des strengsten Befehls von meiner Seite, um die kühnen Schwimmer dazu zu bewegen, sich aus der gefährlichen Nähe der Haie weg an Bord zu begeben. In diesen fischreichen Gewässern scheinen allerdings die Haie so viel Nahrung

zu finden, dass sie nicht mit der ihnen nachgesagten Gier über jeden Gegenstand herfallen. Wir versuchten die beiden Haie zu fangen, indem wir ein Stück Speck an der Angel niederliessen. Doch die beiden Fische schnupperten daran herum, bissen aber nicht an. Wir liessen darauf ein Stück Speck frei herunterfallen, um zu sehen, ob sie danach schnappen würden. Das Stück fiel unmittelbar vor dem einen Hai nieder, und sank langsam nieder. Der Hai näherte sich dem Speck und stiess mit der Schnauze daran, ohne indessen zuzuschnappen.

Bei einer anderen Gelegenheit glückte es uns, einen Hai zu fangen. Auch dieser liess erst eine ganze Weile verstreichen, ehe er sich dazu bequemte, nach dem dicht vor seiner Nase schaukelnden Bissen zu schnappen. Wir hatten die Hoffnung schon aufgegeben und wollten eben die Angel aufziehen, als der Hai in dem letzten Moment sich doch noch eines Besseren besann und sich des entschwindenden Bissens mit einem mächtigen Schnapp bemächtigte. Wir zogen das etwa 8 Fuss lange Untier an Bord, nachdem seinem wilden Umsichschlagen durch einen Schuss in den Kopf ein Ende gemacht war. Für unsere schwarzen Leute war der Hai ein willkommener Festbraten, den sie mit freudeglänzenden Gesichtern zerteilten und mit grösstem Appetit verzehrten.

Abgesehen von diesen interessanten kleinen Unterbrechungen war der Aufenthalt an Bord für einen Nichtseemann gerade kein angenehmer zu nennen. Wir sassen auf dem kleinen Schiffchen wie eingekeilt, ohne den geringsten Raum, uns zu bewegen und den grössten Teil des Tages über in Verlegenheit, wohin wir uns wenden sollten, um den glühenden Sonnen-

strahlen zu entgehen. Das unbewegliche Liegen auf der spiegelglatten Meeresfläche wirkte deprimierend. Doch noch schlimmer war es, wenn bei absoluter Windstille eine Dünung aufkam, welche das Schiff klapp, klapp bald nach der, bald nach jener Seite warf, wobei man zwar alle Bewegungen des Schiffs, Rollen, Stampfen, Schlingern genoss, ohne aber dabei auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Meine Kajüte wimmelte nur so von Wanzen, die das Schiff aus Australien mitgebracht hatte, übrigens die einzigen, denen ich persönlich in den Tropen begegnet bin. Da mir von den angenehmen Tierchen der Aufenthalt im Bett verleidet war, machte ich mir ein Lager auf dem Fussboden zurecht, musste aber auch dieses bald aufgeben, da ich hier von grossen Ratten attackiert wurde und einmal dadurch aus dem Schlummer aufgeweckt wurde, dass ein solches Tier mich anzuknabbern begann. Ausserdem war ein Überfluss an grossen Kakerlaken vorhanden, denen sich später, als wir Kopraladung eingenommen hatten, noch ebenfalls beissende kleine Koprakäfer und Ameisen zugesellten. Die letzteren begrüsste ich mit Freuden, da meine Schiffsgenossen behaupteten, dass dieselben nach einiger Zeit die Wanzen durch Vernichtung der Brut derselben beseitigen. Zur völligen Vernichtung reichte in meinem Fall die Zeit für die braven Tiere nicht aus, doch glaubte ich gegen Schluss der Reise schon eine erhebliche Verminderung der Wanzen zu bemerken. Daneben wurde allmählich das ganze Schiffchen von einem Kopraduft eingehüllt, der nicht gerade Appetit erregend wirkte. Da unsere Reise durch widrige Winde erheblich länger ausgedehnt wurde, als wir beabsichtigt hatten, so gingen uns zur Erhöhung unserer guten Stimmung zum

Schluss auch noch die Getränke aus bis auf nicht ganz reines Trinkwasser und einen sogenannten australischen Weisswein, den ich aber ohne das ihn als Wein bezeichnende Etikett eher für Essig gehalten haben würde.

Gar nicht auf dem Schiffchen auszuhalten war es bei tropischem Regen, wenn die Luken geschlossen werden mussten. Wenn man sich in der geschlossenen Kajüte aufhielt, so war man in Gefahr, in übelriechendster Luft zu ersticken. Oben auf Deck wurde man trotz aller wasserdichten Mäntel und Kapuzen im Nu durchnässt, dazu wurden einem die gewaltigen Regenmassen mit solcher Wucht ins Gesicht getrieben, dass man die Augen nicht öffnen konnte. Wenn man dem übelriechenden Erstickungs- und Schwitzraum entgangen war, so war dies nur, um nach etwa $1/2$ Stunde durchnässt und vor Kälte klappernd wieder einen Unterschlupf in dieser widrigen Höhle zu suchen, bis man nach einiger Zeit unter dem Einfluss der schlechten Luft doch wieder den Aufenthalt auf Deck für das kleinere Übel zu halten geneigt war.

Einigermassen Entschädigung boten dagegen Momente, in denen das kleine Fahrzeug bei Nacht und Sturm unter dem Druck seiner Segel nur so dahin flog, dass die dicken Schaumreihen auf beiden Seiten des Schiffs hochstanden und der Gischt über Deck spritzte. In solchen Augenblicken fühlte man die Poesie der Seefahrt, während im übrigen Verlauf der Fahrt der prosaischere Gedanke näher lag, dass eine dicke Haut, eine gute Portion Stumpfsinn und wenig entwickelte Geruchs- und andere Nerven für den Aufenthalt auf einem solchen Schiffchen in der Südsee wohl die wünschenswertesten Requisiten sind.

Im weiteren Verlauf unserer Fahrt liefen wir die Händlerstationen Lauan und Fassaua an der Ostküste Neumecklenburgs an, ferner Leineru, den Sitz eines chinesischen Händlers. Bei einer Promenade in dem Eingeborenendorf an letzterem Platz fielen mir ein Menschenschädel und ein Schweinsschädel auf, welche auf einem Baumast einträchtig nebeneinander standen. Auf mein Befragen wurde mir von den Kanakern gesagt, dass der menschliche Schädel von einem im letzten Kampf erschlagenen Feinde herrühre, den sie verspeist hatten. Es wurde mir sogar der Name des Aufgefressenen, eines früher als Arbeiter in Herbertshöhe tätig gewesenen Eingeborenen genannt, den nach seiner Rückkehr in die Heimat dieses grässliche Schicksal ereilt hatte. Aus dem Benehmen der Kanaker, welche sich gegen uns freundlich und entgegenkommend benahmen, ging hervor, dass sie das Verzehren des getöteten Gegners als ihr gutes Recht betrachteten.

Am 17. März langte die »Alexandra« in Türpatzi (Teripax) auf Tabar (Gardner Inseln) an, wo ein chinesischer Händler seinen Sitz hatte. Die Eingeborenen sind denen von Neumecklenburg nahe verwandt. Das Stammesoberhaupt, ein unscheinbar aussehender alter Mann, schien mehr Macht zu besitzen als es sonst meist bei den Kanakern der Fall ist. Er wurde von den andern jedesmal erst um Erlaubnis gefragt, ehe sie uns Früchte, Speere usw. verkauften. Die Vegetation auf den Inseln ist sehr üppig. Ich drang in Begleitung einiger Eingeborener ein Stück ins Innere vor, zum Teil unter Benutzung des Bettes eines Gebirgsbachs, der köstlich kühles Wasser enthielt. Abgesehen von ein paar Taro- und Bananenpflanzen der Kanaker war alles mit dichtem Busch bestanden.

Die fernere Fahrt verlief äusserst ungünstig. Wir hatten gegen starken Strom zwischen den Gardner Inseln und Neumecklenburg zu kreuzen. Ein paarmal schien es, wie wenn wir Terrain gewannen. Eines Abends sahen wir die Gardner Inseln schon weit hinter uns am Horizont verschwinden, doch am folgenden Morgen fanden wir uns wieder in der altbekannten Gegend vor. Die Strecke, die wir am Tage gewonnen hatten, waren wir in der Nacht durch den starken Strom wieder zurückgetrieben worden. So fuhren wir volle zehn Tage und Nächte, vom 18. bis 28. März hin und her; am Abend des zehnten Tages konstatierte der Kapitän, dass wir gegen den Morgen des ersten Tages auch nicht eine einzige Seemeile gewonnen hatten und liess das Schiff umdrehen, um zu versuchen, um das Nordende von Neumecklenburg herum wieder Herbertshöhe zu erreichen, da Wind und Strom uns am Vordringen nach Süden zu verhinderten. Unsere Stimmung war nichts weniger als rosig. Auch abgesehen von den Unannehmlichkeiten des Aufenthalts auf dem Schiffchen war uns an einer rechtzeitigen Heimkehr nach Herbertshöhe vor dem 1. April um so mehr gelegen, als der dann fällige Postdampfer »Stettin« uns Nachricht bringen sollte, ob der Reichstag die Vorlage, betreffend Übernahme der Landeshoheit über das bisher von der Neu-Guinea-Kompagnie verwaltete Schutzgebiet angenommen hatte. Bei der Fahrt nach Norden schien das Wetter günstiger. In einem Tage wurde Nusa erreicht, doch dann auf der Westseite von Neumecklenburg hatten wir wieder unter Windstille zu leiden. Endlich, am Nachmittag des 3. April, begann sich eine günstige Brise zu erheben, welche sich in der Nacht zu einem höchst ungemütlichen Sturm steigerte, der

uns mit erheblicher Geschwindigkeit unserm Ziele näher brachte. Bei ganz dunkler Nacht und hoher See kamen wir vor Herbertshöhe an, doch trotzdem gelang es dem braven Kapitän Vogdt, uns um 3 Uhr morgens glücklich vor Anker zu bringen. Mit grossem Vergnügen trennten wir uns von der »Alexandra«, welche uns besonders die letzten zwei Wochen wenig Freude bereitet hatte, und eilten unseren Behausungen auf dem festen Lande zu.

Am Morgen erhielten wir die in der Kolonie grosse Freude erregende Nachricht, dass das Reich vom 1. April ab die Landeshoheit über das Schutzgebiet zurückgenommen hatte. Der Führer der inzwischen eingetroffenen »Stettin«, Kapitän Krebs, überreichte mir ein dies bestätigendes Telegramm des Auswärtigen Amts, durch welches ich zum stellvertretenden Gouverneur ernannt wurde. Die Geschäfte der bisherigen Landeshauptmannschaft der Neu-Guinea-Kompagnie wurden mir von dem Generaldirektor und bisherigen Landeshauptmann der Kompagnie, Herrn Skopnik, welcher zu diesem Zweck von Stephansort nach Herbertshöhe herübergekommen war, übergeben.

Zum Kaiserlichen Gouverneur war der frühere Finanzdirektor von Deutsch-Ostafrika, R. von Bennigsen, ernannt worden, welcher jedoch erst im Juli 1899 im Schutzgebiet eintraf. Sitz des Gouvernements ist seither Herbertshöhe geblieben.

Kapitel VIII.

Fahrt nach den Salomonsinseln.

Im Archipel wurde die Nachricht von der Übernahme der Landeshoheit durch das Reich mit grosser Freude begrüsst. Die Nachteile, welche naturgemäss bei der Wahrnehmung der Landeshoheit durch eine im wesentlichen eine Erwerbsgesellschaft darstellende Kompagnie zu Tage treten, waren auch im Bismarck-Archipel fühlbar geworden. Es war nun zu hoffen, dass für öffentliche Zwecke erheblich grössere Summen verwandt werden, und dass insbesondere für den Schutz der Händlerstationen in ausgiebigerer Weise gesorgt werden würde wie bisher.

Zunächst fehlte es allerdings noch an allen und jeden Hilfsmitteln mit Ausnahme der von der Neu-Guinea-Kompagnie übernommenen drei Dutzend Polizeijungen mit einer Rudergig. Doch glücklicherweise war am 1. April S. M. S. »Möwe«, Kommandant Korvettenkapitän Dunbar, in Matupi eingetroffen, um die Vermessung des Archipels weiter zu führen. Da nach der ungesühnt gebliebenen Ermordung des Kapitäns Kolshorn 1898 in den Salomonsinseln die Besatzungen der Anwerbeschiffe sowie die im südlichen — inzwischen an England abgetretenen — Teil der Inseln wohnenden Händler in ihrer Sicherheit bedroht schienen, so richtete ich an den Kommandanten S. M. S. »Möwe«

das Ersuchen, gegen die auf Bougainville wohnenden Mörder kriegerisch vorzugehen und demnächst nach den südlich gelegenen Shortlandinseln zu fahren, wo die Lage der wenigen weissen Händler um so bedrohter erschien, als bereits das Koprahaus des auf Faisi wohnenden Händlers Tindal von Eingeborenen in Brand gesteckt und der Händler auch sonst bedroht worden war. Der Kommandant des Kriegsschiffs nahm die Requisition an. Am 19. April 1899 fuhr S. M. S. »Möwe« in der Richtung auf die Salomonsinseln ab, nachdem ich mit 20 Polizeijungen an Bord gegangen war. An der Fahrt nahm auch der bekannte Marineschriftsteller Wilda teil, welcher, auf einer Reise um die Welt begriffen, kurz vorher im Bismarck-Archipel eingetroffen war.[1]) Unterwegs wurde Nissan (Sir Charles Hardy-Inseln) angelaufen, eine grosse, ringförmige Koralleninsel, welche überall mit dichtem Urwald bestanden ist. Am Strande stand ein Häuschen, in welchem ein weisser Händler uns empfing. Nach seinen Angaben führten verschiedene Eingeborenenstämme auf der Insel Krieg miteinander, doch war der Händler dadurch bisher nicht berührt worden. Wir gingen nun auf schmalem Pfade durch den dichten Busch zu dem nächsten, etwa zehn Minuten entfernten Eingeborenendorf. Die wenigen Hütten waren von der bei den Bukas (Salomonsinsulanern) üblichen Art, ziemlich gross, mit spitzem Giebel. Die schmale Tür ist durch eine Art Wand aus Bambus von etwa halber Mannshöhe verschlossen, über welche man hinwegklettern muss, um in das dunkle Innere zu ge-

1) Herr Wilda hat eine interessante Schilderung seiner Weltreise in dem Buch „Reise auf S. M. S. „Möwe“, Berlin 1903 gegeben.



langen. Die nackten Eingeborenen wiesen völlig den Typus der Bukas auf und waren wie diese mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Nachdem wir einige der zerstreut im Busch liegenden Ansiedlungen besucht hatten, gingen wir wieder an Bord.

S. M. S. »Möwe« richtete nun den Kurs nach Bougainville. In der Nacht vom 20. zum 21. April, gegen 3 Uhr morgens, wurde die Fahrt nahe der Nordostküste dieser grossen Insel unterbrochen. Die beiden Dampfpinassen des Kriegsschiffs wurden klar gemacht, eine derselben nahm die Boote mit dem Landungskorps des Kriegsschiffs und der Polizeitruppe ins Schlepptau, während die andere mit dem Revolvergeschütz zur Bedeckung mitfuhr. Die Leitung des Unternehmens war vom Kommandanten dem ersten Offizier, Kapitänleutnant von Abeken, übertragen. Wir fuhren in tiefster Dunkelheit vorwärts, während von weitem das dumpfe Brausen der Brandung an unser Ohr schlug. Es wurde in allen Booten absolutes Stillschweigen bewahrt, nur ab und zu wurde durch halblaute Rufe die Verbindung mit der zweiten mit dem Revolvergeschütz versehenen Dampfpinasse, welche unter Befehl des Oberleutnants z. S. Habenicht stand, aufrecht erhalten. Als Lootse befand sich ein Engländer, Mr. Griffith, der diese Küste öfter besucht hatte, an Bord der einen Pinasse. Da man in der Dunkelheit gar nichts erkennen konnte, und das Rauschen der Brandung immer deutlicher hörbar wurde, so fuhren die Pinassen nur mit halber Kraft. Endlich begann es dämmrig zu werden, man konnte die Umrisse der Berge gegen den Himmel erkennen. Es wurde nun wieder mit voller Kraft gefahren, doch war es ganz hell geworden, ehe wir die Bucht erreichten, welche unser ängstlich



Abb. 15. Eingeborenenfamilie. (Gazellehalbinsel.)

zitternder Führer, der Buka Omare, welcher bei dem Überfall gefangen genommen und mit Mühe dem Schicksal des Gefressenwerdens entgangen war, als die Bucht von Timbuz bezeichnete. Links am Eingang lagen zwei Dörfer, Quovunitsch und Datoë, im inneren Winkel der ziemlich weit einschneidenden Bucht ein drittes Dorf, Timbuz. Die Bewohner dieser drei Dörfer waren an dem Überfall des Kutters »Seaghost« und der Ermordung des Kapitäns Kolshorn gleichmässig beteiligt gewesen. Während die Boote mit dem Landungskorps des Kriegsschiffs gegen die beiden ersteren Dörfer vorgingen, fuhr unser Boot, in dem ich mich mit Herrn Wilda und der Polizeitruppe befand, in die Bucht hinein in der Richtung auf Timbuz zu. Doch ehe wir ganz nahe an die Küste herankamen, sahen wir einzelne Eingeborene am Strande auftauchen und im dichten Busch verschwinden, der sich unmittelbar an das Dorf anschloss. Wir landeten, bis über die Knie durch das flache Wasser in der inneren Bucht watend. Wir fanden sämtliche Hütten, ganz den auf Nissan gesehenen gleichend, verlassen vor. Alles deutete darauf hin, dass die Eingeborenen in grösster Eile und unter Hinterlassung aller ihrer Habe geflüchtet waren. Überall lagen Bündel von Pfeilen, grosse Bogen, lange Speere, hölzerne Schalen und Essreste umher. Unmittelbar hinter dem aus etwa einem Dutzend grosser Hütten bestehenden Dorf am Strande erhob sich eine steile, bewaldete Anhöhe, zu welcher mehrere Kanakerpfade hinaufführten. Wir kletterten hinauf und fanden dort eine Fortsetzung des Dorfs, eine Anzahl grosser, nahe beieinander gelegener Gehöfte, von welchen aus gut betretene Pfade ins Innere führten. Ich liess die Ausgänge des Dorfs besetzen und alsdann sämtliche Hütten

niederbrennen, nachdem die ethnographisch wertvollen Sachen in Sicherheit gebracht waren. Da nach geschehener Flucht der Eingeborenen eine Verfolgung derselben ins Innere der Insel zunächst wenig Aussicht auf Erfolg zu bieten schien, gingen wir an Bord S. M. S. »Möwe« zurück, welche inzwischen in die Bucht von Timbuz hineingedampft war. Auch das Landungskorps S. M. S. »Möwe«, welches gleichfalls die Dörfer verlassen vorgefunden hatte, kehrte nach Zerstörung der Hütten an Bord zurück. Das Wrack des ausgeraubten Kutters »Seaghost« war bei diesen Dörfern vorgefunden worden, während wir in Timbuz einen von dem Schiff herrührenden Revolver und eine Anzahl Patronen in den Hütten der Eingeborenen gefunden hatten.

Während S. M. S. »Möwe« in der Bucht lag, erschienen gegen Mittag am nördlichen Ufer in etwa 1500 *m* Entfernung vom Schiff eine Anzahl bewaffneter Eingeborener am Strande, welche gemächlich einer hinter dem andern dort entlang wandelten und sich in dieser Entfernung offenbar gänzlich sicher fühlten. Der Kommandant liess ein Revolvergeschütz auf sie feuern. Die ersten Schüsse mussten unmittelbar über den Leuten weggehen, es war interessant, zu sehen, wie sie plötzlich sich zusammenduckten und dann mit Windeseile in das Gebüsch schlüpften. Getroffen wurde keiner von den Kanakern.

Am Nachmittag wurde eine Abteilung Polizeijungen zur Rekognoszierung ins Innere geschickt, welche mit einigen Bukas zusammenstiess und einen derselben erschoss.

Da die erreichte Bestrafung nicht genügend erschien, um die Wiederholung von Ermordungen Weisser auszuschliessen, und bei offenem Vorgehen gegen die

Wilden ein Erfolg ausgeschlossen erschien, so wurde zu einer List gegriffen. In der Nacht ging die Polizeitruppe unter Führung der beiden farbigen Unteroffiziere Malom und Kamis an einer von den Dörfern entfernten Stelle an Land und versteckte sich dort im Busch. Am frühen Morgen verliess S. M. S. »Möwe» dann die Timbuzbucht. Wir fuhren zunächst an der kleinen Insel vorbei, deren Bewohner den einen bei dem Überfall des »Seaghost« ermordeten Bukajungen von den Timbuzleuten als Geschenk empfangen und dann aufgefressen hatten. Auf der Insel sahen wir eine Menge Eingeborener, welche offenbar durch die Anwesenheit des Kriegsschiffs lebhaft beunruhigt waren und gestikulierend hin- und herliefen. Da diese Kanaker am Überfall selbst nicht beteiligt gewesen waren, war ein Vorgehen gegen sie nicht beabsichtigt. Dann fuhren wir weiter an der Küste von Bougainville entlang, welche hier überall mit Busch und Mangrove bedeckt ist und einen unbewohnten Eindruck macht. Hütten konnten wir nirgends bemerken. An einer Stelle, an welcher Kokosbäume auf das Vorhandensein von Menschen hinzudeuten schienen, schickte der Kommandant ein Boot an Land. Wir gingen auf ziemlich gut betretenem Kanakerpfad ein Ende ins Innere, um, wenn möglich, friedliche Beziehungen mit Eingeborenen anzuknüpfen, konnten indessen nur ein kleines, zerfallenes Schutzdach bemerken, welches wahrscheinlich nur dazu diente, um Regen von dort aufbewahrten Früchten abzuhalten. Die Kokosbäume hörten landeinwärts auch auf, an Stelle dessen begann ziemlich sumpfiges Terrain, welches das Vordringen immer schwieriger machte. Offenbar war hier nur ein Platz, von welchem weiter entfernt wohnende Eingeborene Kokosnüsse holten, ohne dass

in der Nähe der Stelle, an der wir gelandet waren, menschliche Ansiedlungen lagen.

Nachdem wir an Bord zurückgekehrt waren, fuhr S. M. S. »Möwe« wieder zur Timbuzbucht zurück. Ausserhalb der Bucht sahen wir am Strande einzelne Eingeborene, welche sofort die Flucht ergriffen, als sie das Schiff bemerkten. Von unseren Polizeijungen war nichts zu sehen und zu hören. Doch da, als wir gerade in die innere Bucht hineinfuhren, begann ein heftiges Schiessen. Wir sahen die Polizeijungen in eiligen Sätzen den Strand entlang laufen und in den Busch hineinfeuern. Sobald die »Möwe« den Anker hatte fallen lassen, wurde ein Boot klar gemacht, in welchem ich an Land fuhr. Die Polizeijungen empfingen mich mit einem betäubenden Siegesgeschrei. Gleich am Strande lagen einige Leichen von Bukas, welche zum Teil noch ihre Waffen, Pfeil und Bogen, in der erstarrten Hand hielten. Wie die Polizeijungen erzählten, waren die Timbuzleute nach Abfahrt der »Möwe« wieder zu ihren verbrannten Wohnstätten zurückgekehrt. Die Polizeijungen hatten sich von ihrem Platze an der andern Seite der Bucht auf Umwegen durch den Busch nahe an die mit Bogen und Pfeilen, sowie Speeren bewaffneten Kanaker herangeschlichen und waren gerade bei Einfahrt der »Möwe« auf Schussweite herangekommen. Sieben der mörderischen Bukas waren ihrem überraschenden Angriff zum Opfer gefallen, der Rest hatte schleunigst die Flucht ergriffen. Da eine Verfolgung in das gänzlich unbekannte Innere Bougainvilles aussichtslos erschien, ausserdem aber der Zweck der Erpedition genügend erreicht war, gingen wir wieder an Bord.

So sehr die hier angewandte Art des Vorgehens

gegen die Kanaker europäischen Ideen widerspricht, so absolut notwendig ist sie in solchen Gegenden. Eine erfolglose Expedition, d. h. eine solche, bei der lediglich die schnell wieder auf gebauten Hütten und das sonstige geringe Eigentum der Eingeborenen zerstört werden, hat gar keinen Nutzen. Im Gegenteil liegt nach einer solchen Expedition die Gefahr, dass Mordtaten gegen Europäer wiederkehren, in verstärktem Masse vor. Da selbstverständlich der Schutz der Weissen allem andern voranstehen muss, so war es notwendig, eine ausreichende, die Sicherheit der Weissen für die Zukunft verbürgende Züchtigung der Kanaker auf jedem nur möglichen Wege anzustreben. Tatsächlich sind auf Bougainville in den nächsten Jahren nach der Bestrafung der Timbuzleute keine Mordanfälle gegen Weisse mehr vorgekommen.

Unsere Fahrt ging nun nach Süden. Am 23. April wurde Faisi, ein kleines Inselchen in den jetzt englischen Shortlandinseln erreicht, auf welchem der Händler Tindal mit europäischer Frau und Kindern seit längeren Jahren wohnte. Alles auf dem Inselchen machte einen netten und freundlichen Eindruck, in und ausser dem Hause machte sich das Walten einer weissen Frau angenehm fühlbar. Unmittelbar bei Faisi, auf der kleinen Insel Porporang, ist die erste Station der Maristenmission, von Samoa ressortierend, gegründet. Zwei Patres der Mission hielten sich damals noch in Faisi auf und waren gerade mit den ersten Vorbereitungen zur Errichtung eines Hauses auf Porporang beschäftigt. Nach friedlicher Verhandlung mit den in grossen Scharen erschienenen, den Bukas auf Bougainville nahe verwandten Eingeborenen, wurden

zwei derselben für schuldig befunden, das Koprahaus des Händlers in Brand gesteckt zu haben. Der eine wurde gleich festgenommen und nach rührendem, tränenreichem Abschied von seinen Verwandten an Bord gebracht. Dem anderen glückte es im entscheidenden Moment, in den Busch zu verschwinden, er wurde aber bei späterer Gelegenheit gleichfalls ausgeliefert.

Gleich nach der Verhandlung mit den Eingeborenen trat S. M. S. »Möwe« die Rückfahrt nach Herbertshöhe an. Unterwegs wurde noch der Gazellehafen an der Westküste Bougainvilles angelaufen. Während einige grosse Kanus mit Eingeborenen zum Schiff hinausfuhren, ging ich mit Herrn Wilda und einigen Polizeijungen im Boot an Land. An der Stelle, an der wir landeten, lief hinter dem Sandstrand ein etwa 30 *m* breiter Fluss auf mehrere hundert Meter parallel mit dem Strand, um sich dann, eine Barre bildend, in das Meer zu ergiessen. Hinter dem Fluss standen, teilweise halb im Busch versteckt, eine Anzahl der grossen Bukahütten, wie wir sie auf Nissan sowohl wie in Timbuz gesehen hatten. Einige nackte, fast ganz schwarze Eingeborene standen, mit mannshohen Bogen und Pfeilen bewaffnet, hinter dem Flüsschen. Bei unserem Näherkommen zogen sie ein offenbar als Fähre dienendes kleines Kanu auf der anderen Seite an Land, so dass wir keine Möglichkeit hatten, das ziemlich tiefe Flüsschen zu überschreiten. Obwohl wir die Polizeijungen ein grosses Ende zurückgelassen hatten und mit Tüchern und Perlen winkten, blieben die Eingeborenen in ihrer misstrauisch beobachtenden Haltung und waren weder zu bewegen, das Kanu wieder ins Wasser zu schieben, noch selbst näher zu kommen.

Von unseren, von der Insel Buka stammenden Polizeijungen konnte sich niemand mit den Eingeborenen verständigen. So mussten wir schliesslich, ohne mit letzteren in nähere Berührung gekommen zu sein, wieder an Bord der »Möwe« zurückfahren, welche gleich darauf die Weiterfahrt antrat. Am 26. April kamen wir wieder in Herbertshöhe an.

Kapitel IX.

Am Varzin.

Der im Mai 1899 in Herbertshöhe eintreffende Lloyddampfer »Stettin« brachte dem Gouvernement einen äusserst willkommenen Zuwachs an Beamtenpersonal in Gestalt der Herren Stationschef Boluminski und Gouvernementssekretär Steusloff. Ersterer war früher Stationsvorsteher der Neu-Guinea-Kompagnie in Erimahafen (Kaiser-Wilhelmsland) gewesen und kehrte jetzt mit Gattin in das Schutzgebiet zurück, um an die Spitze einer neu zu gründenden Regierungsstation in Neumecklenburg zu treten. Zunächst übernahm er in Herbertshöhe die Leitung der Bauten und Anlagen für das Gouvernement und siedelte später nach Nordneumecklenburg über als Leiter der Station Kaeveng (Nusa), der er seither mit bestem Erfolge vorgestanden hat. Herr Steusloff hatte ebenfalls früher im Dienst der Neu-Guinea-Kompagnie gestanden, als Gerichtssekretär in Herbertshöhe, und hatte sich im Archipel mit einer Dame halbsamoanischer Abstammung verheiratet. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland zeigte sich sein Körper leider nicht mehr als genügend widerstandsfähig gegen das Klima. Er hatte mehrfach unter Fiebern zu leiden und wurde nach kaum einjährigem Aufenthalt in Herbertshöhe von einem Schwarzwasserfieber er-

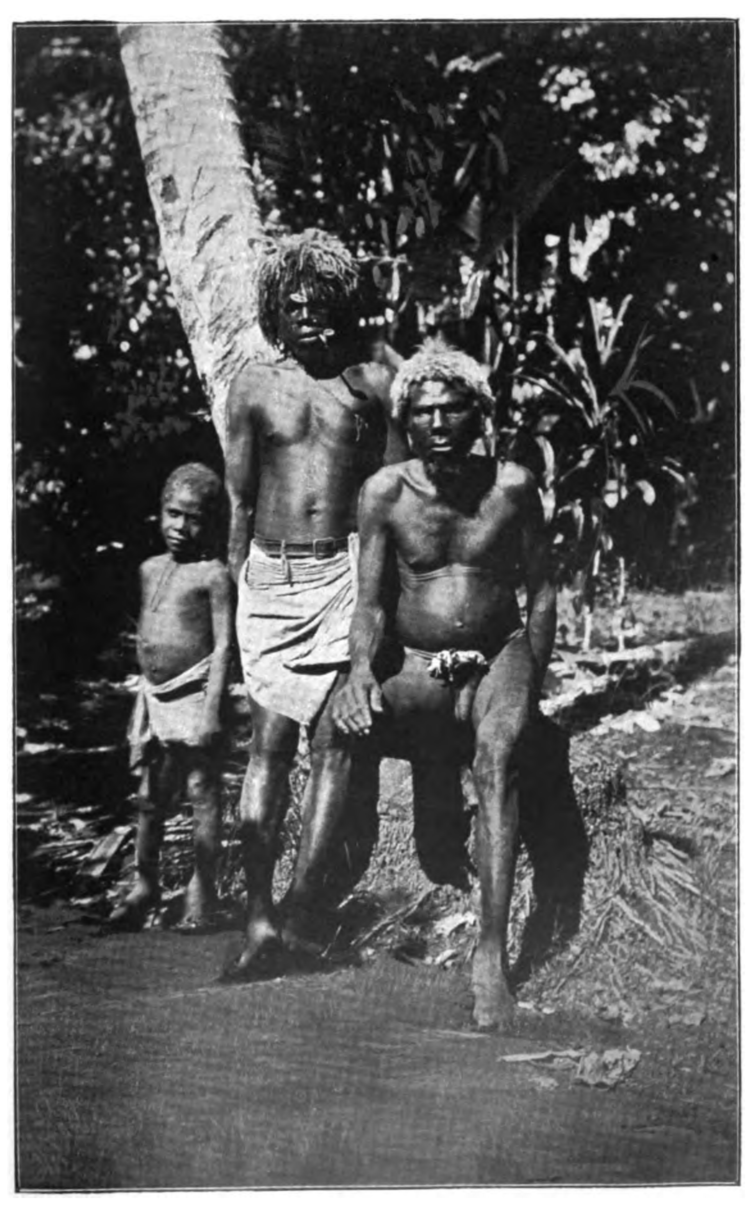


Abb. 16. Drei Generationen. (Gazellehalbinsel.)

griffen, dem er nach wenigen Tagen erlag. Der Tod des verdienten, bei Europäern und Eingeborenen beliebten Beamten wurde allgemein aufrichtig betrauert.

Die nächste Zeit nach meiner Rückkehr von den Salomonsinseln war wieder der Tätigkeit auf der Gazellehalbinsel gewidmet. Insbesondere wurden kleinere Züge landeinwärts, in der Richtung des Varzinberges, eines etwa 15 Kilometer südwestlich von Herbertshöhe gelegenen erloschenen Vulkans, veranstaltet.

Der Weg nach dem Varzin, ein breiter Reitweg, führt abwechselnd durch Kokospflanzungen der Firma Forsayth, hohes Gras und prachtvollen Urwald. Von Eingeborenen ist unterwegs wenig zu sehen, dieselben wohnen meist abseits vom Wege, im Busch verborgen; wenn man sie aufsuchen will, so gilt es, auf schmalem Kanakerpfade vom Hauptweg abzubiegen und ein grösseres Stück im Busch zurückzulegen, bis man die ersten Gehöfte erreicht. Auf halbem Wege liegt die Missionsstation Takabur der Mission vom Heiligen Herzen Jesu, dicht am Varzin selbst die Missionsstation Paparatawa. Von letzterer aus geniesst man einen prachtvollen Anblick. Auf der einen Seite blickt man in die Ebene hinab, welche von dichtem Urwald, nur stellenweise von Grasflächen unterbrochen, bedeckt ist. Nirgends, abgesehen von der nächsten Umgebung des Varzinberges, dringt ein Rauchwölkchen aus dem Busch. Unbeweglich, wie tot, liegt der Urwald da. In der Tat ist die Ebene bis zu den im Hintergrunde hochragenden Bainingbergen unbewohnt, wie uns von den Eingeborenen von Paparatawa, in deren Gebiet die Missionsstation liegt, bestätigt wird. Dicht vor uns erhebt sich der Varzin, ein regelmässiger, vulkanischer Kegel, welcher zum grössten Teil mit Anpflanzungen

der Eingeborenen oder niedrigem Gestrüpp, einem Zeichen früherer Anpflanzungen, bedeckt ist. Nur an einigen Stellen ist der Kegel noch mit dem ursprünglichen hohen Urwald bedeckt. Von den Eingeborenen wird der Berg »Vunakokor«, der Platz, auf welchem eine »a kokor« genannte Bananenart wächst, genannt. Im Hintergrunde schliessen die blaugeschwungenen Linien der Bainingberge die Szenerie ab, während rechts und links in weiter Ferne das Meer (östlich und nördlich der Gazellehalbinsel) sichtbar ist. Am frühen Morgen ist die Ebene nächst den Bainingbergen von weissem Nebel ausgefüllt, der auch die Berggipfel umfliesst. Bisweilen gleicht der Nebel täuschend einem See, so dass es begreiflich erscheint, wenn frühere Reisende von grossen Seen zu berichten wussten, welche sich im Innern der Gazellehalbinsel befinden sollten. Doch bald verscheucht die Tropensonne mit ihren glühenden Strahlen die letzten Nebel, in voller Klarheit liegt die Gegend vor uns, jetzt nur noch Wald, Grasflächen und Berggipfel aufweisend.

Der Kegel des Varzin wird mit einiger Mühe erklettert, oben müssen wir, um uns Aussicht zu verschaffen, an einigen Stellen den niedrigen aber dichten Busch niederschlagen. Dann klettern wir auf steilem Pfade hinab zur Landschaft Tamanairiki. Von den Eingeborenen freundlich empfangen, wandern wir den Weg im Tale entlang. Die Gehöfte der Kanaker liegen auf beiden Seiten des Weges, doch nie unmittelbar an demselben, sondern stets ein Ende entfernt, im Busch oder auf einer kleinen Anhöhe. Die Hütten sind hier viel kleiner als die an der Küste von den Eingeborenen gebauten. Ausgenommen allein die elenden Behausungen der Baining auf der Gazellehalbinsel, habe ich

im Bismarck-Archipel nirgends so erbärmliche kleine Hütten gesehen, wie bei diesen Kanakern am Varzin. Die aus schlecht behauenem Bambus gebauten, mit Gras bedeckten Hütten, reichen einem erwachsenen Mann nur bis an die Brust. Ein Aufenthalt in denselben ist nur im liegenden oder zusammengekauerten Zustand möglich. Die Ansiedlungen in den nächstgelegenen Landschaften Nauma und Taolapitok gewähren genau denselben Anblick.

Die Eingeborenen dieser landeinwärts gelegenen Landschaften — allein die Taulil ausgenommen — weisen in Aussehen, Sprache und Gebräuchen keinen Unterschied von den an der Küste wohnenden Kanakern auf. Nur bedeutend schmutziger erscheinen sie und auch noch roher und unkultivierter, als die Küstenleute, welche dank der Kanufahrt immerhin mehr in Verkehr mit anderen Eingeborenen gekommen sind, und an vielen Plätzen auch durch Verkehr mit Europäern etwas an Kultur gewonnen haben. An vielen Stellen im Innern ist es schwer, Wasser zu bekommen. Quellen gibt es in dem vulkanischen Boden nur ganz vereinzelt, das Gebiet wird nur von wenigen Flüssen durchschnitten. So müssen die Weiber das Wasser oft aus weiter Entfernung herbeiholen und es stundenlang, in Bambushölzer gefüllt, zu den Dörfern tragen. Dass das durch schwere Arbeit gewonnene Nass dann nicht gerade zum Waschen vergeudet wird, kann man sich vorstellen. So ein schmutziger, übelriechender Kanaker, dem die dicken Haarsträhnen über das Gesicht fallen, gewährt einen äusserst widrigen Anblick, besonders, wenn er sein von rotem Betelsaft triefendes Maul öffnet, um neuen Betel hineinzustecken.

Alle diese Eingeborenen sind Menschenfresser.

Während an der Küste der Gazellehalbinsel diese Unsitte nach Errichtung der deutschen Herrschaft allmählich beseitigt ist und nur noch vereinzelte Rückfälle stattgefunden haben, ist in der Varzingegend, wohin mangels aktueller Interessen von Weissen, abgesehen vom Varzinberg selbst, nur selten Züge unternommen wurden, noch bis in die neueste Zeit hinein der Kannibalismus ausgeübt worden. Die Gegend am Varzin bildete von jeher ein Kampffeld für die umwohnenden Eingeborenenstämme. Besonders die Taulil, welche eine von den übrigen Eingeborenen abweichende Sprache besitzen, waren seit Alters ein Objekt für die Angriffe ihrer kriegerischen Nachbarn, speziell der Kanaker von Paparatawa und Tamanairiki gewesen. Vereinzelt wurden gefangene Taulil als Sklaven von den Eingeborenen der angrenzenden Landschaften gehalten. Bei den Kämpfen gegen die Weissen im Jahre 1893, als ein eingeborener Zauberer eine die Kanaker angeblich kugelfest machende Salbe, Mailau genannt, erfunden hatte, spielten die Stämme am Varzin eine grosse Rolle. Dann waren 1898 wieder Kämpfe dort ausgebrochen, bei welchen die Tamanairikileute die Angreifer waren. Durch rasches Eingreifen der Polizeitruppe unter Führung des Kaiserlichen Richters Dr. Hahl war den Kämpfen, welche grössere Dimensionen anzunehmen drohten, ein Ende bereitet worden. Nach Niederwerfung der Unruhestifter hatte dann im August 1898 eine friedliche militärische Demonstration des Landungskorps S. M. S. »Falke« zusammen mit der Polizeitruppe stattgefunden.

Doch schon Ende 1899 entstanden wieder Kämpfe am Varzin. Ein Mann von der Tamanairiki benachbarten Landschaft Nauma hatte sich, angeblich um

Kasuareier zu suchen, in das Gebiet der Taulil begeben. Die Taulil hatten dies als unberechtigten Eingriff in ihre Rechte empfunden und den Mann totgeschlagen und aufgefressen. Darauf überfielen die Naumaleute mit Eingeborenen der benachbarten Landschaften zusammen die Taulil, töteten eine Anzahl von ihnen und verzehrten sie. Durch eine Expedition der Polizeitruppe unter Führung der Gouvernementsbeamten Steusloff und Warnecke, wurde die Wiederherstellung des Friedens erzwungen, der während der Dauer meines Aufenthalts im Bismarck-Archipel auch nicht wieder gestört wurde.

Abgesehen von der nur zeitweise besetzten Station der Mission vom Heiligen Herzen hatte sich 1899 noch kein Europäer am Varzin niedergelassen. Im Jahre 1900 kaufte der Pflanzer Wolff in Tobaule nahe dem Varzin ein grösseres Stück Land von Eingeborenen der Landschaft Paparatawa und begann dort eine Pflanzung anzulegen. Anfänglich schienen auch friedliche Beziehungen zu den Eingeborenen zu bestehen, bis im April 1902 die grässliche Ermordung der Frau Wolff und ihres vier Monate alten Kindes alle Gemüter in Aufregung versetzte. Die Ursache der Bluttat scheint gewesen zu sein, dass Wolff trotz des Widerspruchs der Eingeborenen einen innerhalb des gekauften Landes gelegenen Platz klärte, auf welchem früher ein Dorf gestanden hatte und auf dem der Verkäufer, der Häuptling Tokilang, später begraben zu werden wünschte. Tokilang hatte Herrn Wolff wiederholt einen Hinterhalt gelegt, doch letzterer war von befreundeten Eingeborenen gewarnt worden und ging stets bewaffnet, und hatte auch einigen seiner Arbeiter Gewehre gegeben. Am 2. April erschien dann Tokilang vor

Wolffs Hause, angeblich um Frieden zu schliessen, und brachte eine grössere Quantität Copra, die er an den Pflanzer verkaufte. Wolff liess sich durch das freundliche Auftreten des Kanakers täuschen und begab sich am nächsten Morgen mit seinen Arbeitern unbewaffnet zur Pflanzung. Nach seinem Weggange kamen zwei Eingeborene mit einem Schwein zu Wolffs Haus, in welchem sich ausser seiner Frau und einer eingeborenen Wärterin mit seinem Kinde, auch Fräulein Coe aus Ralum befand. Während Frau Wolff mit den Eingeborenen über den Preis des Schweins verhandelte, drangen Kanaker von der Hinterfront des Hauses aus in dasselbe ein, schlichen sich, von den Frauen unbemerkt, auf die Vorderveranda und schlugen Frau Wolff von hinten mit Axthieben nieder. Fräulein Coe erhielt gleichfalls zwei Hiebe mit dem stumpfen Ende eines Beils über den Kopf und fiel bewustlos nieder. Die Wilden strömten nun von allen Seiten herbei und ermordeten das Kind und dessen Wärterin mit Axthieben. Dann raubten sie das Haus vollständig aus und zerstörten alles, was sie nicht mitnehmen konnten. Selbst von dem Klavier wurden die Tasten einzeln zerschlagen. Wolff hörte den Lärm und ritt in Eile auf sein Haus zu, wurde aber von den Kanakern mit Gewehrschüssen begrüsst und musste, waffenlos wie er war, umkehren, um bei der nächsten Pflanzungsstation Hilfe zu holen. Fräulein Coe, die zunächst von der Mordbande nicht weiter beachtet wurde, kam wieder zum Bewustsein zurück und kroch nach dem Kochhaus, wo der Koch, ein Bukajunge, sich befand, den die Eingeborenen verschont hatten. Der Buka versteckte sie mit seinem Weibe zusammen in dem angrenzenden Raum und schloss diesen ab. Nach

völliger Plünderung des Hauses erinnerten sich die Wilden ihres noch lebenden Opfers und forderten von dem Buka die Auslieferung der Dame, um sie gleichfalls zu töten. Doch als der Junge ihnen sagte, sie sollten sich lieber aus dem Staube machen, da die Polizeitruppe gleich käme, liessen sie von ihrem Vorhaben ab und rannten in den Busch. Fräulein Coe und dem eingeborenen Weibe gelang es dann, nach anstrengender und aufregender Flucht durch den Busch am Nachmittag gegen 5 Uhr die nächste Missionsstation Malagunan zu erreichen.

Die Bestrafung der feigen Mordtat wurde energisch betrieben. Ausser dem Kaiserlichen Richter Wolff und der Polizeitruppe beteiligten sich auch eine Anzahl der an der Blanchebucht wohnenden Europäer an den Expeditionen. In einer Reihe von Zügen gelang es, die beteiligten Eingeborenen zu bestrafen. Der Haupttäter, Tokilang, wurde bei den Kämpfen von einem Polizeijungen erschossen, seine nächsten Verwandten, welche bei der Ermordung der Frau Wolff eine Hauptrolle gespielt hatten, waren zu den benachbarten Taulil geflüchtet, welche sie auch arglistigerweise zunächst freundlich aufnahmen, dann aber töteten und auffrassen. Zur Sicherung des Friedens ist nach Beendigung dieser Züge eine mit einem Weissen und 20 Polizeisoldaten besetzte Station am Varzin errichtet worden.

Kapitel X.

Nach den Admiralitätsinseln und der St. Matthias-Insel.

Bald nach der im Juli 1899 erfolgten Ankunft des Gouverneurs von Bennigsen in Herbertshöhe machte S. M. S. »Möwe«, Kommandant Korvettenkapitän Dunbar, auf Requisition des Gouverneurs eine Fahrt nach Neumecklenburg und den Admiralitätsinseln, an welcher ich gleichfalls teilnahm. An der Ostküste Neumecklenburgs waren verschiedentlich weissen Händlern gehörige Boote von den Eingeborenen angefallen worden, kürzlich war in Panakhondo die farbige Besatzung eines solchen Bootes, aus elf Mann bestehend, von den Eingeborenen gemordet und aufgefressen worden. In den Admiralitätsinseln waren Mitte der 90 er Jahre die drei dort ansässigen Händler ermordet worden. Nach längerer Pause hatten 1898 wieder zwei Händler gewagt, sich dort niederzulassen, aber auch sie hatten bereits wiederholt mit den hinterlistigen und mordgierigen Eingeborenen Kämpfe zu bestehen gehabt, so dass es im Interesse ihrer Sicherheit erforderlich erschien, dort eine grössere bewaffnete Macht zu zeigen.

Am 29. Juli 1899 fuhr S. M. S. »Möwe« von Herbertshöhe ab, nachdem 20 Mann der Polizeitruppe an Bord gegangen waren. An der Fahrt nahmen ausser



Abb. 17. Handelnde Admiralitätsinsulaner
längsseit eines Dampfers.



Abb. 18. Pfahlbauten auf Mok Mandrian (Admiralitätsinseln).

dem Gouverneur von Bennigsen auch die Herren Thiel aus Matupi (Firma Hernsheim & Co.) und Schulz aus Mioko (Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft) teil. Am 31. Juli wurde die kleine flache Koralleninsel Komuli, die Handelsstation der Firma Hernsheim & Co., in den Admiralitätsinseln südlich der Hauptinsel belegen, erreicht. Der auf der Station anwesende Händler Maetzke kam an Bord. Es wurde nun zunächst die Insel Mok Mandrian (Gross-Mok) angelaufen, eine kleine Insel vulkanischen Ursprungs, welche ebenso wie Mok Lin (Klein-Mok) der grösseren Insel Balual (St. Patrick) vorgelagert ist. Wir wurden schon von fern der weit ins Meer hinausragenden Pfahlbauten ansichtig, auf welchen sich die geräumigen Häuser der Mokleute erhoben. Die Eingeborenen beider Mokinseln gehören zu den »Manus«, wie sich die auf Pfahlbauten wohnenden, trotz ihrer geringeren Zahl eine Art Herrschaft in der Inselgruppe ausübenden Kanaker im Gegensatz zu den Landbewohnern, den »Usiai«, nennen. Von Mok Mandrian kamen einige Kanus mit Eingeborenen längsseit, welche, eifrig gestikulierend, Obsidianspeere zum Tausch gegen Messer und andere Gegenstände anboten.

Es wurden zwei Boote klar gemacht, in welchen wir mit der Polizeitruppe zum Pfahlbautendorf fuhren und dann an Land gingen. Die Eingeborenen waren im Anfang etwas scheu und zeigten Lust, den die Hauptmasse der Insel ausmachenden bewaldeten Berg, anscheinend einen erloschenen Vulkan, emporzuklettern. Doch bald legte sich ihre Scheu, als sie den ihnen wohlbekannten Händler Maetzke bemerkten, welcher ihnen in ihrer Sprache beruhigende Worte zurief. Bald umringte uns eine grosse Anzahl Eingeborener, da-

runter auch jüngere Burschen. Von Weibern war dagegen keine Spur zu sehen, dieselben waren anscheinend vor unserer Landung an einem verborgenen Platz in Sicherheit gebracht. Die Eingeborenen waren durchweg schöne, grossgewachsene Leute von etwas hellerer Hautfarbe als die Neumecklenburger, von deren Wollkopf auch ihr lang herabfallendes, mit Kämmen geschmücktes Haar, welches mehr dem Haar polynesischer Völker zu vergleichen ist, vorteilhaft absticht. Viele der Eingeborenen wiesen Ziernarben auf. Als Kleidung wurden lediglich schmale Lendenschurze getragen, welche mit kleinen Muscheln, zum Teil auch mit den von der Handelsstation eingetauschten kleinen Glasperlen besetzt waren. Die meisten Eingeborenen kauten fast ununterbrochen Betel; fast jeder Erwachsene führte ein gelbes, aus einer gurkenähnlichen Frucht bestehendes und mit eingebrannten Schnörkeln verziertes Gefäss bei sich, aus welchem er ab und zu mit einem schwarzen verzierten Holzstäbchen Kalk als Zukost zum Betel zum Munde führte. Die Mehrzahl der Kanaker war mit Obsidianspeeren bewaffnet.

Gouverneur von Bennigsen ging mit einem Teil der Polizeitruppe über Land nach dem zweiten Pfahlbautendorf auf Mok Mandrian, während ich mit dem Rest per Boot dorthin fuhr. Von dort fuhren wir nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Mok Lin hinüber. Trotz dieser Nähe befanden sich damals die Bewohner von Mok Lin und Mok Mandrian in bitterer Fehde mit einander, überfielen sich gegenseitig, schlugen sich Leute tot und frassen dieselben auf. Dabei gehörten die Bewohner beider Inseln zu den Manus, sprachen dieselbe Sprache und hatten dieselbe Art von Häusern auf Pfahlbauten, dieselbe Kleidung und Bewaffnung.

Die Insel Mok Lin scheint ebenso wie die vorher besuchte Insel lediglich ein erloschener Vulkan zu sein, dessen Wände sich fast unmittelbar vom Meere ab steil emporziehen. Die Eingeborenen waren hier zunächst noch ängstlicher als die auf Gross-Mok, da sie uns von der Insel ihrer Feinde kommen sahen, doch auf Zurufen des Händlers Maetzke näherten sie sich bald, allerdings wieder nur meist bewaffnete Männer. Da ein Regenschauer niederkam, suchten wir in einigen der auf dem Lande stehenden Häuser Schutz. Die Bauart der Häuser auf dem Lande ist genau dieselbe wie bei den auf Pfählen errichteten Häusern. Es sind grosse Häuser mit spitzem Giebel; in beinahe Mannshöhe über dem Boden ist ein Bambusboden errichtet, auf welchen man auf einer Leiter hinaufklettern kann. In diesem oberen Gelass scheinen die Kanaker ihre meisten Habseligkeiten aufzubewahren, insbesondere Waffen, Schmuckgegenstände und Geräte. Nachdem die Eingeborenen hier ebenso wie es auf Mok Mandrian geschehen war, zu friedlichem Verhalten gegen die Händler ermahnt waren, soweit dies bei den geringen Sprachkenntnissen unseres Führers möglich war, kehrten wir wieder an Bord S. M. S. »Möwe« zurück.

Am Abend wurde Komuli wieder erreicht, wo uns unser freundlicher Wirt die dort lagernden, auf einen ertragreichen Handel hindeutenden Vorräte an Kopra, Trepang und Perlmutterschalen zeigte. Keiner von uns ahnte, dass nach wenigen Wochen Herr Maetzke von den mordgierigen, verräterischen Kanakern von Mok Mandrian, welche bei unserer Anwesenheit Freundschaft zu ihm geheuchelt hatten, ermordet werden und dass die Station zerstört und ausgeplündert werden sollte. Von Komuli aus besuchten wir im Boot die grössere Insel

Waikadu, eine mit Wald, an einzelnen Stellen auch mit Kokosbäumen bestandene Koralleninsel, welche völlig unbewohnt war. Wie wir hörten, war die Insel früher von Usiai bewohnt gewesen, welche nach einer entfernteren Gegend gezogen waren, um den beständigen Raub- und Mordzügen der kriegerischen Manus zu entgehen.

Am 1. August 1899 trat S. M. S. »Möwe« die Weiterfahrt nach »Manus« an, wie die grosse Admiralitätsinsel, ebenso wie die ganze Inselgruppe überhaupt, bei den Farbigen heisst, welche die Inseln als Matrosen, Arbeiter oder Polizeijungen besucht haben. In den Admiralitätsinseln habe ich wiederholt Manusleute, vereinzelt auch Usiai nach dem Namen der Hauptinsel gefragt. So lange wir uns südlich der Hauptinsel befanden, antworteten die Eingeborenen, auf die letztere zeigend: »Manus«. Bei Gelegenheit einer späteren Fahrt innerhalb des Inselkranzes nördlich der grossen Admiralitätsinsel wurde mir dagegen auf die gleiche Frage die Antwort: »Usiai« zuteil. Diese verschiedenen Antworten erklären sich daraus, dass die Manus ihre Hauptniederlassungen an der Südküste der Hauptinsel haben, während im Norden derselben, von dem einen Pfahlbautendorf Papitalai der Manus abgesehen, nur Usiai wohnen. In der Manussprache wird nach den mir allerdings nur in mangelhaftem Pidginenglisch gemachten Angaben von Manuseingeborenen die Hauptinsel »Tchebamu« genannt, was soviel wie »Busch« bedeuten soll, während die Usiai nördlich der grossen Insel sie »Korr« nennen, was so viel wie »Platz, Land« bedeutet. Der Name »Taui«, welcher sich auf manchen Karten findet, war weder den Manus noch den Usiai bekannt, welche ich danach zu fragen Gelegenheit hatte.

Am Nachmittag wurde unweit der Hauptinsel vor deren Nordküste geankert. Ein Kanu mit Eingeborenen kam längsseit. Die letzteren schienen, obwohl sie offenbar derselben Rasse angehörten wie die Mokleute, doch auf einer viel tieferen Kulturstufe zu stehen als diese. An Stelle der sorgfältig gearbeiteten und verzierten Lendenschürze der letzteren hatten sie lediglich solche aus unbearbeitetem Bast, an Waffen führten sie überwiegend roh gearbeitete Holzspeere, während Obsidianspeere nur vereinzelt bei ihnen zu sehen waren. Einige Eingeborene wurden an Bord gelassen und bezeigten alsbald durch lebhafte Gesten und Laute der Verwunderung ihr höchstes Erstaunen über alle die fremdartigen Dinge, die sie um sich sahen. Es war komisch, zu sehen, wie diese Naturkinder, wenn ihnen etwas Neues auffiel, bald ihre Finger in den Mund steckten und dabei einen etwa wie »Ah« klingenden Laut des Erstaunens von sich gaben, bald sich vor Verwunderung oder Entzücken auf ihre nackten Oberschenkel klopften, dass es nur so klatschte.

Wir landeten alsbald auf der Hauptinsel und wanderten ein Ende am Strande entlang, versuchten auch an einigen Stellen ins Innere zu dringen. Doch da überall nur dichter Busch und nirgends eine Spur von Menschen, selbst nicht ein Pfad zu erblicken war, so gaben wir dieses Vorhaben auf und fuhren nach einigen der kleineren, der Hauptinsel nördlich vorgelagerten Inseln. Dieselben waren gleichfalls unbewohnt und von dichtem Urwald bestanden.

Am 2. August wurde die Weiterreise nach der Insel Pak (St. Gabriel) angetreten. Die Eingeborenen dieser Insel hatten im Jahre 1893 die Händler Möller und Andersen ermordet. Im Jahre 1898 war S. M. S.

»Bussard« mit dem Kaiserlichen Richter Hahl an Bord in die Gegend gekommen; da bei dem hohen Seegang eine Landung auf der rings mit einem Korallenriff umgebenen Insel nicht möglich war, so war die Insel auf Veranlassung Hahls mit Granaten beworfen worden. Wie wir durch den Händler Maetzke hörten, hatten ihm die Eingeborenen gesagt, dass durch die Granaten kein Schade angerichtet sei und höhnisch ihre Freude darüber ausgesprochen, dass durch die Geschosse des Kriegsschiffs der Boden auf der Insel aufgepflügt sei, so dass ihnen dadurch ein Teil ihrer Arbeit beim Pflanzen abgenommen sei. Inzwischen hatten die zu den Usiai gehörenden Pakleute mit Hilfe der bei Ermordung der Händler erbeuteten Gewehre, welche ihnen das Übergewicht über die nur mit Speeren bewaffneten benachbarten Stämme gaben, Raub- und Mordzüge auf die umliegenden Inseln gemacht und eine ganze Anzahl Menschen getötet und aufgefressen. Bei dem Anlaufen S. M. S. »Möwe« bestand in erster Linie die Absicht, die Herausgabe der geraubten Gewehre zu erzwingen. An Bord befanden sich zwei Neumecklenburger, welche seinerzeit bei den ermordeten Händlern in Dienst gestanden hatten und dann einige Jahre unter den Pakeingeborenen gelebt und deren Sprache erlernt hatten. Ich schalte hier die Erzählung der beiden Jungen über den Überfall der beiden Händler durch die Pakleute ein, welche für die hinterlistigen Eingeborenen charakteristisch ist:

Die Station der beiden Händler befand sich auf der der kleinen Pak vorgelagerten Insel Ulungan. Eines Tages wurden die beiden Neumecklenburger von den Händlern fortgeschickt, um mit Dynamit Fische zu schiessen, während die beiden Händler und drei

schwarze Arbeiter auf der Station zurückblieben. Während der Abwesenheit der beiden Neumecklenburger, welche aber die folgenden Vorgänge von dem Ort, wo sie fischten, genau sehen konnten, kamen Eingeborene von Pak in mehreren Kanus nach der kleinen Insel herüber und boten den Händlern Kopra zum Verkauf an, welche sie in ihren Kanus hatten. Als die beiden Händler nach dem Strande gingen, um die Kopra zu kaufen, fielen die Kanaker plötzlich über sie her und schlugen sie mit Beilen tot; dann erschlugen sie gleichfalls die drei Arbeiter. Die beiden Neumecklenburger flüchteten in den Busch und trieben sich lange Zeit dort herum, bis es ihnen gelang, eine Verständigung mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Sie wohnten dann drei Jahre mit den Pakleuten zusammen, ohne dass ihnen diese etwas zuleide taten, und wurden schliesslich gelegentlich eines Besuchs der Insel durch die Komulihändler von diesen mitgenommen. Der Grund der Schonung der beiden Neumecklenburger durch die Pakleute war vermutlich, dass die beiden Jungen mit Gewehren umzugehen verstanden und die Kanaker im Gebrauch der erbeuteten Schusswaffen unterweisen konnten. Die Leichen der beiden ermordeten Weissen waren in das Meer geworfen worden, während die der drei farbigen Arbeiter aufgefressen wurden.

Gegen Mittag wurde in der Nähe der Insel Pak geankert. Es wurden zunächst unsere beiden Dolmetscher allein an Land geschickt, um wegen der friedlichen Herausgabe der geraubten Waffen und Munition zu verhandeln. Sie kehrten bald mit der Nachricht zurück, dass die Eingeborenen gewillt seien, die Gewehre herauszugeben. Gouverneur von Ben-

nigsen, die Herren Thiel und Schulz, sowie Kapitänleutnant von Abeken von S. M. S. »Möwe« und ich gingen nunmehr mit der Polizeitruppe an Land unter Benutzung einer ganz schmalen Bootspassage, welche nach Angabe der beiden Neumecklenburger auf dieser Seite der überall mit einem breiten Korallengürtel umschlossenen Insel die einzige Möglichkeit bot, an Land zu kommen.

Am Strande erwarteten uns einige Eingeborene und überreichten uns ein altes Gewehr mit einigen Patronen. Dann zogen wir unter ihrer Führung mit der Truppe in das etwa zehn Minuten landeinwärts gelegene Dorf, welches aus ungefähr einem Dutzend schöner, grosser Häuser bestand. Von den Bewohnern waren nur wenige anwesend, ausser einigen Männern wurden in einem Hause drei abschreckend hässliche alte Weiber gesehen, welche indessen alsbald gleichfalls verschwanden. Im Dorf wurde uns noch ein alter Revolver nebst Patronen ausgeliefert. Während wir auf die Auslieferung der noch fehlenden Schusswaffen warteten und in einzelne Eingeborenenhäuser hineinblickten, welche ausser Eingeborenensachen, insbesondere schön geschnitzten Trommeln, auch viele aus dem Eigentum der beiden ermordeten Händler herrührende europäische Gegenstände enthielten, benutzten die wenigen noch im Dorf anwesenden Kanaker unsere Untätigkeit, um in dem dichten, das Dorf umgebenden Busch zu verschwinden. Unsere beiden Dolmetscher versuchten vergeblich, durch Zurufe sie zurückzuhalten. Einer der beiden Neumecklenburger, Namens Oren, begibt sich nun in den Busch, um mit den Pakleuten weiter zu verhandeln, kehrt indessen gleichfalls nicht zurück. Auf Rufen erhalten wir keine Antwort. Nach-

dem wir eine volle Stunde im Dorf gewartet haben, begeben wir uns unter Führung des zweiten Dolmetschers, welcher jetzt ein sehr ängstliches Wesen an den Tag legt, auf schmalem Kanakerpfad in ein zweites etwa fünf Minuten entferntes Dorf. Am Eingange des Dorfes stecken in dem Pfade, schräg mit den Spitzen nach uns zugekehrt, zwei Obsidianspeere. Unsere farbigen Polizeijungen behaupten, dies sei nach Eingeborenengebrauch eine Kriegserklärung, unser Dolmetscher sei von den Pakleuten jedenfalls erschlagen und werde von ihnen aufgefressen werden. Der uns verbliebene Dolmetscher scheint der gleichen Ansicht zu sein, er befindet sich jedoch in einem solchen Zustand von Aufregung und Angst, dass seine geringen Kenntnisse im Pidginenglischen ihn nahezu ganz im Stiche lassen und nur wenig aus ihm herauszubekommen ist.

Wir begaben uns nun zunächst zum Strande zuzück und nahmen dort unser Mittagsmahl ein, in der Hoffnung, unser verschwundener Dolmetscher würde doch noch wieder auftauchen. Doch unser etwa dreistündiges Warten war vergeblich, weder der Neumecklenburger, noch sonst ein Eingeborener wurde sichtbar. Da hiernach an der Tötung oder mindestens gewaltsamen Festnahme des Dolmetschers durch die verräterischen Kanaker nicht wohl gezweifelt werden konnte, beschloss Gouverneur von Bennigsen nunmehr strafend gegen die Übeltäter vorzugehen, deren Beteiligung an der früheren Ermordung der beiden weissen Händler zudem ausser Zweifel stand. Während S. M. S. »Möwe« sich auf die Südseite der langgestreckten schmalen Insel begab, um den Eingeborenen die etwa von dort in Kanus versuchte Flucht abzuschneiden, wurden von der Polizeitruppe sieben grosse, an der

Bootseinfahrt liegende Kanus zerstört. Alsdann wurde unter Führung des Gouverneurs von Bennigsen der Vormarsch ins Innere angetreten. In den beiden bereits vorher betretenen Dörfern, sowie in einem dritten Dorf wurde nicht ein lebendes Wesen angetroffen. Auch bei verschiedenen Querzügen auf den den dichten Busch durchkreuzenden Pfaden stiessen wir nirgends auf Eingeborene. Da sonst keine Möglichkeit gegeben war, den Kanakern einen fühlbaren Denkzettel zu hinterlassen, so wurden die Dörfer niedergebrannt, nachdem aus dem reichen Besitztum der Eingeborenen besonders wertvolle Gegenstände zur Überweisung an das Museum für Völkerkunde in Berlin in Sicherheit gebracht waren. Besonders zahlreich waren die in den Häusern vorgefundenen Trommeln, ausgehöhlte, sorgfältig bearbeitete und geglättete Baumstämme, an beiden Seiten mit Schnitzereien versehen, welche meist den Kopf und armlosen Leib einer menschlichen Figur darstellten. Die kleinsten dieser Trommeln waren etwa $^3/_4$ *m* lang und 20 *cm* hoch, während die grössten eine Länge von 2—3 *m* bei einer Höhe bis zu $1^1/_2$ *m* aufwiesen. Nach Angabe unseres Dolmetschers liefern die Pakleute Trommeln an die übrigen Eingeborenen der Admiralitätsinseln, und erhalten im Austausch ausser Muschelgeld auch sonstige Gegenstände, insbesondere Obsidianspeere, welche nur auf bestimmten Inseln der Gruppe gefertigt werden.

S. M. S. »Möwe« hatte inzwischen die Kanus der Kanaker an der anderen Seite der Insel zerstört, indessen ebensowenig wie wir einen Eingeborenen zu Gesicht bekommen. Um sieben Uhr kehrten wir bei heftigem Regenwetter gänzlich durchnässt wieder an Bord zurück. Es war so dunkel, dass wir nur mit Hilfe

von Signalraketen, welche S. M. S. »Möwe« steigen liess, den Standort des Kriegsschiffs erkennen konnten. Alsbald nach unserer Rückkehr trat S. M. S. »Möwe« die Weiterfahrt nach der St. Matthias-Inselgruppe an.

Am Vormittag des 3. August wurde die Inselgruppe erreicht. Es handelt sich tatsächlich nicht um eine einzige Insel, als welche St. Matthias auch jetzt noch auf vielen Karten verzeichnet ist, sondern um eine aus einer bergigen grossen Insel mit vielen herumgelagerten kleineren Inseln bestehenden Gruppe.

Die St. Matthias - Inseln wurden von den nicht auf der Inselgruppe wohnenden Eingeborenen des Bismarck-Archipels, soweit dieselben von der Existenz der Inseln Kenntnis hatten, »Mussau« genannt. Bei den bisherigen Besuchen der Inseln durch Europäer konnte eine Verständigung mit den scheuen, jeder fremden Sprache unkundigen Insulanern nicht erzielt werden. Möglicherweise hat zwischen den Bewohnern der Inselgruppe und den als Matrosen usw. auf anlaufenden Schiffen befindlichen Eingeborenen des Archipels eine gewisse Verständigung stattgefunden, so dass Mussau vielleicht der von den Insulanern selbst für die Gruppe gebrauchte Name ist. Mussau wurden die Inseln auch insbesondere von Manusleuten aus Papitalai (Nordostküste der grossen Admiralitätsinsel) genannt, welche in einem grossen Segelkanu nach der St. Mathias-Insel verschlagen wurden und dort, zum Teil unter Kämpfen mit den Eingeborenen, einige Wochen bleiben mussten, bis ihnen Wind- und Stromverhältnisse die Rückfahrt nach ihrer Heimat gestatteten.

In den letzten, unserem Besuch vorhergehenden Jahren hatten, soweit mir bekannt geworden ist, nur dreimal Schiffe die Insel angelaufen.

Das erste der drei erwähnten Schiffe war der Segelschuner »Senta« der Neu-Guinea-Kompagnie gewesen. Der Schuner war von Kanus mit Eingeborenen umringt worden, welche ihre schöngeschnitzten Speere gegen Perlen und andere Tauschwaren verhandelten. Ganz plötzlich hatten dann die Eingeborenen, ohne dass ein Grund ersichtlich geworden wäre, von ihren Kanus aus die Besatzung der »Senta« mit Speeren zu bewerfen begonnen. Die Mannschaft des Schiffes erholte sich bald von ihrer Überraschung und erwiderte mit Flintenschüssen, worauf die Eingeborenen sich zurückzogen.

Das zweitemal lief der später in der Hermitsgruppe gestrandete Dampfer »Johann Albrecht« der Neu-Guinea-Kompagnie die Inselgruppe an. Der Verkehr mit den Insulanern schien sich friedlich anzulassen, einige Teilnehmer an der Fahrt, darunter der Arzt der Kompagnie, Dr. Danneil, gingen an Land. Doch plötzlich wurden sie am Strande von Eingeborenen angegriffen und mehrere von ihnen durch Speerwürfe verwundet. Es gelang sämtlichen Teilnehmern, wieder an Bord zu gelangen.

Dann war 1899 der Kapitän Deckner mit seinem kleinen Segelschuner »Minna« dort angelaufen, um Wasser einzunehmen. Er ging mit einigen schwarzen Jungen seiner Besatzung an Land, blieb aber selbst bewaffnet am Strande stehen, während seine Leute in dem nahe gelegenen Fluss Fässer mit Wasser füllten. Plötzlich kam von der gegenüberliegenden Seite ein grosser Trupp Eingeborener mit geschwungenen Speeren im Geschwindschritt den Strand entlang gestürmt, in der offenbaren Absicht, die mit Wasserauffüllen beschäftigten Jungen anzugreifen und ihnen gleich die

Rückzugslinie zum Meer abzuschneiden. Der Kapitän eröffnete auf die Angreifer das Feuer; nachdem zwei von ihnen gefallen waren, ergriff der Rest die Flucht.

Dass wir nach diesen Vorgängen einigermassen gespannt waren, die Bekanntschaft der wilden Mussauleute zu machen, lässt sich denken. Am Mittag des 3. August 1899 wurde innerhalb der Inselgruppe Anker geworfen. Eingeborenenkanus wurden nicht sichtbar, von einem einzigen abgesehen, welches sich aber in achtungsvoller Entfernung hielt und keine Miene machte, sich dem Kriegsschiff zu nähern. Auf einer nahe gelegenen Insel bemerkten wir ein paar Hütten, und fuhren alsbald im Boot mit einigen Polizeisoldaten dorthin. Innerhalb des weitausgreifenden Riffgürtels konnten wir auf dem Grunde des spiegelklaren Wassers viele Holothurien, unförmige, dicke Geschöpfe, beinahe wie schwarze Gurken aussehend, bemerken. Dieselben bilden einen wichtigen Handelsartikel unter dem Namen Trepang oder biche la mar, bèche de mer. In getrocknetem Zustand werden sie nach China exportiert, wo sie einen Hauptleckerbissen auf der Tafel chinesischer Feinschmecker bilden. Nahe dem Strande wurde das Wasser so flach, dass unser Boot nicht weiter konnte und wir ein ganzes Ende durchs Wasser waten mussten.

Wir landeten nahe einer Hütte, welche sich indessen als ein einfaches Schutzdach auf einigen Pfählen darstellte, und anscheinend in letzterer Zeit nicht als Wohnung gedient hatte. Eingeborene waren zunächst nicht zu sehen, doch nach einiger Zeit entdeckten wir weit im Busch entfernt, sich ängstlich hinter Stämmen verbergend, zwei nackte Insulaner. All unser Winken mit Zweigen und bunten Tüchern hatte nicht den Er-

folg, sie zum Näherkommen zu bewegen, selbst als Gouverneur von Bennigsen, mit einigen besonders verlockenden Tauschwaren in der Hand, ihnen allein ein Ende entgegenging, hatte dies nur den Erfolg, dass die scheuen Wilden sich weiter in das Waldesdunkel zurückzogen.

Wir wanderten nun den Strand entlang. Hinter einer Biegung wurden alsbald mehrere mit Speeren bewaffnete, völlig nackte Eingeborene sichtbar. Zunächst wichen auch sie scheu zurück. Doch nach einigen vergeblichen Annäherungsversuchen gelang es schliesslich Gouverneur von Bennigsen und Herrn Thiel dadurch, dass sie sich ihnen allein unter friedlichem Zuwinken näherten und als Geschenke kleine bunte Glasperlen und andere Gegenstände auf den Boden warfen, das Misstrauen der Kanaker zu besiegen. Allmählich wurden sie unter dem Einfluss weiterer Geschenke, gegen welche sie auch willig die einzigen Gegenstände, welche sie bei sich führten, schön geschnitzte Holzspeere, austauschten, so zutraulich, dass sie den Herren zu dem Platze folgten, an welchem wir mit den Polizeisoldaten warteten. Es war ergötzlich zu sehen, mit welchem unverhohlenen Entzücken sie besonders die bunten kleinen Glasperlen in Empfang nahmen und wiederholt in Freudenschreie darüber ausbrachen.

Die etwa ein Dutzend Eingeborenen waren sämtlich mittelgrosse, gutgewachsene Gestalten, doch mit ziemlich dünnen Beinen, wie sie der melanesischen Rasse fast durchweg eigentümlich sind. Ihre Haare waren kurz geschoren und erschienen wollig, wie bei den Neumecklenburgern, denen sie auch der Hautfarbe und der äusseren Erscheinung nach nahestehen. Bei

einigen der Kanaker war der untere Teil des Ohres aufgeschnitten, so dass das Ohrläppchen tief herabhing, wie man dies häufig bei Nord-Neumecklenburgern und Neuhannoveranern sieht. Die Eingeborenen waren ausnahmslos völlig nackt. Ein Mann trug einen Nasenring aus Holz, welcher durch die Scheidewand der Nase gezogen war. Im übrigen war bei keinem der Wilden auch nur eine Spur von Schmuck zu entdecken.

Unsere neuen Freunde waren sämtlich äusserst aufgeregt und sprachen fast ohne Unterbrechung gestikulierend auf uns ein, ohne dass wir jedoch ein Wort verstehen konnten. Auch keiner unserer Polizeijungen, unter welchen sich Eingeborene von Neupommern, Neumecklenburg, Neuhannover und den Salomons-Inseln befanden, konnte sich mit den Leuten irgendwie verständigen.

Unser Versuch, von der Stelle aus, wo wir gelandet waren, ein Dorf ausfindig zu machen, war vergeblich. Den Gestikulationen unserer Insulaner nach zu schliessen, befand sich ihr Dorf auf einer nahegelegenen anderen Insel. Es schien, dass sie uns einluden, ihnen dorthin zu folgen, ob in freundlicher oder heimtückischer Absicht, muss nach den sonst mit den St. Matthiasleuten gemachten Erfahrungen dahingestellt bleiben. Doch leider reichte die Zeit nicht zu dem jedenfalls interessanten Ausflug. Da S. M. S. »Möwe« am gleichen Tage abfahren sollte, und noch vor Sonnenuntergang die Klippenreihen der unvermessenen Inselgruppe verlassen haben musste, so blieb uns nichts weiter übrig, als die Einladung unserer neuen Freunde auszuschlagen und uns wieder an Bord zu begeben. Während wir uns ins Bot begaben, liefen die Wilden schreiend und gestikulierend am Strande hin und her. Ob sie uns

glückliche Reise wünschten oder was sonst der Inhalt ihrer Herzensergüsse war, vermochten wir nicht zu ergründen. Nach unserer Rückkehr an Bord lichtete S. M. S. »Möwe« alsbald ihre Anker und nach kurzer Zeit lag die interessante Inselgruppe hinter uns.

Nachdem noch einige Handelsstationen an der Ostküste Neumecklenburgs angelaufen waren und in Panakhondo zwecks Bestrafung der Eingeborenen, welche vor einiger Zeit das Handelsbot eines Händlers überfallen und die 11 Insassen, farbige Arbeiter, erschlagen und aufgefressen hatten, eine Beschiessung des Dorfs und demnächst ein Vorgehen der Polizeitruppe an Land, allerdings ohne erhebliche Resultate, stattgefunden hatten, wurde am 6. August wieder Herbertshöhe erreicht.

Im Mai 1900 wurde die St. Matthias-Inselgruppe wiederum von einem deutschen Kriegsschiff, S. M. S. »Seeadler« besucht, auf welchem sich gleichfalls der Gouverneur von Bennigsen befand. Es glückte bei dieser Gelegenheit dem Gouverneur, mit den Eingeborenen in ausgedehnterem Masse in Verkehr zu treten, als bei der früheren Fahrt mit S. M. S. »Möwe«, doch war auch diesmal das Misstrauen der Insulaner nicht ganz geschwunden. Trotz mannigfacher Versuche verwehrten sie der Expedition den Eintritt in ihre Hauptdörfer. Besonders bemerkt wurden bei diesem Aufenthalt auf St. Matthias die schönen Webereien der sonst im rohesten Naturzustand lebenden Eingeborenen.[1])

---

1) Eine anschauliche Schilderung dieses zweiten Besuchs des Gouverneurs von Bennigsen auf der St. Matthias-Insel gibt der bekannte Reiseschriftsteller E. v. Hesse-Wartegg, der an der Fahrt S. M. S. „Seeadler" dorthin teilnahm, in seinem Buch



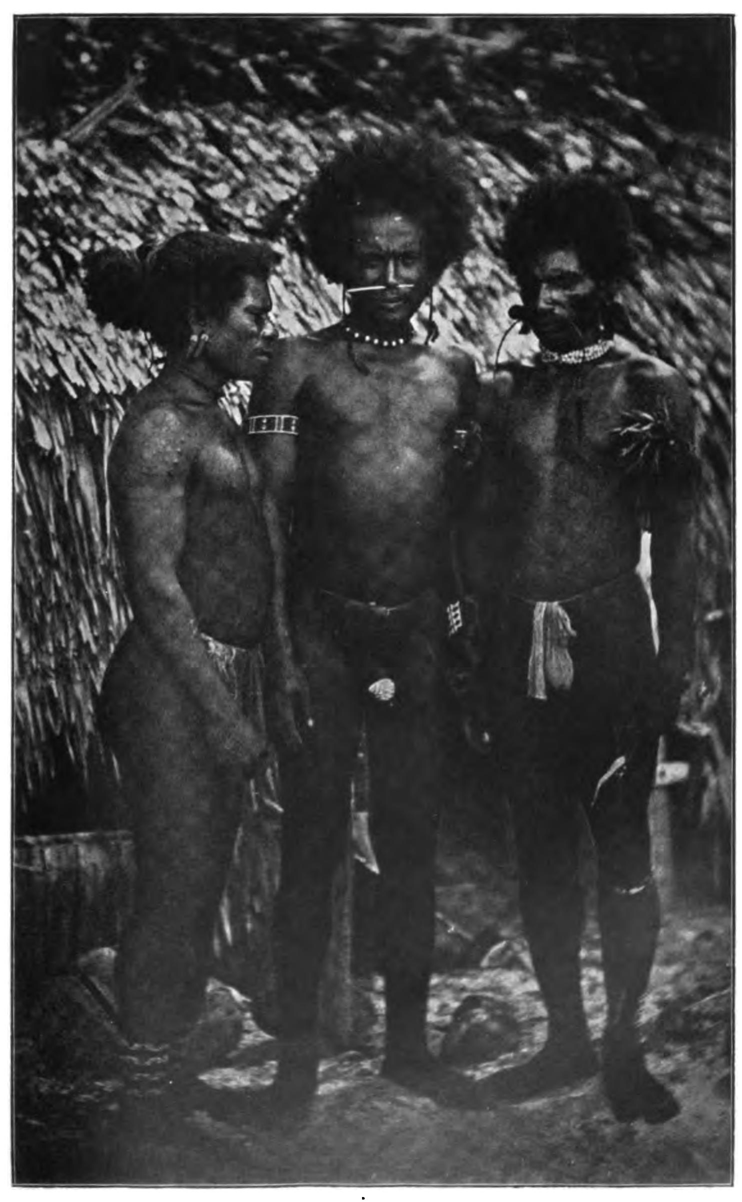


Abb. 19. Eingeborene von den Admiralitätsinseln (Manus).

Gleichzeitig mit S. M. S. »Seeadler« war der Motorschuner »Mascotte« der Firma Hernsheim & Co. in der St. Matthiasgruppe anwesend, um mit den Eingeborenen Handelsbeziehungen anzuknüpfen und die Gründung einer Handelsstation vorzubereiten. Später wurde auch von der genannten Firma eine mit zwei weissen Händlern besetzte Station auf St. Matthias errichtet. Im März 1901 wurde die Inselgruppe von der Expedition des Forschungsreisenden Mencke besucht, welcher auf seiner Dampfyacht »Eberhardt« in Begleitung einiger Gelehrter den Bismarckarchipel bereiste. Die Expedition wurde von den Eingeborenen überfallen, wobei Herr Mencke und sein Sekretär Caro ihren Tod fanden. Ich lasse den amtlichen Bericht über das traurige Ende der Forschungsexpedition folgen:

»Mitte März hatte die Expedition an der Südküste der grossen Insel St. Matthias, etwa 10 Meilen von der Hernsheimschen Handelsstation entfernt, ihr Lager aufgeschlagen und mit den Eingeborenen einen friedlichen Tauschverkehr begonnen. Gegen Ende des Monats unternahmen die sämtlichen Europäer aus dem Lager an Bord des »Eberhardt« eine eintägige Rekognoszierungsfahrt um die Insel. Die 40 Schwarzen der Expedition blieben unter Führung des Unteroffiziers Topitau zurück und verlegten auf Anordnung der Expeditionsleitung ihr Lager von dem zuerst gewählten niedrigen und sumpfigen Platz auf eine nahe gelegene Anhöhe. An diesem Tage kamen nach Aussage

„Samoa, Bismarck-Archipel und Neu-Guinea“ (Leipzig 1902) unter der allerdings nicht ganz zutreffenden Überschrift: „Erster Besuch von Weissen bei den St. Matthiasinsulanern.“

Topitaus eine Menge Eingeborene mit Speeren und wollten die Expedition angreifen. Topitau rief seine Leute zusammen und stellte sie in einer Linie auf, worauf die Kanaker sich zurückzogen. Auf einige Expeditionsleute, die im Busch arbeiteten, warfen die Kanaker zwei Speere, die nicht trafen. Zwei Schüsse, die von den Angegriffenen abgegeben wurden, gingen ebenfalls fehl.

Am folgenden Tage kamen die Herren Mencke, Heinroth und Caro, sowie der Schiffsjunge Krebs zurück und bezogen am 29. März das neue Lager, das mit steilem Aufstieg etwa 25 Meter über dem Meere und 50 Meter von der Küste entfernt im Busch lag, der um das Lager herum zur Klärung niedergeschlagen war. Das Lager bestand aus etwa 16 Baulichkeiten, teils Zelten, teils mit Laub bedeckten Hütten, die ziemlich weit auseinander lagen. In der Mitte lagen, etwas erhöht, die beiden Europäerzelte, in deren einem Mencke, Heinroth und Caro schliefen, im anderen Krebs. Eine Lagerumwallung war nicht aufgeführt, dagegen ein regelmässiger Wachtdienst eingerichtet.

Die Eingeborenen hatten nach Rückkehr der Europäer zunächst wieder ein freundliches Wesen zur Schau getragen und dadurch die Expedition in Sicherheit gewiegt. Am 31. März, um 8 Uhr morgens, aber machten sie, während Mencke und Caro noch in ihren Feldbetten lagen, in grosser Anzahl einen plötzlichen Angriff auf das Lager und zwar mit solcher Schnelligkeit, dass sie fast gleichzeitig mit den ausgestellten Posten im Lager ankamen. Von allen Seiten drangen die mit durchschnittlich fünf Speeren bewaffneten Kanaker ein. Dr. Heinroth lief in das Hauptzelt, um seinen Revolver zu holen. In diesem Augenblick flogen schon massen-

haft Speere in das Zelt, Herr Caro fiel sofort, von einem Speer zum Tode getroffen, und Herr Mencke wurde durch einige schwere Verwundungen kampfunfähig gemacht. Dr. Heinroth wurde nur leicht am Oberschenkel verwundet und der Schiffsjunge Krebs, der sich bei dem Angriff ausserhalb seines Zelts befand, erhielt einen Speerwurf über dem rechten Ohr in den Kopf und verlor auf kurze Zeit das Bewustsein. Von den Expeditionsleuten fielen ein Neupommer und ein Buka, weitere sieben Leute wurden verwundet. Die Leute konnten teilweise im ersten Augenblick von ihren Gewehren keinen Gebrauch machen, da sie gerade beim Reinigen derselben waren, und wehrten sich zum teil mit aufgesammelten Kanakerspeeren. Sowie sie aber anfingen, von ihren Feuerwaffen energischen Gebrauch zu machen, zogen sich die Kanaker, deren Verluste von den Expeditionsleuten auf 17 Mann geschätzt wurden, schnell zurück. Der ganze Kampf hatte sich sehr rasch abgespielt und kaum länger als zwei Minuten gedauert.

Auf Anordnung des schwerverwundeten Herrn Mencke liess Dr. Heinroth diesen auf seinem Feldbette in das Boot transportieren und nahm auch sämtliche Leute mit. Um 3 Uhr nachmittags erreichte man die Hernsheinsche Handelsstation, wo Herr Mencke am 2. April früh seinen Wunden erlag, ohne inzwischen auf längere Zeit das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Er wurde in feierlicher Weise in unmittelbarer Nähe der Station bestattet. Das Expeditionslager fand der Unteroffizier Topitau später gänzlich ausgeraubt.«

Die Bestrafung der Mörder, welche zwei Monate darauf noch acht farbige Arbeiter der Hernsheimschen Handelsstation überfallen und erschlagen hatten, erfolgte noch im Jahre 1901 durch eine Expedition

S. M. S. »Cormoran« mit Unterstützung der Herbertshöher Polizeitruppe, bei welcher etwa 80 Eingeborene der St. Matthiasinseln getötet und eine grössere Anzahl von Hütten und Kanus zerstört wurden. Ferner wurden eine Anzahl Gefangene gemacht, welche nach Herbertshöhe gebracht wurden.

Die Handelsstation der Firma Hernsheim & Co. in der Inselgruppe ist wieder aufgegeben worden.

Im Jahre 1903 besuchte der Gouverneur Dr. Hahl mit dem Gouvernementsdampfer »Seestern« die St. Matthiasgruppe, und brachte die vorerwähnten Gefangenen dorthin zurück. Es gelang ihm, friedliche Beziehungen zu den Eingeborenen anzuknüpfen.

Kapitel XI.

Strafexpeditionen in den Admiralitäts-Inseln.

Wenige Wochen nach unserm Besuch der Admiralitäts-Inseln wurde der Händler Maetzke das Opfer eines hinterlistigen Überfalls durch die Eingeborenen von Mok Mandrian, deren Insel wir gemeinsam mit ihm besucht hatten und welche ein so zutrauliches und entgegenkommendes Wesen zur Schau getragen hatten. Die Wilden benutzten zu ihrem Überfall die Zeit der Abwesenheit des zweiten Händlers, Molde, welcher in geschäftlichen Angelegenheiten nach Matupi, dem Sitz der Firma Hernsheim & Co., gefahren war. Der Überfall war bis ins kleinste vorbereitet und organisiert, wobei die Eigenheiten des Händlers genau in Rücksicht gezogen waren. Der Händler, ein persönlich kräftiger und mutiger Mann, trug stets seinen Revolver im Gürtel und gestattete immer nur wenigen unbewaffneten Eingeborenen zu Handelszwecken die Insel Komuli zu betreten. Zum Schutze der Station gegen Angriffe befanden sich etwa 20 Mauser- und Winchestergewehre in einem Raum des Stationsgebäudes. Maetzke hielt diese Gewehre persönlich unter seinem Verschluss und gestattete auch seinen farbigen Arbeitern, aus einem Dutzend Neumecklenburgern und Bukas bestehend, nicht, dieselben zu berühren.

Am Tage des Überfalls erschienen drei unbewaffnete Eingeborene, der Häuptling Nauvain von Mok Mandrian mit seinen beiden Söhnen, in einem Kanu vor der Handelsstation und boten dem Händler Muschelgeld zum Tausch gegen Waren an. Eine Anzahl weiterer Kanus der Mokleute waren in grösserer Entfernung, anscheinend mit Fischen beschäftigt, sichtbar. Die schwarzen Arbeiter des Händlers waren zu dieser Zeit etwa 50 Schritte vom Hause entfernt mit Arbeiten beschäftigt. Maetzke stand auf der mehrere Fuss hohen Veranda des Hauses und gestattete den drei unbewaffneten Mokleuten, näher zu kommen. In diesem Augenblick kam einer der schwarzen Arbeiter zu dem Händler heran und sagte ihm, er solle auf seiner Hut sein, da die Manus ihn ermorden wollten. Doch Maetzke, der vielleicht schon öfter von seinen Arbeitern solche Warnungen erhalten haben und sich zudem den drei unbewaffneten Eingeborenen allein gewachsen fühlen mochte, schickte den Jungen zu seiner Arbeit zurück.

Die drei Manus brachten nun ihr auf Schnüre aufgereihtes Muschelgeld zum Hause. Der Händler gestattete zweien der Eingeborenen zu ihm auf die Veranda zu kommen, wo er selbst mit den Armen die Schnüre abmass und als Bezahlung Tauschwaren, darunter auch ein Beil, dem dritten, vor der Veranda stehenden Kanaker verabfolgte. Als Maetzke eben eine neue Schnur mit ausgestreckten Armen abmass, ergriffen ihn die beiden neben ihm stehenden Eingeborenen plötzlich bei den Armen und warfen ihn die Veranda hinunter. Der untenstehende Eingeborene hatte inzwischen das eingetauschte Beil ergriffen, und schlug mit einem gewaltigen Schlage dem Händler den Hals durch.

Maetzke fiel sofort leblos zu Boden, ohne noch einen Laut von sich zu geben.

Als die Arbeiter sahen, wie ihr Herr ermordet wurde, stürmten sie nach dem Hause, um sich der Gewehre zu bemächtigen. Doch der Wilde, welcher den tötlichen Hieb auf den Händler geführt hatte, spaltete dem ersten herankommenden Jungen den Kopf mit dem Beil und verwundete einen zweiten, so dass die unbewaffneten Arbeiter zurückprallten. Einem gelang es, ein Gewehr zu ergreifen, doch war dasselbe ungeladen und auch er wurde durch Beilhiebe niedergeschlagen. Die weiter draussen befindlichen, mit bewaffneten Mokleuten besetzten Kanus hatten sich schon früher unbemerkt etwas zu nähern gewusst, und ruderten nun mit Schnelligkeit auf den Strand los, so dass die Arbeiter nach dem ersten missglückten Versuch, sich der Gewehre zu bemächtigen, schleunigst die Flucht ergriffen und sich auf der entgegengesetzten Seite der Insel ins Wasser stürzten, da auf der kleinen Insel keine Möglichkeit, sich zu verbergen, gegeben war. Voraussichtlich wären sämtliche farbigen Arbeiter der Station von den alsbald die Verfolgung aufnehmenden Kanus der Mokleute eingeholt und ermordet oder gefangen worden, wenn nicht in diesem Augenblick ein Boot mit einigen Arbeitern zurückgekehrt wäre, welches Maetzke mit einer Vogelflinte und wenigen Patronen zum Taubenschiessen nach einer benachbarten Insel geschickt hatte. Das Boot nahm die schwimmenden Arbeiter auf und hielt die Verfolger durch Bedrohung mit der Flinte ab, näher zu kommen. Einen Schuss gab der Träger der Vogelflinte wohlweislich nicht ab, da er nur noch über eine einzige Patrone verfügte. Das Boot trieb dann eine Weile umher und wurde

schliesslich von den Eingeborenen von Sépessa (Fedarb-inseln), einem gleichfalls zu den Manus gehörigen, aber den Mokleuten feindlichen Stamm, der seit längerer Zeit freundliche Beziehungen zu der Handelsstation Komuli unterhalten hatte, aufgenommen.

Die Mörder bemächtigten sich auf der Station der Gewehre, sowie sonstiger, für sie wertvoller Gegenstände, und begannen alles übrige zu zerstören und zu zertrümmern. Doch waren sie mit ihrem Werk noch nicht zu Ende gekommen, als — zwei Tage nach dem Morde — der Motorschuner »Mascotte« der Firma Hernsheim & Co. mit dem Händler Molde an Bord die Insel anlief. Sobald die Mokleute das Herannahen des Schuners bemerkten, ergriffen sie unter Mitnahme aller für sie wertvollen Gegenstände, sowie der Leichen des Händlers und der ermordeten Arbeiter, die Flucht. Die »Mascotte« versuchte durch sofortige Verfolgung der Kanaker wenigstens einen Teil der geraubten Sachen zurückzubekommen, wurde aber bei Annäherung an die grössere Insel Balual (St. Patrick), auf welche die Mokleute sich geflüchtet hatten, mit einem Hagel von Geschossen aus den erbeuteten Gewehren überschüttet, und musste unverrichteter Sache zurückfahren. Die Sépessaleute waren alsbald nach Ankunft der »Mascotte« in ihren Kanus erschienen und brachten die überlebenden Arbeiter, von welchen einige durch Axthiebe und Speerwürfe schwer verwundet waren, an Bord. Eine Landung auf Mok Mandrian ergab, dass die sämtlichen Bewohner die Insel verlassen hatten. Die Sépessaleute benutzten die Gelegenheit, um die Häuser ihrer Feinde niederzubrennen.

Nach den späteren Feststellungen sind die Leichen der bei dem Überfall Komulis erschlagenen Farbigen

von den Mokleuten gefressen worden, während das Kanu, in welchem die Leiche des Händlers — ob als Siegestrophäe oder zu kannibalischen Zwecken, ist unsicher — mitgeführt wurde, hohen Seegangs wegen von den Insassen verlassen werden musste und mit der Leiche auf das Meer hinaustrieb.

Die »Mascotte« traf am 11. September 1899 mit der Nachricht von der furchtbaren Bluttat in Herbertshöhe ein. Leider war es nicht möglich, sofort eine Strafexpedition zu veranstalten, da dem Gouvernement weder ein geeignetes Fahrzeug, noch eine ausreichende Anzahl von Polizeisoldaten zur Verfügung stand, und das am 12. September 1899 in Herbertshöhe eintreffende Kanonenboot »Jaguar« nach höherer Anordnung mit dem Gouverneur von Bennigsen und den für die Karolinen und Marianen bestimmten Beamten zur Übernahme dieser eben von Spanien an Deutschland abgetretenen Inselgruppen dorthin fahren sollte.

Die von alten Ansiedlern ausgesprochene Ansicht, dass das Unterlassen einer sofortigen Sühnung weitere Bluttaten der Wilden in den Admiralitäts-Inseln nach sich ziehen würde, sollte nur zu bald sich als zutreffend erweisen. Die Station Komuli, welche der Händler Molde mit zwei Weissen und einer Anzahl farbiger Arbeiter besetzt hielt, denen noch sieben vom Gouvernement zum Schutze der Station dorthin gesandte Polizeisoldaten hinzutraten, blieb zwar von Überfällen verschont. Doch dafür wurde das nächste Schiff, welches zu Handelszwecken die Inseln besuchte, der Segelschuner »Nukumanu« der Firma E. E. Forsaith, von den hinterlistigen Wilden überfallen.

Die Mokleute hatten nach Plünderung der Station Komuli das Übergewicht, welches ihnen die geraubten

Gewehre gaben, zu blutigen Mord- und Raubzügen benutzt, eine Menge Menschen, meist Usiai, getötet und aufgefressen und daneben Frauen als Sklaven mitgeführt. Die Eingeborenen auf der Nordseite der grossen Admiralitätsinsel hatten darauf beschlossen, um Gewehre zur Verteidigung gegen die Untaten der Mokleute zu bekommen, bei erster sich bietender Gelegenheit ein Schiff zu überfallen. Der Händler Molde hatte durch ihm befreundete Eingeborene von diesem Komplott Kenntnis bekommen, und fuhr deshalb, als er eines Tages die Segel der »Nukumanu« am Horizont erblickte, in dem einzigen zurzeit auf der Station anwesenden Ruderboot dem Schiff entgegen, um den Führer desselben, Kapitän Dathe, zu warnen. Doch das Schiff kam nicht heran, sondern änderte, offenbar nachdem sich der Kapitän durch das Glas überzeugt hatte, dass die Station in Ordnung war, den Kurs und hielt von der Insel ab, während alle Versuche Moldes, Signale zu geben, erfolglos blieben.

Die »Nukumanu« ankerte zunächst in der Nähe von Pitilu, einer Insel nördlich der Hauptinsel. Dort kamen eine Menge Eingeborene, Usiai, an Bord und brachten Trepang zum Verkauf. Wahrscheinlich würde das Schiff schon vor Pitilu von den Wilden überfallen worden sein, wenn der Kapitän Dathe nicht von einem jungen Manuseingeborenen von Papitalai gewarnt worden wäre und darauf, als schon viele Eingeborene an Bord waren und noch mehr das Schiff erklettern wollten, seinen Revolver gezogen und die Kanaker zum Verlassen des Schiffs aufgefordert hätte. Die Eingeborenen zogen sich auch zurück, ohne einen Überfall zu wagen.

Das Schiff fuhr nun weiter nach Papitalai, dem einzigen auf der Nordseite der grossen Insel be-

legenen, ebenfalls auf Pfahlbauten errichteten Manusdorf. Hier kamen gleichfalls eine Menge Eingeborene an Bord. Der Kapitän sass arglos auf der Reling und liess den von den Kanakern gebrachten Trepang abwiegen, als plötzlich ein neben ihm stehender Manuseingeborener ihm sein kurzes Obsidianmesser mit einer solchen Wucht in die Brust stiess, dass er sofort tot zu Boden stürzte. Der einzige noch an Bord befindliche Weisse, ein Steuermann Johannsen wurde durch Speerwürfe getötet, ebenso wurden einige zur Besatzung gehörige Farbige ermordet, der Rest wurde gefangen genommen. Die Leichen der beiden Weissen wurden ins Meer geworfen, die der Farbigen dagegen aufbewahrt und später gefressen. Die Beute wurde zwischen den Manus von Papitalai und den Usiai von Pitilu, welche gleichfalls noch rechtzeitig vor der Tat in ihren Kanus herbeigekommen waren und sich an der Ermordung mitbeteiligt hatten, geteilt, wobei allerdings die an Bord befindlichen Gewehre sämtlich in den Besitz der offenbar kühneren und gefürchteteren Manus übergingen. Die »Nukumanu« liessen die Eingeborenen treiben, nachdem sie vergeblich versucht hatten, sie zu manövrieren. Das Schiff wurde einige Zeit darauf in der Nähe von Pitilu von dem Händler Molde, der in seinem Kutter zu Handelszwecken dort entlang fuhr, aufgefunden. Molde brachte mit Hilfe seiner Arbeiter die »Nukumanu« nach Komuli, von wo sie später durch die Firma E. E. Forsaith wieder nach Herbertshöhe gebracht wurde, allerdings nur, um bald darauf ihr Dasein auf einem Riff der Neulauenburg-Gruppe definitiv zu beschliessen.

Zu einer Zeit, als von dem Überfall der »Nukumanu« noch keine Nachricht nach Herbertshöhe gelangt war,

fuhr der Motorschuner »Nugarea«, Führer Kapitän Dollinger, derselben Firma mit dem Miteigentümer der Firma, Herrn Forsaith und einem englischen Landmesser Bullock an Bord, nach den Admiralitäts-Inseln, um die Grenzen verschiedener Grundstücke festzustellen, welche die Firma dort in früherer Zeit von den Eingeborenen erworben hatte. Nördlich der grossen Insel wurde nach einer schmalen Bootspassage gesucht, welche den östlichen Teil der Hauptinsel an deren schmalster Stelle von dem westlichen grösseren Teil trennt. Nach einigem Suchen glaubte Herr Forsaith die Passage gefunden zu haben, ein Boot der »Nugarea« mit Herrn Forsaith und Bullock und einigen farbigen Matrosen fuhr in die Einfahrt ein. Nach einer Fahrt von einigen Minuten verbreiterte sich der Kanal zu einer seeartigen Ausbuchtung, in welcher sich ein mit Eingeborenenweibern besetztes Boot befand, welches Herr Forsaith zu seinem grössten Erstaunen als ein Schiffsboot der »Nukumanu« wiedererkannte. Die Weiber sprangen beim Anblick der Weissen schreiend ins Wasser und schwammen an Land, während das Boot von zwei darin befindlichen, zur Besatzung der »Nukumanu« gehörigen Bukajungen alsbald herangerudert wurde. In wenigen Worten erzählten die beiden Jungen von dem Überfall der »Nukumanu« und dass sie selbst hier als Gefangene, jederzeit gewärtig, getötet und aufgefressen zu werden, gehalten würden, dann wurde die Rückfahrt durch die enge Passage angetreten. Kaum näherten sich die beiden Boote, in welchen die beiden Weissen sich schussbereit postiert hatten, dem Kanal, so begannen auch schon von beiden Seiten die Schüsse zu knallen, welche von den Booten aus, da keiner der Angreifer sichtbar wurde, durch Schüsse aufs gerade-

wohl in den Busch erwidert wurden. Herr Bullock erhielt bei der Kanonade einen Schuss durch den Oberschenkel, während von den übrigen Insassen des Bootes niemand verletzt wurde, obwohl die Kanaker aus nächster Nähe feuerten. Offenbar hatten die Wilden noch keine Übung im Gebrauch der Gewehre und knallten ohne zu zielen darauf los. Nach angestrengtem Rudern kamen endlich beide Boote aus der Passage auf das Meer hinaus und gewannen ohne weiteren Unfall die »Nugarea«. Der Motorschuner trat sofort die Rückfahrt nach Herbertshöhe an, uns die erste Nachricht von der Wegnahme der »Nukumanu« und der Ermordung ihrer Besatzung überbringend. Der verwundete Landmesser Bullock wurde nach längerem Krankenlager in Herbertshöhe vollständig wiederhergestellt.

Auch jetzt war eine sofortige Bestrafung der mörderischen Kanaker noch nicht ausführbar, da nicht genügend Polizeisoldaten zur Verfügung standen, und ohne eine, nur mit grösseren Kräften zu ermöglichende, Verfolgung der Eingeborenen in ihre eigenen Dörfer hinein und darüber hinaus der Erfolg der Expedition von vornherein in Frage gestellt war. Endlich, im Januar 1900, war die Möglichkeit für eine erfolgreiche Expedition gegeben. Zur Verstärkung der schwachen Polizeitruppe, welche bei dem Fehlen eines Gouvernementsfahrzeuges nicht ausreichend hatte ergänzt werden können, wurden von den Firmen Hernsheim & Co. und E. E. Forsayth eine Anzahl von Neumecklenburgern und Bukajungen zur Verfügung gestellt, welche im Schiessen notdürftig ausgebildet waren. Die Polizeitruppe wurde dadurch auf beinahe 70 Mann gebracht. Für den Transport der Truppe charterte der am 1. Ja-

nuar 1900 von den Karolineninseln zurückgekehrte Gouverneur von Bennigsen den Motorschuner »Mascotte«, mit welchem ich auf Anordnung des Gouverneurs nebst Polizeitruppe zunächst nach Neumecklenburg fuhr und dort eine Expedition gegen die räuberischen Kabienleute durchführte. Gleichzeitig hatte der Gouverneur das Kommando des kurz vorher wieder in Herbertshöhe eingetroffenen Kriegsschiffs »Möwe« ersucht, gegen die Admiralitätsinsulaner zwecks ihrer Bestrafung vorzugehen und mitgeteilt, dass zu diesem Zweck die Polizeitruppe mit der »Mascotte« zur Verfügung stehen würde. Der Kommandant, Korvettenkapitän Dunbar, hatte diese Requisition angenommen, als Sammelplatz war die Insel Alim (St. Elisabeth), eine kleine, unbewohnte Insel im Südteil der Admiralitätsgruppe bestimmt worden.

Am 10. Januar 1900 fuhren wir mit der »Mascotte« von Herbertshöhe ab. An der Fahrt nahmen der Händler Molde von Komuli, Herr Frings von der Firma Hernsheim & Co., sowie ein australischer Kapitän Hamilton, dessen Schuner sich in der Admiralitätsgruppe zum Zwecke der Perlenfischerei befand, nebst einem Angestellten teil. Nachdem die Bestrafung der Kabienleute erfolgreich durchgeführt war,[1]) wurde am 16. Januar Komuli in den Admiralitätsinseln erreicht. Hier wurden Erkundigungen über den jetzigen Sitz der an den Mordtaten beteiligt gewesenen Eingeborenen eingezogen und 12 Eingeborene von Sépessa (Fedarb-Inseln) und Mok Lin als Führer an Bord genommen. Am folgenden Morgen wurde, nachdem die beiden Händler Schlehan und Rebstock, die bisher zum

---

1) S. Kap. XV.

Schutz der Handelsstation auf Komuli befindlich gewesenen sieben Polizeijungen und eine Anzahl gleichfalls bewaffneter Arbeiter der Station an Bord genommen waren, die Fahrt nach Alim angetreten.

Die Insel Alim ist unbewohnt und wurde bisher nach den Angaben der Sépessaleute nur zeitweilig von den Mokmandrianleuten, den Mördern des Händlers Maetzke, zum Zwecke der Kokosnussölgewinnung besucht. Da wir vor der Einfahrt in den Hafen von Alim den grössten Teil der wenig umfangreichen Insel umfahren und dabei keine Spur der Anwesenheit von Menschen entdeckt hatten, begab ich mich mit den oben genannten Herren und in Begleitung einiger Polizeisoldaten auf die Insel, um Tauben zu schiessen. Alim ist eine langgestreckte schmale Insel, zum grössten Teil mit Kokosnussbäumen bestanden. An mehreren Stellen der Küste befinden sich Mangrovesümpfe, welche besonders am Nordende umfangreich und mit dichtem Gebüsch bestanden sind. Nachdem wir etwa dreiviertel Stunden auf der Insel herumgestreift waren, hörten wir plötzlich Schüsse, gleichzeitig erschienen Polizeijungen mit der Meldung, das zwei grosse Kanus der Mokleute am Strande lägen und dass sie selbst auf einige Mokleute gestossen seien. Ich liess zunächst die beiden Kanus in Sicherheit bringen, welche unter überhängenden Zweigen wohl verborgen lagen, aber den scharfen Augen unserer buschgewohnten Polizeijungen nicht entgangen waren. Dann liess ich die inzwischen sämtlich gelandeten Polizeisoldaten eine Reihe bilden und suchte mit ihnen die an dieser Stelle ganz besonders schmale Insel ab. Einige Mokleute befanden sich vor unserer Linie und flüchteten in die in das Wasser hinausragenden Mangrovedickichte, sich durch verein-

zelte Gewehrschüsse verteidigend. Als wir auch in die Mangrove vordrangen, flüchteten die Eingeborenen, vier an Zahl, in das Meer und schwammen weit hinaus, beständig untertauchend und nur auf Augenblicke an die Oberfläche kommend. Da auf dieser Seite der Insel kein Boot oder Kanu vorhanden war und die Dunkelheit schnell hereinbrach, befahl ich den Rückzug.

In der Nacht wurde die Insel durch ein Schiffsboot und die beiden erbeuteten Kanus, sämtlich mit Polizeijungen besetzt und unter abwechselnder Aufsicht eines Europäers, umfahren, um eine nächtliche Flucht der Manus per Floss zu verhindern. Die Manus sind ausserordentlich geschickte Seefahrer, ihre grossen Segelkanus mit überdachter Plattform und grossen geflochtenen Segeln sind die besten Seefahrzeuge, welche überhaupt Eingeborene im Bismarck-Archipel herstellen.

An den folgenden drei Tagen wurde die Insel in immer wiederholten Zügen der Polizeitruppe genau abgesucht, was der Mangrovesümpfe wegen erhebliche Schwierigkeiten bot. Dabei wurden vier Mokleute, welche sich mit Speeren zur Wehre setzten, als sie sich entdeckt sahen, von den Polizeijungen erschossen. An einer Stelle am Strande wurden frische Fussspuren im Sande bemerkt, welche in das Meer hineinführten. Unsere Farbigen, besonders aber die Sépessaleute, stürzten sich wie eine Meute Hunde ins Wasser und wateten bezw. schwammen zum Riff hinaus. Bald verkündete uns ein betäubendes Jubelgeschrei, dass sie ihr Opfer erfasst hatten. Dank meinem wiederholt eingeschärften Befehl wurde der Gefangene, ein kräftiger, wildblickender Mokeingeborener lebend und, bis auf eine Wunde unter dem rechten Fuss, unversehrt an Land gebracht. Die Fusswunde sollte der Gefangene sich auf den scharfen Korallen

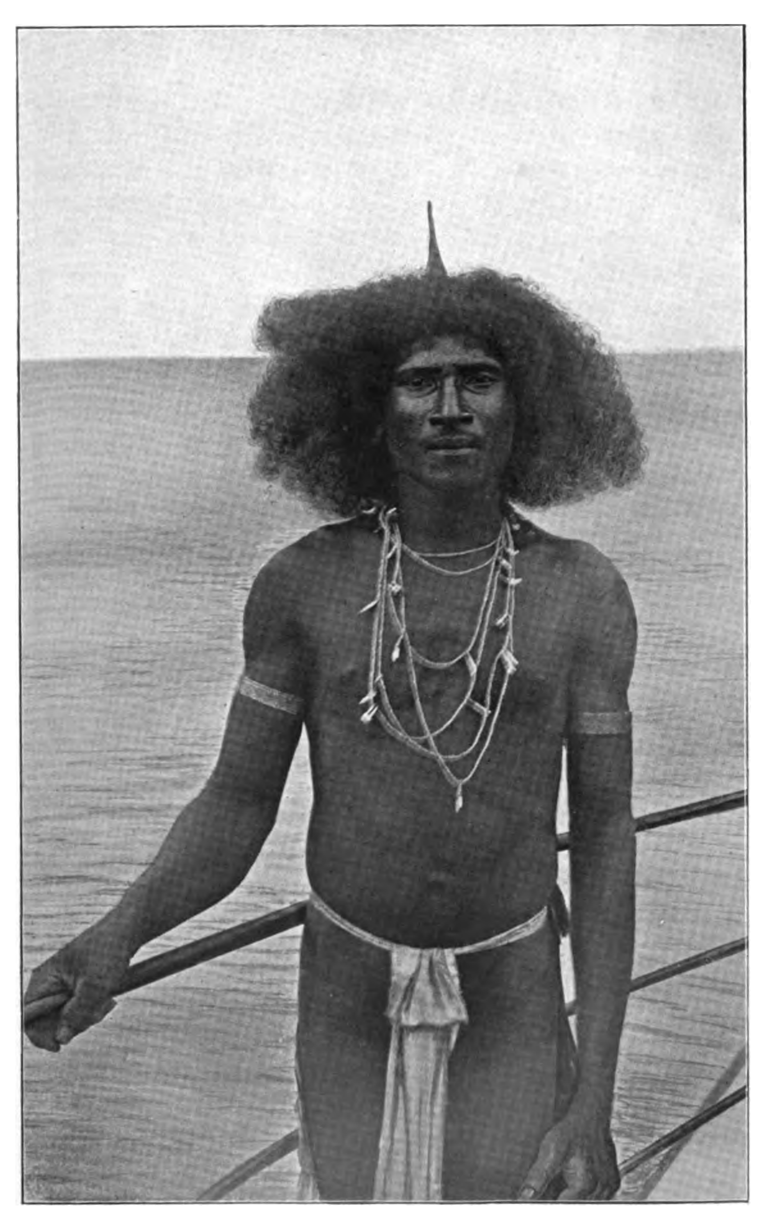


Abb. 20. Eingeborener von den Admiralitätsinseln (Usiai).

selbst zugezogen haben, doch war der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, dass einer der rachedurstigen Sépessaleute ihrem verhassten Feinde einen Hieb mit dem Messer versetzt hatte. Der Gefangene erwartete offenbar, sofort abgeschlachtet und aufgefressen zu werden und war ganz erstaunt, als ihm an Bord der »Mascotte« zunächst ein Verband angelegt wurde. Weiterhin wurde noch ein unerwachsener Knabe gefunden, der sich hoch oben in der Krone einer Kokospalme versteckt hatte und endlich unter einem Busch verborgen ein Mausergewehr mit einigen Patronen entdeckt, welches der Händler Molde als eins der von der Station Komuli geraubten Gewehre wieder erkannte. Wie die Vernehmung der Komuliarbeiter und der Sépessaleute ergab, waren sowohl die sämtlichen getöteten Mokleute wie der gefangene Mann bei dem Überfall der Station beteiligt gewesen.

Am 20. Januar kam S. M. S. »Seeadler«, Kommandant Korvettenkapitän Schack, welcher inzwischen in Herbertshöhe eingetroffen war und an Stelle der in erster Linie für Vermessungszwecke bestimmten »Möwe« die Requisition übernommen hatte, mit dem Gouverneur von Bennigsen an Bord in Alim an. Weiteres Absuchen der Insel nach Mokleuten blieb erfolglos. Wie wir später erfuhren, waren noch zwei Eingeborene auf der Insel versteckt gewesen. Dieselben hatten sich in die Erde eingegraben und mit Buschwerk und Blättern überdeckt, so dass sie gerade noch die Möglichkeit zu atmen behielten. Nachdem wir die Inselgruppe verlassen hatten, wurden sie später von ihren Stammesgenossen abgeholt und glücklich zu den Dörfern der Mokleute zurückgebracht.

In der Nacht vom 20. zum 21. Januar fuhren S.M.S.

»Seeadler« und die »Mascotte« von Alim ab in der Richtung auf Balual (St. Patrick) zu, wo sich die am Überfall der Station Komuli beteiligt gewesenen Manus nach Aufgabe ihrer früheren Wohnsitze auf Mok Mandrian niedergelassen hatten, um im Fall eines Angriffs sich in das Innere dieser erheblich grösseren Insel flüchten zu können. Unter diesen Umständen verhiess nur überraschendes Auftreten Erfolg. Die Landung auf Balual wurde daher in der ersten Morgendämmerung bewerkstelligt. Die Pinasse S. M. S. »Seeadler« schleppte unter Leitung des Kapitänleutnants von Hippel die in fünf Böten verteilte Polizeitruppe an Land. Sobald es hell genug war, um die Gegenstände deutlich genug zu erkennen, wurde unter Leitung des Gouverneurs von Bennigsen auf schmalem Eingeborenenpfad der Vormarsch angetreten, wobei die Sépessaleute als Führer dienten.

Nach etwa 20 Minuten wird das erste Dorf der Mokleute erreicht. Als unsere Spitze bei den ersten Häusern ankommt, erhebt sich dort Lärm, die grossen Kriegstrommeln werden geschlagen und das wilde, ohrenzerreissende Kriegsgeschrei der Manus ertönt. Unsere Polizeijungen eröffnen Schnellfeuer auf das Dorf, doch stoppen wir es bald, da die Kanaker gleich bei Beginn des Feuers mit grosser Geschwindigkeit in den umliegenden Büschen verschwunden sind und unsere Leute durch zielloses Feuern ihre Munition zu verschwenden drohen. Nur im Hintergrunde hören wir noch das Dröhnen von Trommeln und das gellende Kriegsgeschrei. Wir dringen auf engem Pfade weiter vor durch den Busch, werden aber alsbald mit einem Hagel von Steinen und Obsidianspeeren begrüsst, welche unsere Gegner von dem links-

seitig den Pfad überragenden Bergabhang auf uns herabwerfen. Von den Kanakern selbst bekommen wir wenig zu sehen, das Feuern der Polizeijungen wird meist aufs Geradewohl auf die Stellen gerichtet, von welchen die Speere gepflogen kommen. Es ist interessant zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit unsere Polizeijungen den mit zitternden Bewegungen und zum Teil mit erheblicher Wucht anfliegenden Speeren auszuweichen wissen.

Unsere Polizeijungen sind nur mit grösster Mühe zum Vorgehen zu bewegen. Das Bewusstsein, eine grössere Anzahl mit guten Gewehren bewaffneter Gegner vor sich zu haben, scheint auf ihre Tatkraft lähmend einzuwirken. Vielleicht dämmert auch in den braven Neumecklenburgern und Bukas das Bewusstsein, dass sie es hier mit einem von Natur intelligenteren, hinterlistigeren und in jeder Hinsicht gefährlicheren Gegner zu tun haben, als sie selbst es ihrer natürlichen Anlage nach sind. Doch nach kurzem Stocken haben unsere energischen Aufmunterungen Erfolg, die Polizeitruppe dringt weiter vor, während der Widerstand der Mokleute abnimmt und nur noch an einzelnen Stellen fortgesetzt wird.

Als wir die nächste Niederlassung erreichen, habe ich wieder Gelegenheit, die ausserordentliche Behutsamkeit und Geschicklichkeit der Eingeborenen im Kampf zu bewundern. Hinter einem Baum gut gedeckt stand ein Mokeingeborener mit einem Speer bewaffnet. Einer unserer alten, kampfgewohnten Polizeijungen, ein Neumecklenburger versuchte, schussgerecht an ihn heranzukommen und ging, von einem Baum zum anderen springend, auf sein Ziel los. Der Mokeingeborene beobachtete ihn scharf und benutzte einen Moment, in

dem der andere von einem Baum zum anderen hinübersprang, um mit gewaltiger Wucht seinen Obsidianspeer auf jenen zu werfen. Doch nun zeigte es sich, dass unserem Neumecklenburger der Speerkampf nichts ungewohntes war. Mit einer äusserst gewandten und schnellen Bewegung bog er sich zur Seite, so dass der Speer, ihn beinahe streifend, dicht an ihm vorbeisauste. In demselben Moment lag der Polizeijunge auch schon im Anschlag, doch zu spät, der Mokeingeborene hatte sich, sobald der Speer seiner Hand entflogen war, mit schnellem Sprunge in das Gebüsch zurückgezogen und war verschwunden.

Wir besetzen drei hintereinander gelegene Niederlassungen der Mokleute. Dann werden die Polizeijungen in kleineren Trupps zur Verfolgung der nach allen Seiten flüchtenden Eingeborenen abgesandt. Bei einer Durchsuchung der Häuser in den besetzten Dörfern finden wir eine Menge Sachen vor, welche der Händler Molde als von der Plünderung der Station Komuli herrührend rekognosziert. Aus verschiedenen Richtungen zu uns herübertönende Schüsse zeigen uns, dass unsere Polizeijungen mit den Gegnern in Berührung kommen. Allmählich finden sich die Trupps der verfolgenden Polizeisoldaten wieder ein. Nach Zerstörung der Dörfer wird der Rückmarsch nach der Küste angetreten, wobei wir noch aus dem dichten Gebüsch vereinzelt mit Speeren beworfen werden, ohne jedoch selbst unsere Gegner zu Gesicht zu bekommen.

Wie eine Musterung ergibt, ist auf unserer Seite nur ein Polizeijunge dicht über dem Auge durch einen Obsidianspeer, der aber zersplittert ist, ohne den dicken Schädel des Betroffenen völlig zu durchdringen, verwundet worden. Ein zweiter ist bei der Verfolgung

in eine Fallgrube getreten, wie sie diese heimtückischen Eingeborenen auf Pfaden in der Nähe ihrer Häuser anlegen, wobei sein Fuss durch eine Obsidianspitze durchbohrt ist. Von den Mokleuten sind etwa 20 gefallen.

Nachdem wir mit der Polizeitruppe an Bord S. M. S. »Seeadler« gegangen waren, wurde eine zweite Niederlassung der Mokleute, welche von unserem Landungspunkt aus nicht erreichbar gewesen war, auf etwa 2000—3000 Meter Entfernung von den 10,5 Zentimeter Geschützen des Kriegschiffs beschossen. Die Wirkung der Geschosse, welche mit grosser Präzision in die Pfahlbauten einschlugen, wurde besonders von unseren Freunden, den Sépessaleuten, mit grösstem Erstaunen verfolgt. Wir gingen alsdann mit der Polizeitruppe unter Führung des Gouverneurs von Bennigsen an Land, wiederum geschleppt von der Pinasse S. M. S. »Seeadler«. Kurz vor der Landung wurden die der Landungsstelle nächsten Gebüsche mit dem auf der Pinasse befindlichen Maximgeschütz abgestreut, sowohl um unsere Landung gefahrloser zu machen, als auch um den Eingeborenen die Wirkung eines solchen zu zeigen. Wir besetzten die nächsten im Innern belegenen Ansiedlungen, ohne Eingeborene zu sehen. Unsere in Trupps zur Verfolgung abgesandten Polizeijungen stiessen an einzelnen Stellen mit Eingeborenen zusammen, welche aus geraubten Gewehren schossen, aber nirgends nachhaltigen Widerstand leisteten. Von den Gegnern wurde hier ein einziger erschossen, während unsere Truppe keine Verluste hatte. Nachdem unsere Leute sich wieder gesammelt hatten, wurde das Dorf niedergebrannt und dann die Rückfahrt an Bord angetreten.

Ich schiffte mich jetzt mit der Polizeitruppe wieder an Bord der »Mascotte« ein, während Gouverneur von Bennigsen an Bord des »Seeadler« zurückkehrte. S. M. S. »Seeadler« fuhr in der Richtung auf die grosse Admiralitätsinsel voraus, während die langsamere «Mascotte« folgte. Der »Seeadler« erreichte vor Anbruch der Dunkelheit den verabredeten Ankerplatz nahe der kleinen Insel Rubiu (Bird-Island) südlich der Hauptinsel. Die »Mascotte« folgte mit etwa 6 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde und fuhr nach Einbruch der Dunkelheit in die Bucht ein. Ich sass mit Herrn Frings zusammen in der Kajüte, als wir auf einmal einen Ruck verspürten, der uns eine kleine Verbeugung machen liess, und gleichzeitig ein schurrendes Geräusch unter uns hörten. Im selben Moment sass auch die »Mascotte« bewegungslos fest. Wir stürzten an Deck und sahen, dass wir mit voller Fahrt direkt auf ein Riff aufgelaufen waren. Sofort angestellte Versuche, uns durch Rückwärtsgehen der Schraube wieder abzubringen, blieben vergeblich. In grösserer Entfernung vor uns sahen wir die Lichter des »Seeadler«, doch erfolgte auf Signale unseres Schiffsführers von dort keine Antwort. Ich fuhr alsbald mit ein paar Polizeijungen an Bord S. M. S. »Seeadler«, welchen ich nach etwa einer halben Stunde erreichte. Eine Unterredung mit dem Kommandanten, Korvettenkapitän Schack ergab, dass vor Tagesanbruch keine Möglichkeit gegeben war, einen Versuch zur Abschleppung der »Mascotte« zu machen. Eine Gefahr für die an Bord der letzteren befindlichen Personen lag nicht vor, da die See vollkommen bewegungslos war und das Schiff nach der vorläufigen Feststellung kein Leck erhalten hatte.

Am nächsten Morgen wurde dann die »Mascotte«

durch ein dickes Manilatau und eine starke Drahttrosse mit dem »Seeadler« verbunden. Nach Momenten atemloser Spannung, während die Maschinen des Kriegsschiffs erst ganz langsam, dann allmählich mit ge steigerter Kraft arbeiteten, begann die »Mascotte« endlich sich zu bewegen und kam glücklich vom Riff herunter. Die alsbaldige Untersuchung des Schiffs ergab, dass es durch die weiche Koralle nur unwesentlich beschädigt und seetüchtig geblieben war.

Nach mehrstündiger Fahrt fuhr der »Seeadler«, welcher wieder die Polizeitruppe an Bord genommen hatte, gegen 10 Uhr Vormittags am 22. Januar durch die Einfahrt zwischen den der Hauptinsel nördlich vorgelagerten kleinen Inseln Drillo (Los Negros) und Hauwei (Amey) in die grosse Bucht an der Nordostseite der grossen Insel hinein. Die »Mascotte«, welche vom Kriegsschiff mit einer Besatzung von einigen Mann unter Führung eines Offiziers versehen war, blieb nördlich der Vorinseln und kreuzte dort, um die etwaige Flucht der Insulaner in ihren Kanus zu verhindern. Der »Seeadler« ging etwa $^1/_2$ Kilometer vor der Südwestecke der Insel Pitilu, deren Bewohner beim Überfall der »Nukumanu« beteiligt gewesen waren, vor Anker. Die Spitze der Insel, auf welcher einige Eingeborene sichtbar waren, wurde vom »Seeadler« beschossen, dann ging ich in Begleitung der Händler von Komuli mit der Polizeitruppe an Land, während Gouverneur von Bennigsen in der Pinasse des Kriegsschiffs, welche ein Boot mit einem Dutzend Polizeijungen im Schlepp hatte, an der Süd- und Ostseite der langgestreckten Insel entlang fuhr, um die Flucht der Kanaker zu verhindern und Vorstösse an Land zu machen.

Die Insel Pitilu ist schmal und langgestreckt und fast überall mit dichtem Urwald bestanden. Wir drangen zunächst auf einem wenig betretenen Pfade in das Innere vor, ohne eine Spur von Häusern oder Menschen zu sehen. Einige Speere, die aus dem dichten Busch geschleudert, ohne Schaden zu tun, über uns hinwegflogen, bewiesen uns, dass die Eingeborenen durch die vorhergehende Kanonade nur wenig eingeschüchtert waren. Da ein weiteres Vordringen durch den dichten Urwald, in welchem auf ein paar Schritte hinaus nichts zu sehen war, wenig aussichtsreich erschien, gingen wir an unseren Ausgangspunkt zurück und wanderten am Nordstrand der Insel nach Osten zu. In weiter Entfernung vor uns, aber ausser Schussweite, bemerkten wir Scharen von Eingeborenen, welche indessen unser Herankommen nicht abwarteten, sondern im Busch verschwanden. Auf einem vom Strande in südöstlicher Richtung in den Busch führenden, gut betretenen Kanakerpfad sandte ich nunmehr einen Teil der Truppe unter Führung des farbigen Unteroffiziers Kamis (Buka) in das Innere, während ich mit dem Rest den Weg am Strande weiter verfolgte. Bald hörten wir Schüsse, welche zeigten, dass unser Seitendetachement mit dem Feinde Fühlung bekommen hatte. Auch unsere Spitze sties mehrfach mit Kanakern zusammen, ohne dass dieselben jedoch nachhaltigeren Widerstand geleistet hätten.

Nach beschwerlichem einstündigem Marsch wurde ein grosses, von den Bewohnern verlassenes Dorf der Pitiluleute erreicht. Unsere Polizeijungen waren inzwischen durch die auf Balual gemachten Erfahrungen gewitzigt und näherten sich dem Dorfe auf allen Vieren kriechend und den Boden sorgfältig mit der Hand ab-

tastend, um die gefährlichen Fallgruben ausfindig zu machen. Die verschlagenen Wilden graben mitten auf dem schmalen Pfad etwa zwei Fuss tiefe Gruben, in welche sie zugespitzte Hölzer oder auf kurzen Stöcken befestigte Obsidianspitzen mit der Spitze nach oben stecken. Darüber werden dünne Hölzer oder Blätter gedeckt und Erde darüber geworfen, so dass auch das schärfste Auge nicht erkennen kann, dass eine Fallgrube vorhanden ist. Der nackte Fuss eines Eingeborenen, der in eine solche Grube hineintritt, wird mit unfehlbarer Sicherheit durchbohrt. Ob diese Spitzen auch die kräftigeren Sohlen europäischer Schuhe durchdringen können, hatten wir glücklicherweise keine Gelegenheit zu erproben. Vor dem Dorf und selbst in dem Dorf wurden mehrere solcher Fallgruben von Polizeijungen aufgedeckt. Doch leider hatte an einer anderen Stelle einer unserer besten alten Polizeisoldaten, der Neumecklenburger Malom, in eine mit Holzspitzen gespickte Grube hineingetreten, wobei sein Fuss von einer Spitze ganz durchbohrt wurde. Der Junge hatte heftige Schmerzen zu leiden und starb später nach der Rückkehr in Herbertshöhe, ob an den Folgen der äusserlich verheilten Wunde oder an einer Lungenkrankheit, ist nicht mit voller Sicherheit festgestellt worden.

Die Häuser der Pitiluleute waren sehr geräumig und ganz im Stil der früher in Pak (St. Gabriel) gesehenen gebaut, obwohl weniger schön verziert als die letzteren. In verschiedenen Häusern wurden von der ausgeraubten »Nukumanu« herrührende Gegenstände gefunden. Inzwischen fand sich unser Seitendetachement wieder ein, welches in einem Dorf im Innern mit den Gegnern zusammengestossen war und einen Kampf

zu bestehen hatten, bei welchem die Eingeborenen mit Speeren und Beilen gekämpft hatten. Glücklicherweise hatte nur einer unserer Leute eine leichte Wunde erhalten, während die Pitiluleute sich nach Verlust einiger Toter hatten zurückziehen müssen. Von der anderen Seite der Insel hörten wir gleichfalls Schiessen des Maximgeschützes und Einzelfeuer, von einzelnen Vorstössen des Gouverneurs von Bennigsen und seiner Leute an Land herrührend. Nach Vernichtung der Kanus und Häuser der Eingeborenen kehrten wir an Bord des »Seeadler« zurück. Insgesamt waren bei dem Vorgehen auf Pitilu 25 Eingeborene getötet worden.

Am folgenden Morgen, dem 23. Januar, fuhr S. M. S. »Seeadler« in den Südostwinkel der grossen Bucht hinein und beschoss das auf der Hauptinsel belegene Pfahlbautendorf Papitalai. Dann landeten wir und zerstörten die Pfahlbauten, sowie die dahinter am Strande belegenen Häuser, unter denen besonders eins durch seine Grösse und Schönheit auffiel, das nach den Angaben eines früher gefangenen Manus dem verstorbenen Häuptling Bosseng gehört hatte, nach welchem das Dorf früher auch Kalobosseng, das Dorf des Bosseng, genannt wurde. Besonders schön waren einige sorgfältig gearbeitete Stützbalken, welche in den künstlerisch geschnitzten Kopf eines Krokodils ausliefen. Mit Mühe wurde vor Zerstörung des Dorfes ein solcher Balken für das Berliner Museum losgelöst. Von einer Verfolgung der Eingeborenen wurde abgesehen, da dieselbe auf der mit dichtem Busch bestandenen und ausserdem hier mit Mangrovesümpfen und Wasserläufen durchsetzten grossen Insel von vornherein aussichtslos schien.

Nach unserer Abfahrt waren die Eingeborenen wieder an die Küste zurückgekehrt. Die Pinasse des Kriegsschiffs, auf welcher der Kommandant am Nachmittag zu Vermessungszwecken eine Rekognoszierungsfahrt unternahm, wurde vom Strande aus beschossen, doch zogen sich die Kanaker schnell zurück, als das Maximgeschütz in Tätigkeit trat. Am Nachmittag wurde die Weiterfahrt angetreten. Von der Mitte der grossen Bucht, aus einer Entfernung von etwa 5000 *m*, sandte der »Seeadler« noch einige Granaten nach Papitalai, um den Eingeborenen einen Begriff von der Leistungsfähigkeit der Geschütze zu geben.

Am Morgen des 24. Januar wurden die kleinen Inseln Pom Lin und Pom Mandrian (Maitland-Inseln) erreicht. Die Eingeborenen der ersteren Insel waren dauernd in gutem Einvernehmen mit den Händlern in Komuli gewesen, während die der letzteren zwar nicht direkt am Überfall der Station beteiligt gewesen waren, aber von den ihnen befreundeten Mok Mandrianleuten einen Anteil an der Beute erhalten hatten. Von einem Vorgehen gegen die Bewohner von Pom Mandrian (Gross Pom), welche ebenso wie die von Pom Lin (Klein Pom) zu den Usiai gehören, wurde abgesehen und ihnen nur durch Vermittlung der Pom Linleute eine Warnung zugesandt, irgend welche feindliche Handlungen gegen die Händler zu begehen.

Gouverneur von Bennigsen fuhr mit dem Händler Molde nach Pom Lin hinüber, welcher Fahrt ich mich gleichfalls anschloss. Unter Führung des alten, dem Händler befreundeten, Häuptlings Langes kletterten wir über Obsidianblöcke einen, den Hauptteil der Insel ausmachenden, Hügel hinauf. Pom Lin liefert für einen grossen Teil der Admiralitäts-Inseln die Obsidianspitzen,

»pitilou«, welche für die beliebten Obsidianspeere verwandt werden. Der Obsidian splittert auf Steinschläge vom Felsen in Stücken ab, welche häufig ohne irgend welche Bearbeitung als Speerspitzen verwendet werden können. In anderen Fällen genügt eine ganz rohe oberflächliche Bearbeitung durch Schläge mit einem Stein oder einem geeigneten Instrument. Der harte Obsidian zerbricht beinahe wie Glas. Soweit ich ergründen konnte, bedienen sich die Leute im allgemeinen zur Bearbeitung nur der Steine, doch war allerdings die Verständigung eine recht mangelhafte, teils durch Geberden, teils mit Hilfe des Händlers Molde, dessen Sprachschatz ein recht beschränkter zu nennen war. Auf der von etwa nur 50 bis 60 Menschen bewohnten Insel befanden sich eine ganze Anzahl von terrassenförmig angelegten Taro- und anderen Pflanzungen, welche mit sorgfältig aufgeschichteten Steinwällen umgeben waren.

Am Nachmittag wurden die Sépessainseln (Fedarb-Inseln) angelaufen, wo wir in Begleitung des Häuptlings Kewenu in dessen Pfahlbautendorf landeten. Wie ungeheuer misstrauisch diese verschlagenen Manus sind, ging daraus hervor, dass selbst diese unsere Freunde vor unserer Ankunft alle ihre Weiber aus dem Dorf entfernt und irgendwo in Sicherheit gebracht hatten. Als wir unsere Verwunderung darüber äusserten, wurde endlich ein altes hässliches Weib herbeigebracht, welches uns grinsend begrüsste. Die anderen Weiber sollten angeblich zu weit weg sein, um herbeigeholt werden zu können. Nach kurzem Aufenthalt und Umherstreifen auf der üppig bewaldeten Insel ging es wieder an Bord.

Am Abend wurde die Händlerstation Komuli er-

reicht, wo, beleuchtet von den Scheinwerfern des »Seeadler«, ein grosses Tanzfest der Eingeborenen stattfand. Es war höchst interessant, ungefähr alle Arten von Eingeborenen, die es im Bismarckarchipel gibt, hier ihre Tänze aufführen zu sehen. Hier die Neupommern von der Gazellehalbinsel, welche in zwei Reihen aufgestellt mit Gras- oder Federbüscheln in den Händen unter eintönigem Gesang von einem Bein aufs andere hüpfen, dort die Neumecklenburger mit ihrem ähnlichen, aber etwas belebteren Tanz, weiterhin Bukas (Salomonsinsulaner), welche mit rotgemalten Gesichtern, im Scheine des Feuers wie schwarze Teufel aussehend, auf einen Haufen geballt im Kreise herumgehen und auf Pansflöten blasen. Sie machen damit ein Geräusch, ähnlich dem Jahrmarktsgetöse, wenn gleichzeitig verschiedene Drehorgeln und Musikbanden in Tätigkeit gesetzt sind. Doch alle werden geschlagen durch die Manus, welche um ein Feuer herum ihren wilden und grotesken Tanz aufführen. Sie sehen prachtvoll aus, diese schlank und doch kräftig gebauten Wilden mit lang herabfallendem Haar, wie sie gänzlich nackt, vorn die weissleuchtende Penismuschel, hinten am Nacken eine lange, in einem kleinen geschnitzten Kopf befestigte Adlerfeder, in der Hand den Obsidianspeer haltend, in stolzer Haltung einherschreiten. Je zu mehreren neben einander gehen diese kriegerischen Gestalten um das Feuer, unter kurz abgestossenen, etwa wie »ui« klingenden hellen Schreien ihren mit dem Speer bewaffneten Arm von sich stossend. Dann bleibt der ganze Knäuel stehen, jeder Mann schüttelt bei ausgestrecktem Arm den Unterkörper, sodass die weisse Penismuschel hin und her fliegt und stösst dabei eine Art dumpfes Gebrüll aus. Dann wiederholt sich der ganze Vorgang, wobei die

Schreie immer heftiger, die Bewegungen immer wilder werden.

Während die Tänze der anderen Eingeborenen einen eintönigen, langweiligen Eindruck machen, hat dieser Tanz der Manus mit dem wilden Kriegsgeschrei, demselben übrigens, welches wir bei unserem Vorgehen gegen die Mokleute gehört hatten, etwas Imponierendes. Unsere Polizeijungen schienen dies zu fühlen, sie schauten mit einem offenbar mit Furcht gemischten Interesse auf die wilden Tänze dieser ihnen zweiffellos an Intelligenz und Kühnheit überlegenen Eingeborenen hin, während ich andererseits einige Manus bemerkte, welche sich über die Tanzweise der Neupommern lustig machten und dieselbe mit lächerlichen Geberden nachäfften und dabei ein dem Gesang der ersteren gar nicht unähnliches Geplärre von sich gaben.

Am nächsten Morgen fuhr zunächst S. M. S. »Seeadler« mit Gouverneur von Bennigsen an Bord nach Herbertshöhe ab. Kurz darauf folgte auch ich mit der »Mascotte«, welche den Kurs nach Neuhannover nahm, nachdem zum Schutz der Station auf Komuli wieder sieben Polizeijungen zurückgelassen waren.

Ich habe seitdem die Manusinseln, wie wohl die Admiralitätsgruppe nach den herrschenden Stämmen dem Sprachgebrauch der Eingeborenen des Archipels folgend am besten zu benennen sein dürfte, nicht wiedergesehen.

Während des Jahres 1900 machte S. M. S. »Möwe« nochmals eine kurze Fahrt nach den Inseln, um den Raubzügen der mit den erbeuteten Gewehren bewaffneten Manus entgegenzutreten. Im gleichen Jahr wurde der Lazarettgehülfe Wostrack als Führer der dortgelassenen Polizeisoldaten vorübergehend auf

Komuli stationiert. Er führte mit dem Händler Molde zusammen verschiedene erfolgreiche Züge gegen die Manus und die mit ihnen verbundenen Usiai aus, welche in einigen Gebieten Hunderte von Usiai abgeschlachtet hatten. Ende 1900 trat der Händler Molde, dessen Proviant knapp wurde, mit seinem Kutter eine Fahrt nach Matupi an und ist seitdem verschollen. Wahrscheinlich ist er in einem Sturm untergegangen, der gerade zu jener Zeit im Archipel raste und auch in Herbertshöhe Verheerungen anrichtete, da Molde's Kutter später kieloben im Meere treibend aufgefunden wurde. Bei dieser Gelegenheit kam auch unser bei der Expedition 1899 auf Pak verschwundener Dolmetscher Oren ums Leben. Er war nicht, wie wir annahmen, von den Wilden aufgefressen worden, sondern bei diesen geblieben, ob freiwillig oder unfreiwillig, ist nicht ganz aufgeklärt. Er hatte dann verschiedenen Stämmen, welche im Besitz geraubter Gewehre waren, im Schiessen Unterricht gegeben und hatte selbst bei verschiedenen Raub- und Mordzügen als Anführer eine grosse Rolle gespielt, bis es dem Händler Molde gelang, seiner habhaft zu werden.

Die Station Komuli war dann von anderen Händlern versehen worden, einer derselben, Carlbourn, wurde bei Buke (Zuckerhutinsel) von den dortigen Manus, von welchen er Produkte eintauschen wollte, zusammen mit zwei ihn begleitenden Polizeijungen und sechs schwarzen Arbeitern im Jahre 1901 ermordet. In dem Verhalten der Sépessaleute, welche bei unserer Expedition gegen die Mokleute als Führer gedient hatten, war später eine Änderung eingetreten. Der oben erwähnte Häuptling Kewenu hatte mit einem anderen zusammen die Bukeleute durch Zahlung von

Muschelgeld zur Ermordung des Händlers Carlbourn angespornt. Der grösste Teil der Sépessaleute hatte sich dann nach Lambutiu (Jesu Maria) zurückgezogen.

Die Mordzüge der Eingeborenen unter einander dauerten später noch ungeschwächt fort. Nach Bericht des Gouvernementssekretärs Warnecke, welcher die Admiralitätsinseln 1902 besuchte, waren kurz vorher die Pominseln von Manus überfallen worden, wobei letztere 34 Männer und ein Weib erschlagen hatten.

Der Handel auf den Manusinseln war trotz allem nicht unergiebig gewesen. Neben Copra wurden besonders Trepang, Perlschalen und Green Snail Shells gehandelt. Zum Fischen von Perlschalen mit Taucherapparaten war ausserdem eine Anzahl (1902:12) kleiner Schiffe, einer deutschenglischen Kompagnie gehörig, dort beschäftigt. Im Jahre 1903 wurde eins dieser Boote bei Bitalu von den Eingeborenen überfallen, der Taucher Howard und einige farbige Arbeiter wurden ermordet.

Ich schliesse noch einige Notizen über die Eingeborenen der Admiralitätsinseln an. Von den Manus (Pfahlbautenbewohnern) waren 1899 bewohnt: Die Orte Lomba, Mbonai, Pere, Loniu, Pedussi, Lotja, Paure, Tchabele, sämtlich an der Südküste der Hauptinsel belegen, Papitalai an der Nordküste der Hauptinsel, die kleinen Inseln Sépessa (Fedarbinseln), Mok Mandrian und Mok Lin, Balual (St. Patrick) vorgelagert, Buke (Zuckerhutinsel), Rubal (Green Island) und endlich der Ort Balamot auf der Insel Lambutiu (Jesu Maria). Infolge der beständigen Kämpfe der Manus unter einander und mit den Usiai (Nichtpfahlbautenbewohner) sind die Stämme wenig zahlreich. In einigen Orten, wie Pere, Tchabele sollte die Anzahl der waffenfähigen



Abb. 21. Verlassenes Pfahlhaus. Admiralitätsinseln.



Abb. 22. Natürliche Brücke bei Massava (Gazellehalbinsel).

Männer nach den mir von Manus gemachten Angaben je etwa 50 bis 60 betragen, in anderen Orten sollte sie noch geringer sein. Der Manusort Lotja sollte vor kurzer Zeit von Usiai überfallen sein, wobei angeblich sämtliche erwachsenen Männer bis auf fünf erschlagen wurden. Die Zahl der waffenfähigen Sépessaleute, welche wir bei unserer Expedition und bei unserem Besuch auf der Inselgruppe zu Gesicht bekamen, blieb hinter 50 zurück. Zahlreicher waren die Mokmandrianleute und die grösste Zahl von Bewohnern sollte Buke (Zuckerhutinsel) aufweisen. Die von uns gesehenen Pfahlbautendörfer wiesen in keinem Fall mehr als etwa 20 bis 30 Häuser auf, denen sich allerdings auf dem Lande zerstreut liegende Gehöfte anschlossen.

Die Usiai sind bedeutend zahlreicher. Die Zahl der auf Pitilu wohnenden Eingeborenen wurde auf etwa 2000 geschätzt, auch in anderen Teilen der Inselgruppe sollten sie an Zahl die Manus weit überragen. Trotzdem nehmen die Manus eine herrschende Stellung in der Admiralitätsgruppe ein. An vielen Stellen scheint eine Art Tributpflicht der umwohnenden Usiai gegen die Manus zu bestehen. Letztere beschäftigen sich ausser mit der Kriegführung besonders mit Fischfang, während der Anbau von Jam, Taro, Bananen und anderen Früchten von den Usiai betrieben wird. Die Usiai haben vor den verschlageneren und in der Seefahrt weit überlegenen Manus, welche beständig alle erreichbaren Küsten heimsuchen, und die Männer totschlagen und die Weiber rauben, soweit nicht ein befreundetes Verhältnis der oben angedeuteten Art zwischen benachbarten Manus und Usiai besteht, eine grosse Angst. Die Usiai ähneln den Manus durchaus in der äusserlichen Erscheinung, Kleidung und Be-

waffnung. Sie kennen ebenso wie die Manus die Kanufahrt, stehen letzteren aber darin an Geschicklichkeit nach. Sämtliche Eingeborene der Gruppe sind Menschenfresser.

Die Kunstfertigkeit der Insulaner ist weit entwickelter als die der Bewohner von Neupommern und Neumecklenburg. Besonders sorgfältig gearbeitet sind die grossen Segelkanus der Manus »endrol« und die Fischnetze »nja«. Die Hauptwaffe ist der Speer, welcher in vielen verschiedenen Arten gefertigt wird. Besonders beliebt ist der Obsidianspeer. Der Obsidian wird an drei Plätzen gewonnen, in Lou, Balual und Pom. Die Speerschäfte werden aus Bambus oder Holz gefertigt und dann auf eine der drei genannten Inseln gebracht, deren Bewohner gegen Bezahlung die Obsidianspitze »pitilou« daran befestigen. Zur Befestigung dient eine rote Masse »panavi«, welche angeblich aus dem Sagobaum gewonnen wird. Die Verbindung wird mit Verzierungen versehen und ist bisweilen als menschliche Figur geformt. Neben Speeren mit einfacher Spitze finden sich auch ganz selten solche mit zwei und selbst mit drei Spitzen. Die Speere haben je nach der Art der Anfertigung, speziell nach der Art des zum Schaft verwandten Holzes verschiedene Namen, z. B. bunjau, patambue, kuku, ie, patompei. Im Norden der Hauptinsel sind die Obsidianspeere seltener und dafür Holzspeere, aus langem Bambusschaft mit hineingesetzter verzierter Holzspitze, welche mit Bast festgeschnürt und dann mit einer Masse überkleistert ist, häufiger. Solche Speere aus Bambus mit einer Spitze aus Betelholz (buei) heissen »kawakau«.

Neben diesen Hauptwaffen sind besonders kleine Dolche »kotjo«, aus Obsidian mit rotem verziertem

Griff aus derselben Masse, mit welcher die Obsidianspitzen auf den Speeren befestigt werden, sehr beliebt. Pfeil und Bogen sind unbekannt.

Als Schmuck werden schmale Muschelarmringe »lal«, welche mit eingebrannten Verzierungen versehen sind, getragen, ferner auf der Brust runde Muschelverzierungen ähnlich dem »kapkap« der Neumecklenburger, bei den Manus »puembul« genannt. Die Männer sind meist mit Ziernarben versehen, »gameit« genannt.

Auf manchen geschnitzten Darstellungen menschlicher Köpfe, so bei einzelnen, besonders schön geschnitzten Kalklöffeln, »keram«, welche beim Betelkauen benutzt werden, findet sich eine sonderbare Haartracht, beinahe wie ein alter preussischer Zopf aussehend. Nach Angabe der Manus tragen sie ihr Haar bei einem grossen, »kan« genannten Tanzfest so frisiert.

Wenn die Befragung nach Geräten und ähnlichen Dingen schon die grössten Schwierigkeiten bot, da nur wenige Manus ganz geringe Kenntnisse im Pidginenglischen hatten und auch unsere früheren Neumecklenburger Dolmetscher nur sehr mangelhaft sich darin verständlich machen konnten, so war es fast unmöglich, über Sitten und Gebräuche irgend etwas Sicheres zu erkunden. Immerhin glaube ich nach Beantwortung vieler Einzelfragen mit einiger Sicherheit annehmen zu können, dass bei den Manus, wie bei den meisten übrigen Eingeborenen des Archipels, Mutterrecht herrscht, d. h. dass für die rechtlichen Beziehungen in erster Linie nicht das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, sondern die Verwandtschaft zwischen Onkel und Neffen mütterlicherseits entscheidend ist.

Zu erwähnen ist noch das Signalwesen der Eingeborenen der Manusinseln. Auf weite Entfernungen

von Insel zu Insel findet eine Verständigung am Tage durch Rauch-, des Nachts durch Feuersignale statt. Insbesondere wurde das Eintreffen eines europäischen Schiffes in der Gruppe stets auf diese Weise den entfernter wohnenden Eingeborenen bekannt gegeben.

Kapitel XII.

In den Bainingbergen.

Mehrfache Fahrten brachten mich nach der Westseite der Gazellehalbinsel, wo die Bainingberge bis über 1000 *m* Höhe sich erheben. Das Gebirge führt seinen Namen von den »Baining«, Eingeborenen, welche ihre Niederlassungen ausschliesslich oben in den Bergen haben, und zwar bisweilen zur Küste hinabkommen, aber keine Kanufahrt kennen. Mit dem Namen Baining war bis in die letzten Jahre hinein der Begriff der Sklaverei auf das engste verknüpft. Die Baining lieferten das Material an Sklaven für die Küstenbewohner der Gazellehalbinsel. In der Sprache der letzteren Eingeborenen ist »a baining« gleichbedeutend mit Sklave (auch »a vilavilao«, einer, der zu laufen hat).

Ich mag hier bemerken, dass ich eine entwickelte Sklaverei in keinem anderen Teil des Bismarck-Archipels gefunden habe. Vielfach werden in Neumecklenburg, Neuhannover, den Salomons- und den Admiralitätsinseln Gefangene nicht gleich abgeschlachtet, sofern sonst genügendes Menschenfleisch vorhanden ist, sondern eine Weile aufbewahrt, bis sie gleichfalls getötet und verzehrt werden. Ich habe auch auf den genannten Inselgruppen verschiedene Fälle konstatiert, in welchen lange Jahre hindurch solche Kriegsgefangene als Sklaven gehalten sind. Doch ist dieser Fall im

ganzen selten, während es häufiger vorkommt, dass gefangene Weiber von den Siegern auf Lebenszeit behalten werden. Von einer entwickelten Sklaverei mit organisierten Sklavenjagden und Sklavenhandel konnte indessen nur auf der Gazellehalbinsel gesprochen werden. Das Objekt bildeten in erster Linie die Baining. Daneben wurden früher auch in beschränkterem Masse die im Innern der Gazellehalbinsel nicht weit vom Varzin wohnenden Taulil von den Küstenbewohnern zu Sklaven gemacht.

Über die Baining war in früheren Jahren wenig bekannt. Anfang 1896 drang der Kaiserliche Richter Dr. Hahl bei Gelegenheit einer Fahrt längs der Nord- und Westküste der Gazellehalbinsel in die Bainingberge ein und besuchte mehrere Dörfer der Bergbewohner. Dann blieb die Gegend für einige Zeit von Europäern unbesucht. Da gelangte 1897 durch Vermittelung des in Kabakada auf der Nordküste, östlich vom Weberhafen sitzenden wesleyanischen Missionars, die Nachricht von dem letzten grossen Sklavenzuge der Küstenbewohner nach Herbertshöhe. Ende 1896 waren von den Küstenleuten von Ramandu und den kleinen Inseln Massava, Massikunabuka und Urar, welche sich mit mehreren Bainingstämmen verbunden hatten, eine grosse Anzahl Baining aus dem Innern unter der Vorspiegelung, dass sie für Schweine und Taro wertvolle Tauschwaren erhalten sollten, an den Strand gelockt worden. Eine Reihe Bainingleute wurden arglistig dazu bewogen, ihre Schweine und Früchte in die im seichten Wasser etwas vom Ufer entfernt liegenden, mit Küstenbewohnern besetzten Kanus zu tragen. Hier wurden sie plötzlich von den Insassen festgehalten, während die Kanus vom Ufer abstiessen

und in das Meer hinausruderten. Einmal im tiefen Wasser, wurden die des Schwimmens unkundigen, unbewaffneten Baining ohne Schwierigkeit in die Kanus gezogen und gefesselt. Gleichzeitig hatten die am Strande stehenden Küstenbewohner und die mit ihnen verbündeten Baining ihre im Sande verborgenen Waffen hervorgezogen und richteten unter den am Strande befindlichen Genossen der in die Kanus gelockten Baining ein grosses Blutbad an. Bei diesem hinterlistigen Überfall wurden etwa 40—50 Baining erschlagen und gegen 30 zu Sklaven gemacht. Ein Teil der Getöteten wurde von den Küstenbewohnern mitgeschleppt und in ihren Dörfern verzehrt, ein anderer Teil wurde von den mit ihnen verbündeten Baining aufgefressen. Die Sklaven behielten zum Teil die Sklavenjäger, zum Teil wurden dieselben gegen Zahlung von Tabu (Muschelgeld) nach den weiter östlich gelegenen Dörfern der Küsteneingeborenen verhandelt.

Der Kaiserliche Richter Dr. Hahl schritt nunmehr 1897 und 1898 in wiederholten Zügen gegen die Sklavenräuber ein. Bei diesen Fahrten musste er sich mangels anderer Fahrgelegenheiten eines Ruderboots bedienen, in welchem er mit einem Teil der Polizeitruppe tagelang die Küsten abstreifte. Irgend ein ernsthafter Widerstand wurde von den Küstenbewohnern nirgends geleistet, an verschiedenen Punkten wurden die Bainingsklaven von ihren Herren ausgeliefert, an anderen Plätzen wussten sich dagegen die Eingeborenen durch Flucht unter Mitnahme ihrer Sklaven dem Eingreifen der Verwaltung zu entziehen. Im Jahre 1898 wurde eins der Hauptnester der Sklavenjäger am Kap Giretar zerstört, den Eingeborenen verboten, sich dort wieder niederzulassen und das Land für die Neu-Guinea-Kom-

pagnie, damals noch Trägerin der Landeshoheit, in Besitz genommen. Dies Vorgehen hatte den Erfolg, dass von den Küstenbewohnern noch eine grössere Anzahl von Sklaven ausgeliefert wurden. Die befreiten Sklaven wurden der katholischen Mission vom heiligsten Herzen Jesu, welche von Anbeginn an der Sklavenbefreiung ihr reges Interesse zuwandte, zur Erziehung überwiesen.

Die katholische Mission hatte bereits 1897 eine Station in Vunamarita an der Küste der Gazellehalbinsel nahe der kleinen Insel Massava angelegt und war dann von dort aus zur Gründung einer zweiten Station, St. Paul, in den Bainingbergen geschritten. Diese Station wurde von dem Pater Rascher geleitet, welcher mit unermüdlichem Eifer die Gebräuche und die Sprache der Baining studierte, ohne deren Kenntnis ein erfolgreiches Wirken unter den Wilden nicht möglich ist. Im Jahre 1898 wurde von der Neu-Guinea-Kompagnie mit der Anlage einer Pflanzung auf dem okkupierten Lande beim Kap Giretar begonnen.

Nachdem ich schon vorher bei kleineren Touren in die Berge vom Weberhafen aus wiederholt mit Bainingleuten in Berührung gekommen war, hatte ich im November 1899 Gelegenheit, bei einem Zuge in die Bainingberge von der Massavabucht aus mit dem merkwürdigen Volk in etwas nähere Berührung zu kommen. Seitens der Mission von heiligsten Herzen Jesu war um Bestrafung der auf den Bergen südlich von Massava wohnenden Baining gebeten worden, welche wiederholt Einbruchsdiebstähle in die Missionsstation Vunamarita gemacht hatten. Da ein Vorgehen gegen die Übeltäter zur Verhütung schwererer Ausschreitungen notwendig war, begab ich mich am 7. November 1899 in dem von

der Mission zur Verfügung gestellten kleinen Missionsdampfer »Gabriel« nach Massava.

Am Morgen des 8. November trat ich mit einem Dutzend Polizeijungen sowie in Begleitung des der Bainingsprache kundigen Paters Rascher und des Sekretärs Warnecke den Marsch in die Bainingberge an. Die nötigen Führer und Träger wurden von den Bewohnern der Insel Massikunabuka und des an der Massavabucht belegenen Dorfes Naviu gestellt. Wir folgten bei unserem Marsch zunächst einem breiten, von der Neu-Guinea-Kompagnie angelegten Weg durch prachtvollen Urwald, dann einem links abzweigenden Eingeborenenpfad, welcher im wesentlichen dem Lauf des Karroflusses folgte. Nach mehrstündigem Marsch verliessen wir das mit herrlichem Wald, darunter vielen hochragenden Eukalyptusbäumen bestandene Flusstal und wanderten auf gut betretenem Kanakerpfade bergauf. Um 1 Uhr wurde die erste Ansiedlung der Baining, etwa 250 *m* hoch in der Landschaft Loan belegen, erreicht. Die Ansiedlung bestand, wie alle von mir gesehenen Bainingniederlassungen, aus wenigen niedrigen Hütten inmitten ausgedehnter Taropflanzungen.

Die Hütten der Baining sind die armseligsten Behausungen, welche ich überhaupt im Archipel gesehen habe. Rohe Holzpfähle sind in den Boden geschlagen, zwischen Aussen- und Innenpfählen sind als Wände Hölzer übereinander geschichtet. Darüber ist ein Grasdach. Die ganze Hütte ist meist, das Dach eingerechnet, nicht höher als dreiviertel Mannshöhe, so dass man mit Mühe hineinkriechen und sich darin nur in liegendem oder zusammengekauertem Zustande aufhalten kann. Das Inventar einer solchen Hütte besteht gewöhnlich nur aus einigen Waffen (Speeren und Stein-

keulen), Bambushölzern zum Holen und Aufbewahren von Wasser, einigen aus Bast geflochtenen Körbchen und etwa noch einigen Stücken eines aus Baumrinde bereiteten weissen oder roh bemalten Stoffes, welcher eine gewisse Ähnlichkeit mit der samoanischen Tapa aufweist. Muschelgeld, das bei den Küstenbewohnern eine so grosse Rolle spielt, ist den Baining unbekannt. Als Bezahlung im Tauschhandel dienen lediglich Früchte und Schweine, von denen es bei den Baining eine grosse Menge gibt.

In den Pflanzungen wird besonders Taro in grossen Mengen gebaut, daneben aber auch Bananen und andere Früchte. Kokosbäume trifft man in den Bainingpflanzungen nur ganz selten an. Dagegen wird Tabak gebaut, den die Baining mit einem Blatt umwickelt als Zigarette rauchen.

Bei den Hütten trafen wir einige Baining an, untersetzte kräftige Gestalten mit dicken Bäuchen, breitem Schädel und platter Nase, in Hautfarbe und kurzgeschorenem Wollhaar den Küstenbewohnern ähnelnd. Charakteristisch ist ausser den erwähnten Merkmalen für die Baining eine dicke Schmutzkruste über dem ganzen Körper, welche es als ziemlich zweifellos erscheinen lässt, dass der Baining sich nie wäscht. Die Mehrzahl der Bainingleute, welche ich im Laufe meines Aufenthalts auf der Gazellehalbinsel zu Gesicht bekommen habe, war daneben noch mit dem scheusslichen Ringwurm, einer ringförmigen Hautabschuppung, behaftet, welcher sich häufig über den ganzen Körper hinzog. Die Baining im Norden der Gazellehalbinsel gehen vollständig nackt. Irgend welche Tätowierung habe ich nicht an ihnen bemerkt, als Schmuck lediglich aus Holzfasern geflochtene Armringe.

Die Waffen der Baining sind einfache lange Holzspeere, welche zum Teil am oberen Ende mit einem Knochen versehen sind, Steinschleudern, welche sie sehr geschickt zu handhaben verstehen und Steinkeulen, aus einem runden, sorgfältig abgeschliffenen Stein bestehend, durch welchen der lange Holzstiel hindurchgesteckt ist. Als Werkzeug dient das Steinbeil in primitivster Form und Ausstattung.

Die von uns bei der ersten Ansiedlung angetroffenen Baining blieben bei unserer Annäherung ruhig stehen. Zwei derselben wurden uns von unseren Führern als Teilnehmer an den Einbruchsdiebstählen bezeichnet und räumten auf Befragen des Paters Rascher ihre Beteiligung auch ein. Sie wurden von den Polizeijungen gefesselt, was sie mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck und ohne einen Versuch zu flüchten oder sich zu widersetzen, über sich ergehen liessen. Eine Untersuchung der Hütten förderte verschiedene gestohlene Gegenstände zutage.

Nach weiterem Marsch, abwechselnd durch Taropflanzungen und Busch, kamen wir zu einer in der Landschaft Lassul gelegenen Niederlassung, wo ein Mann und zwei Weiber mit einigen Kindern, alle unsäglich schmutzig aussehend, uns erwarteten. Der Mann wurde, nachdem seine Teilnahme an den Diebstählen festgestellt war, festgenommen, wobei er einen vergeblichen Versuch machte, wegzulaufen. Die beiden Weiber blieben bei diesem Vorgang ruhig zugegen und gaben, als der Baining abgeführt wurde, kein Zeichen von Aufregung oder Erstaunen kund.

Wir kletterten nun weiter bergauf und erreichten gegen Abend das Dorf Vanderam, welches etwa 500 *m* hoch gelegen ist. Hier wurde noch ein, bei den Hütten

angetroffener Baining, welcher bei den Diebstählen beteiligt gewesen war, festgenommen. Ein anderer Baining befand sich in einiger Entfernung im Busch. Auf unser Rufen, an welchem sich auf unsere Aufforderung der verhaftete Baining beteiligte, kam sein Gefährte aus dem Busch hervor und konnte gleichfalls festgenommen werden, nachdem seine Teilnahme an den Einbruchsdiebstählen ebenfalls konstatiert war. Unsere sämtlichen Polizeijungen, Neumecklenburger, Bukas und Neupommern (Küstenbewohner von der Gazellehalbinsel) konnten nicht genug des Spottes über diese dummen Menschen finden, welche sich so leicht hatten fangen lassen. Offenbar schauten sie alle mit tiefer Verachtung auf die Baining als auf weit unter ihnen stehende Geschöpfe herab. Sie unterhielten sich noch lange in verächtlichen Ausdrücken über diese Kanaker, die ebenso dumm und schmutzig wie die Schweine seien und gar nicht zu den Menschen gerechnet werden könnten.

In Vanderam, welches aus fünf elenden kleinen Hütten bestand, wurde übernachtet. Ein kleines Schweinchen, das zutraulich in unsere Hütte hineingekrochen kam, zeigte, dass die Behauptung, die Baining lebten mit ihren Schweinen in trautem Verein zusammen, nicht unbegründet war.

Am anderen Morgen wurde der Weitermarsch durch Taropflanzungen und Busch angetreten. Besonders unbequem war das Marschieren an Stellen, an denen sich früher Pflanzungen von Baining befunden hatten und welche nun vielfach von einem schilfartigen Gras von anderthalb Mannshöhe bestanden waren. Die Baining sind, trotzdem sie ausschliesslich Ackerbau betreiben, ein Nomadenvolk. Sie bauen an einer Stelle auf

den Bergen ihre erbärmlichen Hütten auf, schlagen den Busch nieder und legen ihre Taro- und sonstigen Pflanzungen an. Wenn sie diese abgeerntet haben, ziehen sie nach einer anderen Stelle weiter, um von neuem Pflanzungen anzulegen. An dieselbe Stelle kommen sie, wenn überhaupt, erst nach einer Reihe von Jahren wieder zurück. Ich habe bei meinen Wanderungen in den Bainingbergen wiederholt verlassene und zerfallene Hütten vorgefunden. Wie es scheint, nehmen sich die Baining beim Verlassen eines Platzes gar nicht die Mühe, ihre elenden Hütten abzubrechen.

Bei unserem weiteren Marsche stiessen wir noch auf verschiedene Bainingansiedlungen. Die Bewohner blieben meist bei unserer Annäherung stumpfsinnig sitzen. Ein einziger der verhafteten Baining ergriff unterwegs die Flucht, indem er sich geschickt seiner Fesseln entledigte und in gebückter Haltung in das dichte Gestrüpp schlüpfte. Die Verfolgung des Entsprungenen musste bald als aussichtslos aufgegeben werden. Nach anstrengendem Bergabklettern wurde am Nachmittag Vunamarita wieder erreicht.

Nach den Angaben der Küstenbewohner bestand zwischen ihnen und den in den nächsten Teilen der Bainingberge wohnenden Baining ein regelrechter Tauschverkehr, wobei die letzteren Taro und Schweine lieferten und als Bezahlung Fische und andere Sachen empfingen. Wie uns P. Rascher mitteilte, lag aber tatsächlich eine Art Hörigkeitsverhältnis vor, so dass die Baining den Küstenleuten Schweine und Früchte liefern und für sie Arbeiten verrichten mussten, ohne dafür eine Gegenleistung zu erhalten. Die einzige Gegenleistung der Küstenbewohner bestand anscheinend

darin, dass sie ihre Raub- und Mordzüge nicht gegen die ihnen nächstwohnenden Baining richteten, sondern letztere als Verbündete heranzogen und ihnen Leichen ihrer erschlagenen Landesgenossen aus weiter entfernten Gegenden zum kannibalischen Schmause überliessen, wie dies noch 1897 geschehen war. So zogen die nach Menschenfleisch und Muschelgeld gleich lüsternen und dabei grenzenlos faulen Küsteneingeborenen aus der Nachbarschaft des ihnen geistig nachstehenden Bergvolkes den grössten Nutzen. Die nächstwohnenden Baining lieferten ihnen Esswaren und halfen ihnen bei der Überrumplung entfernter wohnender Bainingstämme, während die Angehörigen der letzteren sowohl für kannibalische Schmäuse wie als Arbeitssklaven Verwendung fanden und daneben noch als Handelsobjekte den mühelosen Erwerb des geliebten Tabus (Muschelgelds) von den weiter östlich wohnenden Küsteneingeborenen ermöglichten. Dass die Küstenleute sämtlich mit Verachtung auf die dummen, leicht zu überlistenden Baining herabsahen, ist nur natürlich.

Bei meiner Anwesenheit in Vunamarita bot sich noch die Gelegenheit, den Küstenbewohnern einige Sklaven abzunehmen. Unterwegs hatte uns einer unserer Führer, der Häuptling Tombola aus dem Küstendorf Naviu die Namen einer Anzahl bisher von den Küstenbewohnern vor den Weissen sorgfältig verheimlichter Bainingsklaven genannt, welche sich noch bei den umwohnenden Küstenleuten befinden sollten. In Naviu selbst sollten noch fünf Sklaven sein, welche auch alsbald auf meinen Befehl widerstandslos ausgeliefert wurden. Die Sklaven machten einen scheuen und verschüchterten Eindruck und erklärten auf Be-

fragen, dass sie dringend wünschten, von ihren Herren loszukommen.

Am folgenden Tage, dem 10. November, traten wir in dem Missionsdampfer zusammen mit dem apostolischen Vikar von Neupommern, Bischof Couppé, der in Missionsangelegenheiten einige Stationen der Mission besucht hatte, die Rückreise an. Unterwegs wurden die Küstendörfer Vunatalis und Ramandu am Weberhafen angelaufen, wo nach Tombolas Angaben noch Sklaven sein sollten. Bei meinem letzten Anlaufen in Ramandu, einige Monate vorher, hatten die Eingeborenen mich am Strand erwartet und in dem ausgedehnten Dorf herumgeführt mit der Versicherung, dass sie keine Sklaven mehr hätten. Diesmal mussten sie davon Wind bekommen haben, dass ich inzwischen genauere Kenntnis erhalten hatte. Als wir vom Dampfer aus, der des flachen Wassers wegen weit draussen liegen bleiben musste, in die Boote stiegen und an Land fuhren, sahen wir die Eingeborenen, jeden mit einem, wahrscheinlich Muschelgeld enthaltenden Päckchen gemächlich in den Busch hinter dem Dorf abziehen. Als wir landeten, war kein Eingeborener mehr zu sehen, unser Rufen blieb erfolglos. Unsere Versuche, in den Busch einzudringen, führten uns überall auf Mangrovesümpfe, welche zu durchschreiten sich bei dem Mangel mit der Örtlichkeit vertrauter Führer als unmöglich erwies. Ich begnügte mich darauf, den Ramanduleuten ebenso wie den Eingeborenen von Vunatalis durch benachbarte Küstenleute den Befehl zur Auslieferung der Sklaven unter Androhung eventuellen Vorgehens übermitteln zu lassen.

Die Eingeborenen leisteten, wie ich hier gleich erwähnen kann, diesem Befehl nicht nur keine Folge,

sondern stellten in Aussicht, dass ich bei Wiederkommen mit samt der Polizeitruppe von ihnen verspeist werden würde. Bei einer späteren Fahrt landete ich dann nochmals in Ramandu. Die grosssprecherischen Eingeborenen hatten sich wieder in die unzugänglichen Mangrovesümpfe geflüchtet. Ich liess das ausgedehnte Dorf niederbrennen und sämtliche Kanus, etwa 30 an Zahl, zerstören. Auch in die Mangrovesümpfe drangen wir, über Baumstämme kletternd, ein Ende vor, ohne indessen einen einzigen Eingeborenen zu Gesicht zu bekommen. Auch Vunatalis wurde bei dieser Gelegenheit zerstört.

Bei unserer weiteren Fahrt mit dem Missionsdampfer hielten wir ein Segelboot europäischer Art und mehrere Kanus an, welche, mit Küsteneingeborenen bemannt, auf der Fahrt von der Insel Watom nach Nakanai, der Gegend, in welcher das Muschelgeld gewonnen wird, begriffen waren und nahmen den Eingeborenen zwei Bainingsklaven ab. Es wurde weiterhin die kleine Insel Urar angelaufen, wo uns gleichfalls fünf Sklaven, drei sofort und zwei später, ohne Widerstand ausgeliefert wurden. Die Baining waren sämtlich der Küstensprache kundig und baten um ihre Befreiung aus der Sklaverei. Sechs bei einem Händler an der Nordküste angetroffene Baining, welche ursprünglich von Küstenleuten als Sklaven geraubt und verhandelt waren, und jetzt von dem Händler als Arbeiter auf Zeit gegen Bezahlung engagiert waren, baten dagegen, sie auf eine bestimmte Zeit im Dienste des Händlers zu belassen, welchem Wunsche willfahrt wurde.

Nach unserer Ankunft in Herbertshöhe wurden die befreiten Sklaven, elf an Zahl, zum Teil noch jugendlichen Alters, der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu zur Erziehung übergeben.

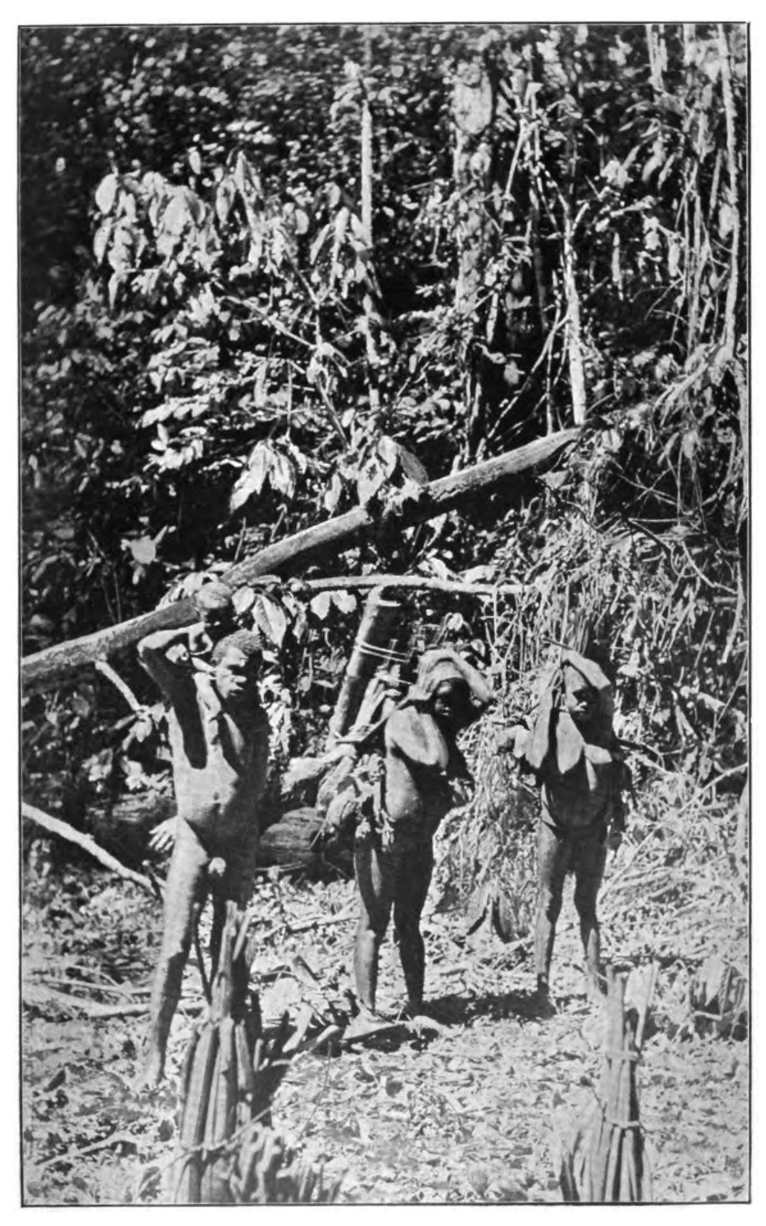


Abb. 23. Baining (Gazellehalbinsel).

Das Loos der Bainingsklaven ist hart. Sie sind gänzlich rechtlos, insbesondere Misshandlungen und grausamer Behandlung durch ihre Herren schutzlos ausgesetzt. Früher wurden sie auch gelegentlich bei Festen abgeschlachtet, wenn sonst kein Menschenfleisch zu erlangen war. Die Bainingsklaven eignen sich anscheinend ziemlich schnell die Sprache der Küstenbewohner an; wenn sie einige Jahre in der Sklaverei verbracht haben, so haben sie allerdings meist ihre eigene Sprache vergessen und können sich nur noch in der Sprache ihrer Herren ausdrücken. Der Sklavenraub wurde hauptsächlich von den Bewohnern der kleinen Inseln Massava, Massikunabuka, Urar, Watom nördlich der Gazellehalbinsel, sowie der Dörfer Vunatalis, Ramandu und Kabaira (Kambair) am Weberhafen ausgeübt. Der Sklavenhandel erstreckte sich weit nach Osten, bis zum Kap Stephen, dem nördlichsten Punkt der Gazellehalbinsel. Es sollen früher selbst Sklaven bis nach der Blanchebucht hinüber verhandelt worden sein. Die Anzahl der 1897, als die Verwaltung begann der Frage näher zu treten, insgesamt auf der Gazellehalbinsel vorhandenen Bainingsklaven ist nicht höher als auf wenige hundert zu schätzen. Neuer Zugang durch Sklavenraub und -Handel hat seitdem nicht stattgefunden. Eine grosse Anzahl der damals vorhandenen Sklaven ist gelegentlich der von Herbertshöhe aus veranstalteten Expeditionen befreit und der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu überwiesen worden, welche sich der Erziehung der verwahrlosten Geschöpfe mit Eifer annahm und überhaupt von Anfang an sich in dieser Sache grosse Verdienste erworben hat. In den Bainingbergen selbst ist unter Leitung des P. Rascher eine Station gegründet worden, in welcher den Baining ins-

besondere Schulunterricht in ihrer eigenen Sprache erteilt wird.

Die Sprache der Baining ist von denen der Küstenbewohner, wie überhaupt von den sonst bisher bekannt gewordenen Sprachen des Bismarck-Archipels gänzlich verschieden.[1]) Bei den Baining herrscht nicht, wie bei allen Küstenstämmen, das Mutterrecht, sondern lediglich das Elternverhältnis ist entscheidend. Dukduk und Ingiet, welche bei den Küstenleuten eine grosse Rolle spielen, sind den Baining unbekannt. Dagegen haben sie grosse Tanzfeste, bei welchen Männer und Weiber unter Vorantragung einer grossen Maske gemeinsam tanzen, während bei den Künsteneingeborenen allgemein Trennung der Geschlechter beim Tanz herrscht. Der Baining steht wohl an Intelligenz, nicht aber an Grausamkeit und Kannibalismus hinter den Küstenbewohnern zurück. Noch in dem hier behandelten Zeitraum fanden im Innern der Bainingberge zwischen den verschiedenen Bainingstämmen gegenseitige Überfälle und Kriegszüge zum Zweck der Gewinnung von Menschenfleisch statt.

Die Baining bewohnen die Berge im Innern der Gazellehalbinsel von Kap Lambert bis hinab nach dem Süden der Halbinsel, der Weiten Bucht. Die gelegentlich einer Expedition[2]) von uns an der Ostküste der Gazellehalbinsel südlich des Warangoiflusses und am Henry Reidfluss (Weite Bucht) gesehenen Eingeborenen, welche aus ihren im Innern auf den Bergen gelegenen Ansiedlungen herab-

---

1) Eine Grammatik der Bainingsprache hat der Pater Rascher veröffentlicht, der als erster Europäer diese Sprache erlernt hat. (Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Jahrg. VIII, 1904.)

2) Vgl. unten Kap. XIII.

kamen, wiesen in Erscheinung und Bewaffnung eine grosse Ähnlichkeit mit den Baining auf, mit der alleinigen Ausnahme, dass erstere als Bekleidung einen schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen Schurz trugen, während die nördlich wohnenden Baining ganz nackend gingen. Durch Pater Rascher wurde bei dieser Fahrt nach dem Süden festgestellt, dass einzelne Worte der Sprache der nahe der weiten Bucht angetroffenen Eingeborenen mit Worten der Bainingsprache übereinstimmten. Es muss hiernach als sicher angenommen werden, dass die im Süden angetroffenen Eingeborenen mit den Baining eines Stammes sind. Ob die Berge im Innern des Hauptteils von Neupommern, südlich der Gazellehalbinsel, auch von Baining bewohnt werden, ist bisher noch nicht festgestellt worden, ebensowenig, ob etwa das Volk, das nach Angaben der Küstenbewohner von Südneumecklenburg die Berge im Innern des breiten südlichen Teils von Neumecklenburg bewohnen soll, mit den Baining verwandt ist.

Die äusserst tiefe Stufe, auf der sich die Baining, selbst mit den rohen, kannibalischen Küstenstämmen verglichen, befinden, ihre gänzliche Verschiedenheit von allen anderen bekannt gewordenen Eingeborenen des Bismarck-Archipels, die Zurückgezogenheit, mit welchen sie ihr Ackerbau-Nomadenleben in den schwer zugänglichen Bergen des Innern führen, lässt die Vermutung als begründet erscheinen, dass wir es hier mit einer Urbevölkerung Neupommerns zu tun haben, welche vor dem Andrang stärkerer und intelligenterer Eingeborener sich allmählich mehr und mehr in das Innere zurückgezogen hat.

Kapitel XIII.

Fahrt nach der Südküste Neupommerns.

Der Hauptteil von Neupommern, südlich der Gazellehalbinsel, gehört zu den am wenigsten bekannten Teilen des Bismarck-Archipels. Es befand sich bisher dort keine einzige Handelsstation. Abgesehen von einem Besuch des Kaiserlichen Richters Dr. Hahl an der Nordküste von Neupommern (Nakanai) im Jahre 1896 und dem gelegentlichen Anlaufen einzelner Punkte an der Nord- wie der Südküste durch Kriegs- und Handelsschiffe hatte keinerlei Verkehr mit dem Hauptteil der Insel stattgefunden. Speziell die Südküste war, abgesehen von einem Besuch des Reisenden Powell im Jahre 1878, der aber nicht über die Weite Bucht hinausgekommen war, wenig bekannt geworden.

Die Gelegenheit zu einer Bereisung der Südküste Neupommerns bot sich mir im November 1899. Der Bischof Couppé beabsichtigte mit dem kleinen Missionsdampfer »Gabriel« (16 Tonnen gross) eine Fahrt dorthin zu unternehmen, um das Land zu erforschen und Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen.

Auf Einladung des Bischofs beteiligte ich mich an dieser Fahrt, welche eine für die Verwaltung äusserst wünschenswerte, bisher lediglich aus Mangel an Mitteln vom Gouvernement nicht selbständig angestrebte

Erweiterung unserer Kenntnis von Neupommern zu bringen versprach. An der Fahrt nahmen ferner teil der der Bainingsprache kundige Pater Rascher, sowie der Kapitän Rondahl, Pflanzer in Kabakaul (Gazellehalbinsel) als seemännischer Leiter. Zum Schutz der Expedition nahm ich dreizehn Polizeisoldaten mit.

Am 18. November fuhren wir von Herbertshöhe ab. Nachdem wir Kap Gazelle passiert hatten, fuhren wir südwärts dicht an der Küste entlang. Bis zur Händlerstation Löndip ist die Küste dicht bevölkert und reich mit Kokosbäumen besetzt. Kanus sind zahlreich vorhanden. Die letzte Ansiedlung von Eingeborenen am Strande befindet sich in Livuan, etwas südlich von Löndip. Im weiteren Verlauf der Küste sind weder Hütten und Kanus, noch Kokosbäume vorhanden. Alles ist von einem gleichmässigen Busch bedeckt. An der Mündung des Warangoiflusses standen einige Gebäude der Neu-Guinea-Kompagnie, welche dort mit der Anlegung eines Holzsägewerks begonnen hatte.

Südlich vom Warangoi fuhren wir in den Rügenhafen hinein, ein geräumiges Bassin, welches durch eine schmale Einfahrt erreicht wird. Wir fuhren weiter nach Süden, ohne am Ufer auch nur einen Menschen oder ein Zeichen der Anwesenheit von Menschen zu entdecken. Nur in der Ferne auf den Bergen konnte man mit dem Glas Pflanzungen von Eingeborenen erkennen. In einer Bucht südlich vom Kap Palliser ankerten wir nicht weit von der Mündung eines kleinen Flusses. Wir fuhren den letzteren im Boot ein Ende hinauf; als das flacher werdende Wasser eine Weiterfahrt nicht gestattete, folgten wir, grösstenteils im Wasser watend, dem Lauf des Flusses. An den Ufern bemerkten wir verschiedentlich Fussspuren von Eingeborenen, nach

halbstündigem Marsch kamen wir schliesslich auf einen gut betretenen Kanakerpfad, der von dem rechten Ufer des Flusses aus in das Innere führte. Da es zu weiterem Vordringen zu spät war, kehrten wir um und kamen mit Dunkelwerden auf dem Dampfer wieder an.

Am anderen Morgen, den 19. November, setzten wir unsere Fahrt fort. Wir waren kaum um den die Bucht im Süden begrenzenden Landvorsprung herumgefahren, als wir eine Menge Eingeborener am Strande herumlaufen sahen. Der Dampfer hielt, wir fuhren im Boot an Land. Die Eingeborenen hatten sich bei unserer Landung in den Busch geflüchtet bis auf zwei, die mit grünen Zweigen winkend in der Ferne stehen blieben. Durch Vorzeigen bunter Tücher, von denen ihnen eins zugeworfen wurde, gelang es, sie etwas zutraulicher zu machen. Eine vom Pater Rascher versuchte Unterhaltung ergab, dass ihre Sprache zwar sehr wesentlich von der Bainingsprache abwich, dass indessen eine Anzahl von Worten, insbesondere für Waffen, in beiden Sprachen übereinstimmten. Auch sonst zeigten die Eingeborenen in der Erscheinung grosse Ähnlichkeit mit den im Nordwesten der Gazellehalbinsel wohnenden Baining. Die Kleidung bestand aus einem schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen Schurz, von dem auf der Rückseite ein Ende frei abflattert, so dass es von weitem wie ein Schwanz aussah. An Waffen führten die Leute lediglich einfache hölzerne Speere, zum Teil am oberen Ende mit einem Knochen versehen, ferner Steinschleudern und Steinbeile einfachster Art.

Dem Strande folgend, bemerkten wir in einigen etwa 20 *m* vom Ufer entfernt im Busch sich erhebenden Felsen Aushöhlungen, in denen vor kurzem noch

Feuer unterhalten sein mussten. Neben den Feuerplätzen befand sich eine geräumige Höhle mit ganz schmalem Eingang, der mit einigen Steinen verdeckt war. Anscheinend hatten die Eingeborenen hier vorübergehend, während sie der Fischerei oblagen, ihre Wohnplätze.

Wir gingen wieder an Bord und fuhren weiter. Die Küste wird von einer Reihe aufeinander folgender Ausbuchtungen gebildet. In einer derselben sahen wir eine Menge Eingeborener am Strande, welche grüne Zweige schwenkten und lebhaft gestikulierend hin und her liefen. Wir fuhren im Boot dicht an die vor dem Ufer vorlagerten Riffe heran, mussten aber der Brandung wegen wieder umkehren. Die Eingeborenen sahen in Gestalt, Kleidung und Bewaffnung genau wie die vorhergesehenen aus. Wir sahen hier auch mehrere Steinkeulen von der Art, wie sie bei den Baining üblich sind (ein runder in der Mitte durchbohrter Stein, durch welchen der Holzstiel hindurchgesteckt ist).

Im weiteren Verlauf der Küste bemerkten wir an einer Stelle zwei kleine Hütten, aber kein einziges Kanu und keine Kokospalmen. Im Hintergrunde sind überall ziemlich hohe Berge, auf denen wir häufiger Eingeborenenpflanzungen bemerken konnten. An einer Stelle sahen wir auf einem Berg nahe der Küste ein kleines Dorf. Wir umfuhren die Zungenspitze und ankerten in der Henry Reid-Bucht. Von hier unternahmen wir im Boot eine Fahrt nach dem Henry Reidfluss. Nachdem wir erst in die beiden linken Arme des Flusses hineingefahren und wieder umgekehrt waren, da sie nach kurzer Zeit unpassierbar wurden, gelangten wir über eine Sandbarre in den breiten rechten Arm und fuhren ein Ende flussaufwärts. Nach

einigen hundert Metern wurde das Wasser flach, und wir mussten gehen. Am Ufer und in dem meist 100 *m* und darüber breiten Flussbett, von dem der Fluss nur etwa ein Drittel mit Wasser füllte, fanden wir verschiedene einfache Schutzhütten, nur aus Pfosten und Schutzdach bestehend. In einer derselben liegende Schildkrötenschalen bewiesen, dass die Hütte von Eingeborenen als Kochplatz benutzt war. Fussspuren wurden in Menge gesehen, endlich auch ein gut betretener Eingeborenenpfad am rechten Ufer. An beiden Ufern befanden sich sehr umfangreiche Eukalyptusbestände.

Da der Abend nahte, kehrten wir um und fuhren an Bord.

Am nächsten Morgen, den 20. November, setzten wir unsere Fahrt der Küste entlang fort. Die Berge der Gazellehalbinsel flachen sich nach der Henry Reidbucht hin ab. Westlich beginnen die Bergketten des langgestreckten Teils von Neupommern. Zwischen den Bergen der Gazellehalbinsel und denen des übrigen Neupommerns befindet sich eine Lücke, in welcher das Land eben erscheint. Wir umfuhren die kleine Browninsel. Zwischen dieser und der Hauptinsel befindet sich ein anscheinend guter Ankerplatz.

An der Westseite der Weiten Bucht sahen wir Kokospalmen — die ersten seit Livuan (Löndip). Das Land ist auf einige Kilometer inlands flach, dahinter erheben sich die Berge, welche nach Kap Orford zu wieder nahe an das Meer herantreten. Die in Gruppen im Busch stehenden Kokospalmen werden zahlreicher, auf den Bergen im Hintergrunde erscheinen ausgedehnte Pflanzungen. Endlich sehen wir, noch westlich vom Kap Orford, das erste Dorf am Strande. Eine grosse

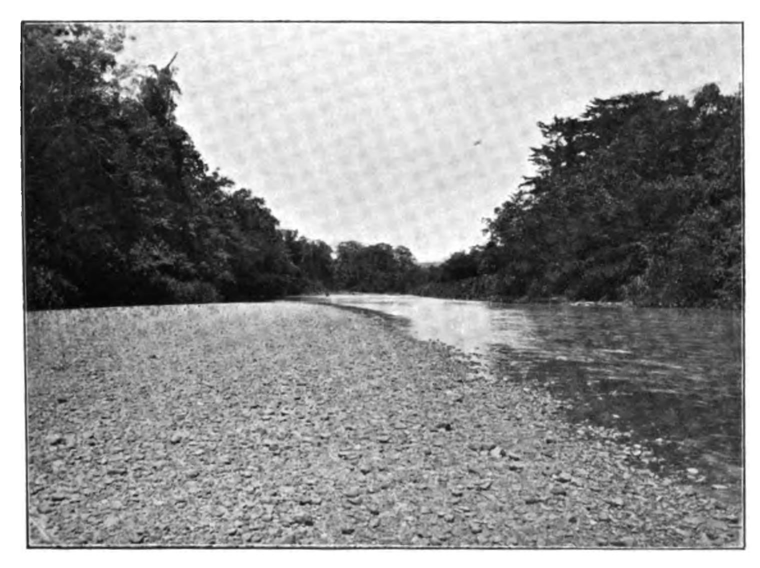


Abb. 24. Flusslauf. (Warangoi.) Gazellehalbinsel.

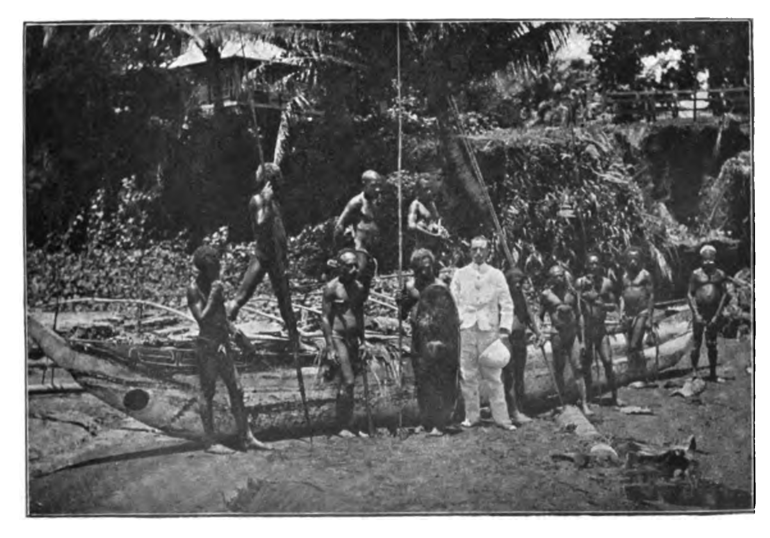


Abb. 25. Eingeborene von der Südküste Neu-Pommerns.

Menge von Eingeborenen, Männer, Weiber und Kinder kommen angelaufen, grüne Zweige in den Händen. Gleichzeitig kommen mehrere Kanus angefahren. Wir fahren im Boot ans Ufer, wo wir mit lebhaftem fröhlichen Schreien von den Eingeborenen begrüsst werden. Alles umringt uns und beginnt um die mitgebrachten Tauschwaren zu handeln.

Die Eingeborenen haben die braune Färbung etwa der Neumecklenburger, ebensolche Haare wie diese, lebhafte Gesichtszüge von bisweilen ausgesprochen semitischem Typus und sind im allgemeinen gut gewachsen. Hautkranke (Ringwurm) wurden nur vereinzelt bemerkt. Die Männer wiesen zum Teil einfache Tätowierungen auf der Brust auf, während ich solche im Gesicht bei keinem bemerken konnte. Die Kleidung bestand aus einem Schurz, ähnlich dem oben beschriebenen, geflochtenen bunten Armbändern, Kniebändern und Zahnhalsbändern. Ausserdem hatte fast jeder Erwachsene seine Steinschleuder um den Kopf gewickelt. Die Waffen bestanden aus Speeren, deren Spitze durch eine Kasuarkralle gebildet wurde, schön geschnitzten schwarzen und braunen Holzkeulen, Steinkeulen nach Baininger Art, Steinbeilen und bunt bemalten Holzschilden.

Auf unseren durch Gebärden ausgedrückten Wunsch begleiteten uns die Eingeborenen unter fröhlichem Schreien ins Dorf, als dessen Name uns Mochlón genannt wurde. Die Sprache bot übrigens weder mit einer von den Polizeisoldaten (Neupommern von der Gazellehalbinsel, Buka und Neumecklenburger) gesprochenen Sprache, noch mit der Bainingsprache eine erkennbare Ähnlichkeit. Das Dorf war völlig verschieden von den meist aus wenigen Hütten bestehen-

den Niederlassungen auf der Gazellehalbinsel. Die zahlreichen Hütten waren ziemlich gross und hoch, von ovaler Gestalt. Die Grasdächer reichten sehr weit hinab, bisweilen fast bis auf die Erde, so dass die Wände bei manchen Hütten kaum zu sehen waren. Nachdem wir verschiedene ethnographisch interessante Gegenstände, darunter besonders ein merkwürdiges Tanzgestell, dessen oberer Teil die Gestalt eines grossen geflochtenen Schirms hatte, erworben hatten, fuhren wir wieder an Bord. Vier halbwüchsige Burschen begleiteten uns und deuteten durch Zeichen an, dass sie bei uns bleiben wollten, was ihnen auch gestattet wurde.

Wir fuhren weiter dicht an der Küste entlang. Überall fielen die ausgedehnten, terrassenförmig übereinander befindlichen Pflanzungen der Eingeborenen (hauptsächlich Taro und Bananen) auf. Kokospalmen wurden nur in kleineren Gruppen in der Nähe der einzelnen Dörfer bemerkt. An vielen Stellen standen Scharen von Eingeborenen am Ufer, mit Zweigen winkend und lebhaft gestikulierend. Kanus bemerkten wir häufiger am Strande, doch nirgends so häufig wie bei den Küstenbewohnern der Gazellenhalbinsel. Von einem nahe Kap Orford (Nordspitze) gelegenen Dorf kam ein Kanu mit Eingeborenen an den Dampfer herangefahren. Die aus Mochlón mitgenommenen Eingeborenen duckten sich scheu zusammen und gaben durch Zeichen zu verstehen, dass die Leute im Kanu ihre Feinde seien.

Es wurden noch die Orte Wúwin, nahe einem Flüsschen südlich von Kap Orford (Nordspitze) und Nangunei unmittelbar an einem bei Kap Orford (Südspitze) mündenden kleinen Fluss angelaufen. Die Ein-

geborenen waren freundlich und lebhaft. Bewaffnung und Kleidung, Anlage der Hütten und des Dorfes waren dieselbe wie bei den Mochlóneingeborenen. Einer der aus Mochlón mitgenommenen Burschen wurde mit an Land genommen und begann sofort eine in Rede und Gegenrede lebhafte Unterhaltung mit den Eingeborenen, so dass über das gegenseitige Verstehen kein Zweifel obwalten konnte.

Hervorragend ist die Schwimmkunst der Eingeborenen. An verschiedenen Punkten kam neben den Kanus eine ganze Anzahl von Eingeborenen zum Dampfer herausgeschwommen, einige hatten zur Stütze ein Bündel Stangen mit, an welchem sie sich festhielten, In Nangunei wurden einige Äxte europäischer Herkunft bemerkt. Wie sich herausstellte, war ein alter Mann in früherer Zeit als Arbeiter in Fidji gewesen. Die Eingeborenen waren ohne jedes Misstrauen. In Nangunei blieben einige Eingeborene an Bord, bis der Dampfer sich in Bewegung setzte. Dann sprangen sie ins Wasser und schwammen an Land.

Die Fahrt wurde fortgesetzt. Südlich vom Kap Orford (Südspitze) ist das Ufer felsig. Ansiedelungen von Eingeborenen werden seltener, die Pflanzungen minder ausgedehnt. An einer Stelle erschienen eine Menge Eingeborener am Ufer, mit Zweigen winkend.

Wir suchten vergebens nach einem Ankerplatz und waren gezwungen, bei Einbruch der Dunkelheit weiter in das Meer hinauszufahren. Nachdem der Mond aufgegangen war, fuhr der Dampfer in die unmittelbar südlich von Kap Quoy gelegene Bucht und ankerte hier.

Am anderen Morgen, den 21. November, fuhren wir in der Bucht am Strande entlang. An verschiedenen Stellen war es der vielen, weit hinausragenden Riffe

wegen schwierig, eine Durchfahrt für den Dampfer zu finden. An einer Stelle öffnete sich ein 30—40 *m* breiter Kriek. Am Ufer lagen mehrere Kanus, auf einem Hügel sahen wir Kokospalmen. Wir fuhren im Boot in den Kriek hinein, der auf beiden Seiten von Mangroven besetzt war. Unterwegs begegnete uns ein grosses, mit Eingeborenen bemanntes Kanu, welches schleunigst Kehrt machte. Die Insassen flüchteten unter Rücklassung des Kanus über die Mangroven in den Busch. Nachdem wir den Kriek ungefähr einen Kilometer entlang gefahren waren, kamen wir an einen etwa vier Meter hohen Wasserfall. Das Wasser von zwei kleinen Bächen, welche sich etwas oberhalb vereinigen, fällt hier in mehreren dünnen Armen herab. Während wir an der Seite des Falls den Berg hinaufkletterten, erschienen auf der anderen Seite mehrere Eingeborene, mit Zweigen winkend. Da ein Versuch der Annäherung bei der Scheu der Eingeborenen vergeblich blieb, fuhren wir winkend an den Strand zurück. Alsbald versammelte sich hier auch eine grössere Anzahl von Eingeborenen, unter denen besonders eine von Kopf bis zu Fuss mit Kalk weiss angestrichene Frau auffiel. Die Leute waren ebenso gekleidet und bewaffnet wie die vorher gesehenen Eingeborenen. Die meisten Männer waren im Gesicht durch Querschnitte tätowiert, während ich am Körper keine Tätowierung bemerken konnte. Unsere aus Mochlón mitgenommenen Eingeborenen konnten sich hier nicht mehr verständigen.

Als wir abfuhren, ertönte die Dampfpfeife, worauf sämtliche Eingeborene bis auf einen die Flucht ergriffen, um alsbald nach der Abfahrt wieder aus dem Busch hervorzukommen. Bei der weiteren Fahrt längs der Küste in der Jacquinotbucht sahen wir an ver-

schiedenen Punkten Dörfer, inmitten von Kokospalmen liegend, mit Kanus am Strande. Mehrfach liefen Eingeborene, mit grossen Blättern von nahezu weisser Farbe winkend, am Strande umher. Im Innern der Bucht, durch einige kleine, vorgelagerte Inseln geschützt, ankerten wir in der Nähe eines ziemlich breiten Flusses von reissender Strömung. Auf den Inseln und Riffen fielen überall dreieckige Holzgerüste auf, von welchen aus die Eingeborenen ihre Fischnetze auslegen.

Wir fuhren an Land und gingen mit den zahlreich erscheinenden Eingeborenen in ihr Dorf. Aussehen, Kleidung, Waffen der Eingeborenen, Bauart der Hütten waren ebenso wie bei den zuletzt besuchten Eingeborenen.

In den Hütten fiel uns eine Menge menschlicher Kinnbacken auf, welche mit Bast umschnürt waren. Ob es sich um Überbleibsel kannibalischer Mahlzeiten oder um solche von verstorbenen Verwandten handelte, konnte bei der Unmöglichkeit irgend welcher Verständigung nicht festgestellt werden. Dass die Eingeborenen der Südküste ebenso wie die Bewohner der Gazellehalbinsel Menschenfresser sind, ist zweifellos. Im Jahre 1897 wurde in der Gegend der Jacquinotbai ein mit einigen Chinesen und schwarzen Arbeitern besetzter Segelschuner auf ein Riff getrieben. Die Besatzung ging an Land, wurde indessen dort, als sie sich am Strande eine Mahlzeit kochte, von den Kanakern angegriffen und nach tapferer Gegenwehr bis auf einen Buka niedergemacht. Diesem gelang es, nachdem er mehrere Angreifer niedergeschossen hatte, in den Busch zu flüchten, von wo aus er sah, wie seine erschlagenen Gefährten zerlegt wurden, um den Eingeborenen zum Frasse zu dienen. Nach monatelanger

Wanderung, meist die Nacht zum Marschieren benutzend und sich tagsüber im Busch versteckt haltend, gelangte der Bukajunge endlich in elendem, abgemagertem Zustande wieder nach Herbertshöhe.

Unter den Kinnbacken fielen uns zwei mit weissen Zähnen versehene auf, während alle anderen Kinnbacken schwarz gefärbte Zähne aufwiesen. Da wir gleichzeitig in einer Hütte eine Axt europäischer Herkunft bemerkten, wie sie vorzugsweise im Archipel von chinesischen Zimmerleuten gebraucht wurden, so tauchte der Verdacht auf, dass von diesen Eingeborenen der Überfall auf die Chinesen verübt sei und dass die beiden Kinnbacken mit den weissen Zähnen von den ermordeten Chinesen herrührten. Doch Gewissheit wäre nur durch eine eingehende Haussuchung zu erzielen gewesen. Die Kanaker hatten von Anfang an ein scheues Wesen an den Tag gelegt und unsere Betrachtung der Kinnbacken und der Axt mit Misstrauen beobachtet. Nunmehr forderten sie uns durch Rufe und Gebärden auf, ihr Dorf zu verlassen. Gleichzeitig erschienen im Hintergrunde mit Speeren bewaffnete Eingeborene. Weitere Nachforschungen würden ohne Zweifel zu einem Kampf mit den Kanakern geführt haben. Da die Axt, übrigens der einzige sichtbare Gegenstand europäischer Herkunft, kein genügender Beweis war, dass wir die Mörder der Chinesen vor uns hatten, und auch die Richtigkeit unserer Mutmassungen über die Kinnbacken sehr zweifelhaft erschien, so zog ich es im Interesse des weiteren friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen vor, von einer Durchsuchung abzusehen. Wir zogen uns daher an den Strand zurück.

Einige Eingeborene begleiteten uns dorthin, zeigten aber ein ablehnendes und misstrauisches Verhalten, und

waren insbesondere nicht zu bewegen, uns ein uns umgrunzendes kleines Schwein zu verkaufen. Schweine schien es überhaupt an der Südküste nicht sehr viele zu geben. Während die Eingeborenen uns überall bereitwillig ihre Speere, Keulen, Schilde und sonstige Gegenstände gegen Messer und andere Tauschwaren überliessen, konnten wir während der zwölftägigen Fahrt nicht ein einziges Schwein zur Ergänzung unseres Proviants erwerben.

Bei unserer Abfahrt am anderen Morgen, dem 22. November, hatten sich die Eingeborenen wieder zahlreich am Strande versammelt. Auf das Ertönen der Dampfpfeife flüchtete Alles entsetzt in den Busch. Wir fuhren weiter bis zum Südende der Jacquinotbucht. Eingeborene sahen wir häufiger am Strande, doch trugen alle ein ängstliches, scheues Wesen zur Schau. An einer Stelle trafen wir auf zwei Kanus, welche hinter einem Landvorsprung auftauchten. Das eine Kanu ruderte bei unserem Anblick schleunigst an Land, während die Insassen des anderen ins Wasser sprangen und unter Rücklassung des Kanus an Land schwammen. An einem Punkt nahe dem Südausgang der Jacquinotbucht gingen wir an Land. Die Eingeborenen hatten erst mit grossen weissen Blättern winkend am Ufer gestanden, dann aber, bei unserer Landung, die Flucht ergriffen. Nach langem Winken gelang es uns, sie zum Näherkommen zu bewegen. Unsere Mochlón-Eingeborenen konnten sich hier ebenso wenig verständigen, wie vorher. Die Eingeborenen waren genau wie die anderen in der Jacquinotbucht gesehenen gekleidet und im Gesicht tätowiert. Unsere Versuche, einige der einfachen Schmucksachen zu erhandeln, scheiterten an dem Misstrauen der Eingebore-

nen. Wir folgten letzteren nunmehr in das Dorf, welches ein Stück vom Strande zurücklag. Doch wurde das Misstrauen der Eingeborenen dadurch noch verstärkt. Einige der vorher unbewaffneten Männer erschienen mit Speeren bewaffnet wieder und forderten uns durch Geberden auf, das Dorf zu verlassen. Nachdem wir uns überzeugt hatten, dass die Hütten in jeder Beziehung den vorher gesehenen entsprachen, gingen wir auf den Dampfer zurück.

Es wurde nun die Rückfahrt angetreten. Wir ankerten nicht weit vom Kap Quoy, an derselben Stelle, an der wir zwei Tage vorher geankert hatten. Am Strande hatten sich viele Eingeborene versammelt. Wir wurden diemal von den Eingeborenen, welche bei unserem ersten Zusammentreffen (am Wasserfall) so scheu gewesen waren, lebhaft und fröhlich begrüsst. In ihrer Begleitung wanderten wir etwa 20 Minuten bergauf zu ihrem auf einem Hügel gelegenen Dorf, als dessen Namen sie Matóng nannten. Das Dorf ist ausgedehnt, in unmittelbarer Nähe schien noch ein zweites Dorf zu liegen. Es umgaben uns mehrere hundert Eingeborene, lebhaft gestikulierend und auf uns einredend. Mehrere weiss angestrichene Weiber fielen hier auf. Der auf der Gazellehalbinsel bei Trauer übliche schwarze Anstrich wurde dagegen nirgends bemerkt. Die Hütten boten weder äusserlich noch im Innern etwas von den vorher gesehenen Hütten Abweichendes.

Da der Abend nahte, gingen wir wieder zum Strande zurück, von vielen Eingeborenen begleitet, welche Bananen, Zuckerrohr und Taro schleppten. Durch einen Versuch überzeugte ich mich, dass diesen Eingeborenen Schusswaffen noch unbekannt sein

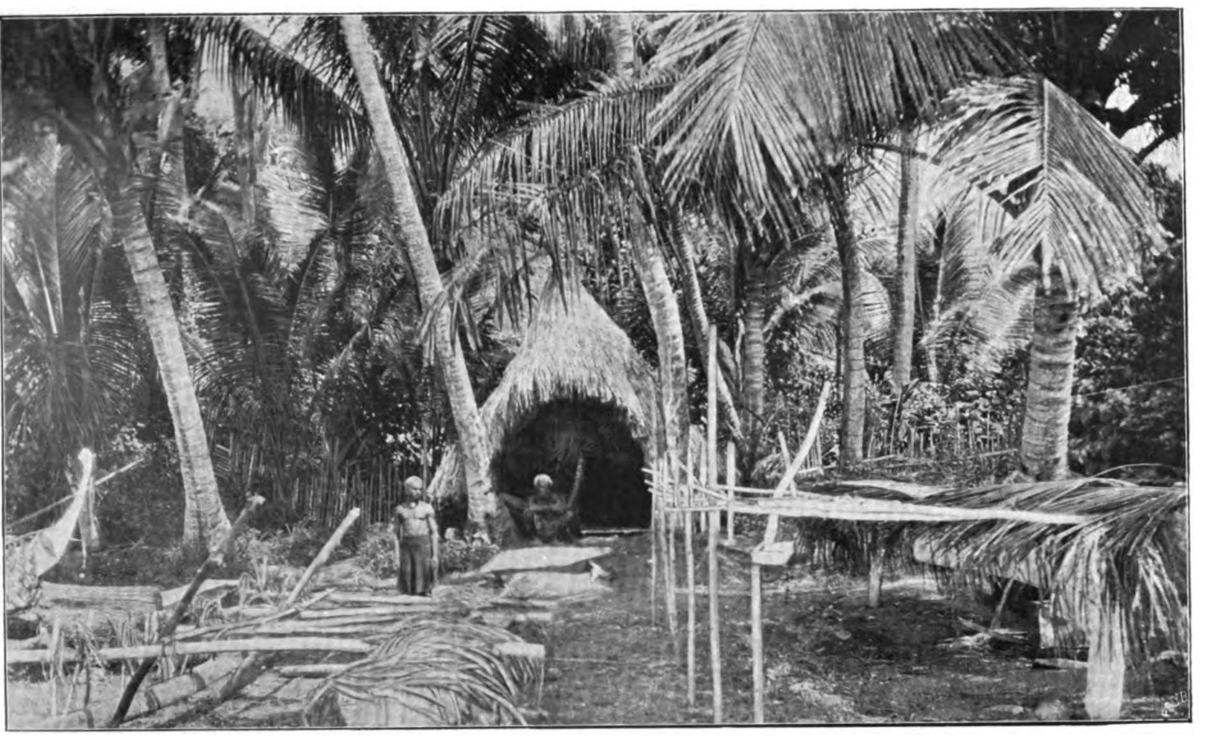


Abb. 26. Dorf auf Kabotteron (Nusafahrwasser).

mussten. Es wurde ein Schuss in die Luft abgegeben, worauf sämtliche Eingeborene, die bis dahin erwartungsvoll dabei gestanden hatten, sich duckten und eilends in den Busch liefen. Erst auf Zureden kamen die Mutigsten wieder hervor und bezeigten die höchste Verwunderung über die Wirkung einiger weiterer auf Baumäste abgegebener Schüsse.

Am Morgen des 23. November fuhren wir weiter denselben Weg zurück, den wir vor einigen Tagen gekommen waren. Als wir an dem Orte Wuwin vorbeifuhren, kamen einige Kanus heraus. Zwei Eingeborene kamen an Bord und gaben durch Geberden die Absicht kund, mit uns zu fahren. Ich nahm beide zur Verwendung als Arbeiter für das Gouvernement mit. Der eine der vier aus Mochlón mitgenommenen Burschen gab durch Geberden zu verstehen, dass er hier an Land zu gehen wünsche. Nachdem ihm die Erlaubnis erteilt war, sprang er ins Wasser und schwamm an Land. Die übrigen drei Mochlón-Eingeborenen fuhren mit nach Herbertshöhe und wurden vom Bischof Couppé bei der Mission untergebracht.

Am Nachmittag wurde unser früherer Ankerplatz in der Henry Reid-Bucht erreicht. Am Ufer nahe unserer Ankerstelle sahen wir eine Menge Eingeborene hin und her laufen, von denen einige mit Zweigen winkten. Wir fuhren im Boot an Land, zum Zeichen unserer friedlichen Absichten mit Tüchern schwenkend. Als wir nahe kamen, nahmen die Eingeborenen plötzlich Kampfstellung ein. Einige schwangen ihre Speere zum Wurf, mit den Beinen die charakteristischen tanzähnlichen Bewegungen ausführend. Als wir dessenungeachtet unsere Landung bewerkstelligten, zogen sich die Eingeborenen, ohne einen Angriff versucht zu haben,

in den Busch zurück und tauchten dann in einiger Entfernung wieder am Strande auf. Unsere Versuche, sie zum Näherkommen zu bewegen, blieben vergeblich. Bei unserer Annäherung flüchteten die Eingeborenen eilig weiter in den Busch.

Am Abend in der Dunkelheit wurde ein Boot mit Polizeisoldaten, welche zum Abkochen an Land gefahren waren, von weitem mit Steinen beworfen, ohne dass jedoch jemand getroffen wurde.

Am 24. November, früh, fuhren Bischof Couppé, Pater Rascher und ich mit elf Polizeisoldaten im Boot nach dem Henry Reid-Fluss, verliessen dann im Fluss das Boot und wanderten flussaufwärts. Nach einem Marsch von einigen Kilometern teils im Flussbett, teils auf Kanakerpfaden, trafen wir plötzlich im Flussbett auf einen grossen Trupp Eingeborener. Dieselben zogen sich zunächst ein Ende zurück. Als wir stehen blieben und mit Tüchern und Zweigen winkten, begannen die Eingeborenen zum Angriff vorzugehen, indem sie vorrückten und mit Steinschleudern Steine auf uns warfen, welche indess bei der weiten Entfernung vor uns niederfielen, ohne uns zu erreichen. Ich ging mit den elf Polizeisoldaten im Laufschritt gegen die Eingeborenen vor, worauf dieselben die Flucht ergriffen. Die Eingeborenen hatten bei ihrer eiligen Flucht Körbe mit Taro, mit Wasser gefüllte Bambusrohre und Waffen liegen lassen. Die primitiven Waffen — Steinbeile, Keulen, Speere und Steinschleudern — glichen durchaus den bei den Baining üblichen Waffen. Den Gebärden der aus Mochlón und Wuwin mitgenommenen Eingeborenen nach zu urteilen, waren diese Bergbewohner ihre Feinde und überfielen öfters ihre Dörfer.

Wir wanderten weiter den Fluss entlang, der eine

lange Strecke ungefähr von West nach Ost fliesst. Dann biegt der Fluss (stromaufwärts gerechnet) im rechten Winkel nach Norden, um weiterhin eine nordnordwestliche Richtung anzunehmen. Wir folgten dem Fluss über drei Stunden. Unsere Versuche, einen Weg zu den Bergen hinauf zu finden, um womöglich einen Blick nach der anderen Seite hinüber zu gewinnen, blieben vergeblich. Die von uns eingeschlagenen Kanakerpfade führten stets auf Umwegen wieder zum Fluss zurück. Wir hatten bei dem Marsch Gelegenheit, uns von dem grossen Umfang der Eukalyptusbestände, insbesondere auf dem rechten Ufer des Flusses, zu überzeugen. In der Ferne, auf den Bergen westlich von uns, sahen wir Ansiedlungen von Eingeborenen. Beim Rückmarsch verloren wir im Busch die Richtung und brauchten zwei Stunden, um uns wieder zum Henry-Reid-Fluss durchzuarbeiten. In strömendem Regen erreichten wir die Mündung, wo uns Kapitän Rondahl mit den beiden Booten erwartete, und fuhren zum Dampfer zurück.

Am folgenden Tage (25. November) fuhren wir im Boot nach dem Powelfluss, dessen Mündung einige hundert Meter südlich von der Mündung des Henry Reid-Flusses liegt. Der über hundert Meter breite Powelfluss fliesst träge zwischen Schilf und Busch dahin. Nahe der Mündung sind die Ufer sumpfig, weiter oberhalb beginnt fester Boden. Wir fuhren einige Kilometer flussaufwärts, hatten indessen bald Schwierigkeiten, mit dem Boot vorwärts zu kommen, da der Fluss flach wurde. Der Fluss beschreibt viele Windungen, scheint aber im ganzen weiter oberhalb eine Richtung von Südwest nach Nordost anzunehmen. Der Schluss dürfte gerechtfertigt sein, dass der Powel-

fluss in dem Hauptteil von Neupommern, der Henry Reid-Fluss dagegen auf der Gazellehalbinsel entspringt. An den Ufern des Powelflusses sahen wir flussaufwärts gleichfalls Eukalyptusbäume.

Nach Rückkunft auf den Dampfer wurde der Anker gelichtet. Am Abend erreichten wir die Ankerstelle südlich vom Kap Palliser, an der wir am ersten Tage unserer Fahrt geankert hatten. Am Ufer erschienen Eingeborene, mit denen in Verkehr getreten wurde.

Am 26. November wurde Herbertshöhe wieder erreicht.

Diese Fahrt nach der Südküste Neupommerns, welche bis dahin keine Arbeiter nach Herbertshöhe geliefert hatte, sollte für die Arbeiteranwerbung gute Folgen haben. Während vier jüngere Leute aus Mochlón in Vuna Pope bei der katholischen Mission verblieben, wurden die beiden erwachsenen Eingeborenen aus Wúwin auf der Polizeistation in Herbertshöhe untergebracht. Sie schienen sich indessen, da sie sich mit niemanden verständigen konnten, dort nicht recht wohl zu fühlen und ergriffen nach einigen Tagen unter Mitnahme einiger Sachen die Flucht, wurden aber bald darauf von dem Händler in Kabanga, auf dessen Station sie aufgetaucht waren, wieder nach Herbertshöhe gebracht, zusammen mit einem Sack voll Sachen, die sie gestohlen hatten. Als der Sack ausgepackt wurde, bemächtigte sich unserer und auch der umstehenden Polizeijungen grosse Heiterkeit. Als begehrteste Gegenstände hatten die beiden Wilden eine Anzahl leere Bierflaschen eingepackt, dann befanden sich in dem Sack ein paar Streichholzschachteln, ein altes stumpfes Messer und ein paar andere wertlose Sachen. Selbst-

verständlich wurde den beiden Flüchtlingen kein Leid zugefügt, sondern im Gegenteil versucht, durch reichliches Essen und gute Behandlung ihnen den Aufenthalt bei uns angenehmer zu machen. Doch war dies erfolglos, nach einiger Zeit ergriffen sie wieder die Flucht und wurden diesmal nicht wieder aufgefunden.

Wir hatten schon Besorgnisse, dass sie verunglückt seien, als eines Tages zwei grosse Kanus mit Eingeborenen von der Südküste unter Führung unserer beiden Freunde erschienen, welche lebhaft gestikulierend uns ihre Landsgenossen zuführten. Bald folgten noch einige Kanus mit Südküstenleuten, welche sämtlich als Arbeiter auf den nächsten Pflanzungen untergebracht wurden. Sie schienen sich auch anfangs ganz wohl zu fühlen und liessen öfters Abends ihren angenehm klingenden Gesang in dreistimmigen Akkorden ertönen. Doch bald zeigte sich, dass diese noch gänzlich von der Kultur unberührten Wilden für die regelmässige Arbeit noch nicht geeignet waren. Vielleicht waren sie auch nur gekommen, um sich die Wunder der Zivilisation in der Grossstadt Herbertshöhe anzusehen. Kurz, eines Tages waren sie mitsamt ihren Kanus wieder verschwunden. Leider geriet eins der Kanus bei der Rückfahrt an der Küste der Gazellehalbinsel bei Kabanga auf den Strand. Von den 13 Insassen wurden 11 von den Küsteneingeborenen erschlagen und aufgefressen. Die zwei Überlebenden überbrachten die Kunde nach Herbertshöhe, worauf eine Strafexpedition gegen die Menschenfresser unternommen wurde. Leider hatte die Niedermetzlung der Südküstenleute zur Folge, dass die Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu, welche einige Zeit darauf mit ihren seinerzeit von Mochlón mitgebrachten Zöglingen wieder

nach der Südküste fuhren, dort von den Eingeborenen kühl und misstrauisch empfangen wurden, so dass die erhoffte Anbahnung näherer Beziehungen diesmal noch unterbleiben musste.

Späterhin hat aber die Arbeiteranwerbung auch auf der Südküste Erfolg gehabt. Im Jahre 1902 hatte ich Gelegenheit, auf Samoa eine Anzahl Südküstenleute anzutreffen, welche auf der Pflanzung Mulifanua der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft beschäftigt waren. An regelmässige Arbeit schienen sie allerdings auch jetzt noch nicht gewohnt zu sein. In offenbarer Unkenntnis der Entfernungen hatten einige von ihnen die Flucht ergriffen, wohl in der Hoffnung, wieder in ihre Heimath gelangen zu können und waren von Mulifanua nach der Insel Manono hinübergeschwommen, nebenbei bemerkt, eine tüchtige Leistung. Auf Manono wurden sie von Samoanern gefunden. Der samoanische Ortsvorsteher brachte dann die »mea uli« (schwarzen Sachen), wie die Arbeiter aus dem Bismarckarchipel bisweilen verächtlich von den Samoanern genannt werden, auf die Pflanzung zurück.

Weitere Anwerbungsversuche an der Südküste haben zunächst wenig Erfolg gehabt. Doch nach den sonst im Archipel gemachten Erfahrungen ist zu hoffen, dass sich nach Rückkehr der nach Samoa ausgeführten Eingeborenen in ihre Heimat in grösserem Umfange Südküstenleute als Arbeiter werden anwerben lassen.

Kapitel XIV.

Amokläufer.

Im März 1900 wurden wir durch ein äusserst trauriges Ereignis in Aufregung versetzt. Eines Abends fand bei dem Gouverneur von Bennigsen ein Diner statt, zu welchem der Kommandant und einige Offiziere S. M. S. »Möwe«, sowie einige Ansiedler mit ihren Frauen eingeladen waren. Das Diner verlief sehr angeregt, nach dem Essen zog sich ein Teil der Gesellschaft auf die breite Veranda zurück, während in dem langen Esszimmer an zwei Tischen Skatpartien veranstaltet wurden. Ich sass mit an dem einen Skattisch, als wir plötzlich durch einen Schuss von der anderen Seite des Zimmers, an welcher der zweite Skattisch stand, aufgeschreckt wurden. Wir standen auf und näherten uns dem anderen Tisch, über welchem eine kleine Rauchwolke schwebte. Drei der am zweiten Tisch sitzenden Herren waren gleichfalls aufgesprungen, während der vierte, der Zahlmeister Below von S. M. S. »Möwe« anscheinend ruhig sitzen blieb. Der eine von den drei Herren fühlte sich leicht am linken Arm verletzt und äusserte einige Worte des Ärgers über die schwarzen Jungen, in dem Glauben, unvorsichtig abgebranntes Feuerwerk sei die Ursache seiner Verletzung. Der Zahlmeister Below neigte sich inzwischen langsam vornüber und

wurde von den beiden neben ihm stehenden Herren aufgefangen. Auf Fragen, ob er verletzt sei, gab er keine Antwort. Als er dann rückwärts auf den Boden gelegt wurde, quoll ein breiter Blutstrom aus seiner Brust hervor. Nach kurzer Zeit, und ohne dass der Verwundete nochmals die Besinnung erlangt hätte, trat der Tod ein. Wie später die Untersuchung ergab, hatte eine aus einem Gewehr aus unmittelbarer Nähe abgeschossene Kugel das Herz durchbohrt.

Wir alle standen von jähem Entsetzen gelähmt. Ganz plötzlich und unerwartet, ohne das geringste Vorzeichen, war der bleiche Tod in unsere Mitte getreten. Einer unserer Gefährten, mit dem wir noch eben in fröhlicher Unterhaltung beisammen gesessen hatten, war plötzlich durch das Blei eines Mörders aus dem Hinterhalt dahingerafft worden. Jeden Augenblick mussten wir erwarten, dass dem ersten mörderischen Geschoss noch weitere folgen und noch mehr Opfer aus unserer Mitte erfordern würden.

Während die beiden anwesenden Ärzte um den Sterbenden beschäftigt waren, stellten wir durch Befragen der farbigen Diener fest, dass einer von den eingeborenen Dienern des Gouverneurs, ein Buka von Bougainville (Salomonsinseln) Namens Barossa, den tötlichen Schuss abgegeben hatte und dann weggelaufen war. Gleichzeitig wurden die wenigen vorhandenen Waffen in Bereitschaft gesetzt und versucht, für die anwesenden Damen einen sicheren Platz ausfindig zu machen, ein schwieriges Unternehmen in einem auf allen Seiten mit einem Überfluss von Fenstern und Türen versehenen einstöckigen Tropenhaus. Ferner wurde einer der farbigen Diener nach der etwa zehn Minuten entfernt am Strande liegenden Polizei-

station geschickt, um einen Teil der Polizeitruppe heraufzuholen. Die Jungen sträubten sich anfangs hinunterzugehen aus Angst, von dem Mörder abgefangen und niedergeschossen zu werden, schliesslich aber entledigte sich mein Neumecklenburgerjunge Bilas seiner ihn weithin sichtbar machenden weissen Kleidung und schlüpfte wie ein dunkler Schatten unter Vermeidung des Weges den steilen Abhang hinunter.

Während wir in dumpfem Schweigen harrten, jeden Augenblick gewärtig, dass der Mörder aus dem Dunkel der das Haus rings umgebenden Pflanzung ein weiteres Geschoss in unsere Mitte senden würde, ertönte plötzlich ein Schuss auf der Rückseite des Hauses. Als wir hinausgingen, sahen wir auf dem Platz zwischen dem Wohnhaus und den Nebengebäuden den gänzlich unbekleideten Barossa sich im Todeskampfe winden. Ein durch den grausigen Vorfall nervös gewordenes Mitglied unserer Gesellschaft verursachte zwar einen Moment neue Aufregung durch den Ruf, es erfolge ein allgemeiner Angriff von Kanakern, dem auch Barossa zum Opfer gefallen sei, doch bald wurde ausser Zweifel gestellt, dass der Bukajunge den ersten mörderischen Schuss abgegeben und nun sich selbst erschossen hatte, so dass damit das blutige Drama seinen Abschluss erreicht hatte.

Der Mörder, ein schöner, ebenmässig gebauter Buka von fast tintenschwarzer Hautfarbe, war früher Polizeisoldat gewesen und war bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders bei dem oben erzählten Kampf mit den Napaparleuten auf der Gazellehalbinsel, durch seine Wildheit aufgefallen. An dem betreffenden Abend hatte er anfangs noch bei Tisch mit bedient, bekam aber dann einen Fieberanfall und wurde deshalb vom

Gouverneur von Bennigsen zu Bett geschickt. Wie die spätere genauere Untersuchung ergab, war er in seinen, in einem Nebengebäude befindlichen Schlafraum gegangen. Von dort sah er, wie sein Weib, eine Eingeborene von Neumecklenburg, sich in die hinter dem Haus gelegene Kokosnusspflanzung begab. Wahrscheinlich hatte sie dort ein Stelldichein mit einem anderen Bukajungen verabredet. Barossa schlich dem Weibe mit einer Büchsflinte des Gouverneurs, deren Büchsenlauf er mit einer gestohlenen Militärpatrone etwas kleineren Kalibers geladen hatte, nach und erreichte sie in der Pflanzung. Nach einigen Worten schlug Barossa sein Weib mit dem Kolben nieder, so dass es ohnmächtig zu Boden fiel. Ein anderer Bukajunge, der mutmassliche Liebhaber des Weibes, war Zeuge dieser Szene, wagte aber aus Angst nicht, sich zu regen. Barossa lief nun, dass Gewehr schussbereit in den Händen haltend, auf das Haus zu, in dem wir sassen. Die draussen stehenden farbigen Diener stoben bei seinem Nahen auseinander. Barossa sprang auf die schmale, nur etwa einen halben Meter hohe Veranda und schoss durch die offene Tür in das Zimmer hinein, in welchem wir sassen. Das Geschoss durchbohrte den Oberkörper des unmittelbar vor der Tür mit dem Rücken nach dieser sitzenden Zahlmeisters Below, streifte den ihm gegenübersitzenden Pflanzer Kolbe, der sich in dem Augenblick gerade etwas zur Seite geneigt hatte, am linken Arm und fand sein Ende im Anprall an einen metallenen Lampenhalter am anderen Ende des Zimmers.

Barossa lief, nachdem er den Schuss abgefeuert hatte, wieder zu dem Platz in der Pflanzung zurück, wo sein Weib lag, dass eben wieder zum Bewusstsein

zurückzukommen begann. Der Bukajunge sagte ihr nun, wie sie später angab: »Sein Leib sei heiss, er wolle kämpfen, wie er das in seiner Heimat gewohnt gewesen sei. Er habe eben einen Weissen erschossen, wen, wisse er nicht; er müsse nun gleichfalls sterben, vorher wolle er aber sie, sein Weib töten«. Die Frau war inzwischen ganz zum Bewusstsein gekommen und ergriff nun schleunigst die Flucht in der Richtung auf das Haus des Gouverneurs zu, von Barossa verfolgt. Es gelang ihr, vor ihrem Verfolger anzukommen und um das Haus herum nach der Vorderfront zu laufen. Barossa blieb nun zwischen Wohnhaus und Nebengebäuden stehen, setzte das Gewehr auf seine Brust und drückte ab. Die Kugel drang von der linken Brust aus schräg nach unten durch seinen Körper. Nach wenigen Minuten trat der Tod ein.

Am nächsten Morgen fand unter Beteiligung der Offiziere und Mannschaften des Kriegsschiffs, sowie sämtlicher Weisser von Herbertshöhe und Umgegend die feierliche Beisetzung des im blühendsten Mannesalter auf so grausame Weise aus dem Leben gerissenen, allgemein beliebten Zahlmeisters statt. Ein Kreuz unter Palmen bezeichnet die Stelle, an der der Hingemordete fern von der Heimat die letzte Ruhe gefunden hat.

Die alsbald eingeleiteten Vernehmungen der Polizeijungen und farbigen Arbeiter ergaben, dass Barossa schon wiederholt Anfälle gehabt hatte, in welchen er andere Farbige hatte töten wollen. Da es seinen Gefährten jedesmal gelungen war, ihn festzumachen, ehe er Schaden anrichten konnte und er, wenn der Anfall vorüber war, immer ruhig und vernünftig gewesen war, hatten sie keine Anzeige darüber erstattet. Als Beruhigungsmittel bei solchen Anfällen hatten dem

Barossa seine Hausgenossen Korallenkalk über den Kopf und in den Mund geschüttet, worauf angeblich der Rasende sich beruhigte.

Nach Angabe von Bukajungen kommt der Fall in ihrer Heimat nicht selten vor, dass ein Mann plötzlich gestört ist, einen Speer ergreift und einen jeden ihm Begegnenden niederstösst, bis er selbst erschlagen wird. Diese Raserei soll meist nach einem Fieberanfall eintreten und überwiegend leicht erregbare Leute befallen. Die Bukas (Dialekt von Hánahan, Ostküste der Insel Buka) nennen diesen Zustand »popóluan«. Sie glauben, dass in den Betreffenden ein böser Geist hineinfährt. Diese Anfälle zeigen eine so grosse Ähnlichkeit mit dem bekannten Amoklaufen der Malaien, dass es gerechtfertigt erscheint, diesen Namen darauf anzuwenden. Ein Fall, in welchem das dem Amoklaufen Charakteristische besonders scharf hervortritt, wird in dem offiziellen Jahresbericht über Britisch-Neu-Guinea 1898/99 berichtet, dessen kurze Schilderung ich hier folgen lasse:

»In Suloga, Murua, wurde ein Salomonsinsulaner plötzlich verrückt und lief mit einem Beil bewaffnet durch das Dorf Amok. Zuerst griff er einen anderen Eingeborenen an, welchen er so schwer verwundete, dass derselbe kurz nachher starb. Er verwundete weiter zwei Kinder und stürzte sich dann auf einen ihm begegnenden weissen Goldgräber, welcher ihn indessen erfolgreich abwehrte und ihm das Beil abnahm. Der Eingeborene lief nun weiter und griff einen anderen Weissen an, den er niederzuwerfen und zu erdrosseln suchte, bis ein anderer Europäer ersterem zu Hilfe eilte und den Rasenden niederschoss.«

Auch unter den Neumecklenburgern sind Fälle, in denen Eingeborene verrückt werden und ihre Gefährten

angreifen, ziemlich häufig. Einer unserer Neumecklenburger Polizeisoldaten stand eines Nachts von seinem Lager auf, ergriff einen Speer und schickte sich an, einen neben ihm schlafenden Stammesgenossen, mit dem er bis dahin in bester Freundschaft gelebt hatte, zu durchbohren. Glücklicherweise wurde er rechtzeitig von anderen Polizeijungen festgehalten; von seiner weiteren Verwendung in der Truppe musste abgesehen werden, da er auch späterhin Spuren von Geisteskrankheit aufwies. Nach den Erzählungen von Neumecklenburgern soll sich in ihrer Heimat die Krankheit meist so äussern, dass die betroffenen Eingeborenen nach oder ohne vorherigen Angriff auf ihre Stammesgenossen sich in den Busch zurückzuziehen und dort eines einsamen Todes sterben, wenn sie nicht vorher aus Notwehr von ihren Gefährten erschlagen sind. Es ist bei dem Aberglauben der Kanaker selbstverständlich, dass sie annehmen, der Geisteskranke sei von einem bösen Geist besessen.

Die Europäer, die durch langjährigen Verkehr mit den farbigen Arbeitern vertraut geworden sind, beurteilen bisweilen solche Vorfälle mit einer erstaunlichen Kaltblütigkeit. Ein Herr in der Neulauenburggruppe hatte auf seiner Station einen sonst guten und brauchbaren Neumecklenburger, der aber alle paar Monate einmal einen Anfall bekam und auf seine Umgebung mit einem Beil oder sonst einer Waffe, die er bei der Hand hatte, losging. Trotzdem der Weisse selbst einmal im eiligsten Tempo vor dem ihn mit geschwungenem Beil verfolgenden Eingeborenen hatte flüchten müssen, als der Anfall gelegentlich in einem unerwarteten Moment eintrat, behielt er den gefährlichen Mann doch als Arbeiter auf seiner Station bei.

Vereinzelt kommt es auch vor, dass Eingeborene sich künstlich in einen Zustand von Raserei versetzen, indem sie aufregende Mittel zu sich nehmen. Ein Neumecklenburger Arbeiter der Pflanzung Rabaul bei Matupi, der eines Tages seine Gefährten mit einem Messer anfiel, sollte nach Angaben der letzteren einen Stoff »tua«, der als Fischgift benutzt wird, zu sich genommen haben. Näheres über dieses Mittel ist mir nicht bekannt geworden.

Kapitel XV.

Weitere Fahrten. Abschied von Herbertshöhe.

Weitere Fahrten brachten mich noch wiederholt nach Neumecklenburg und Neuhannover. Anfang 1900 wurde ein Eingreifen gegen die Eingeborenen von Kabien (Nordneumecklenburg) notwendig, welche im Jahre 1894 den Händler Rojahn mit einem japanischen Unterhändler und einigen schwarzen Arbeitern in hinterlistiger Weise überfallen und ermordet hatten, und seitdem mit den erbeuteten Gewehren die umwohnenden Eingeborenen heimgesucht hatten. Nach vielen Bluttaten hatten sie zuletzt das Dorf Pochakuna auf dem für die Arbeiteranwerbung besonders wichtigen Djaul (Sandwichinsel) Freundschaft heuchelnd aufgesucht, die Eingeborenen durch Ausbreiten von Geschenken zum Näherkommen bewogen und waren dann plötzlich über die Überraschten hergefallen. 16 Leichen, meist von Frauen und Kindern bildeten die Ausbeute dieses heimtückischen Überfalls und wurden bei dem folgenden grossen Siegesfest in Kabien aufgefressen.

Da die Kabienleute wiederholte Warnungen seitens der Verwaltung nicht beachtet und bei früherer Annäherung der Polizeitruppe sich in das Innere geflüchtet hatten, so konnte eine Züchtigung der Kanaker nur

durch überraschendes Vorgehen erfolgen. Am 11. Januar 1900 lief der Motorschuner »Mascotte« mit der Polizeitruppe an Bord Djaul an. Nachdem hier einige Eingeborene als Führer an Bord genommen waren, wurde abends Kabien erreicht. In der Nacht wurde die Polizeitruppe an einem, einige Meilen östlich von den Dörfern der Eingeborenen inmitten von Mangrovesümpfen, gelegenen Platz nahe dem Berge Dietert gelandet. Wir versuchten noch in der Nacht durch den dichten Busch vorzudringen, doch erwies sich dies als undurchführbar. So mussten wir den Rest der Nacht recht ungemütlich stehend oder kauernd verbringen, da der feuchtkalte Boden nicht gerade zum Liegen oder Sitzen einlud.

Endlich, nach langem ermüdenden Warten, begann die Morgendämmerung hereinzubrechen. Sobald es möglich war, die Umrisse der Gegenstände zu erkennen, wurde der Vormarsch angetreten. Der Weg auf schmalem Kanakerpfad bergauf und bergab war äusserst beschwerlich. An mehreren Stellen sperrten Verhaue, gefällte, von beiden Seiten über den Pfad geworfene Bäume den Weg und mussten mühsam überklettert werden. Wie einer unserer Führer, der als Knabe von den Kabienleuten geraubt war und jahrelang unter ihnen gelebt hatte, bis es ihm gelungen war, zu flüchten, uns erzählte, waren diese Verhaue früher von den Kabienleuten zum Schutz gegen Überfälle von anderen Eingeborenen angelegt worden. Nach etwa zweistündigem Marsch wurde der Pfad betretener, bald zweigten sich rechts, bald links Pfade von dem unsrigen ab, doch verfolgte unser Führer mit der unfehlbaren Sicherheit eines Spürhundes, und selbst bei Gabelungen des Pfades kaum einen Moment zögernd, seinen Weg.



Abb. 27. Eingeborener von Nord-Neu-Mecklenburg.

Endlich blieb er stehen und bedeutete uns flüsternd, dass wir landeinwärts der Küstendörfer seien. In mehreren Abteilungen ging es nun zu den Dörfern hinab.

Die Kanaker wurden völlig überrascht und ergriffen eiligst die Flucht, ohne irgendwo ernsthaften Widerstand zu leisten. Es wurden überall die Hütten der Eingeborenen niedergebrannt und ihre Kanus zerstört, worauf sich die Abteilungen vereinigten.

Bei dem Weitermarsch an der Küste wurden von den Kabienleuten aus dem Hinterhalt einige Gewehrschüsse auf uns abgegeben, von welchen jedoch keiner traf. Ich sandte, um weiteren Angriffen vorzubeugen, eine Abteilung Polizeisoldaten auf Umwegen durch den Busch zurück. Dieselben kehrten später mit der Meldung zurück, dass sie den Kabienhäuptling Rawes, der sich in ihrer Nähe an den Strand vorgewagt hatte, erschossen hätten. Rawes war einer der Mörder des Händlers Rojahn gewesen. Wenngleich nur eine geringe Anzahl von Kabienleuten — etwa sechs — bei unserem Vorgehen gefallen waren, so hatte doch diese Züchtigung zur Folge, dass die Eingeborenen sich ruhig verhielten, bis nach Errichtung der Regierungsstation Nusa Ende 1900 den Raubzügen der Eingeborenen in Nordneumecklenburg überhaupt ein Ende bereitet wurde.

Die weitere Fahrt mit der »Mascotte« führte uns zu der oben[1]) beschriebenen Expedition nach den Admiralitätsinseln. Auf der Rückreise wurden noch verschiedene Händlerstationen auf Neumecklenburg und den kleinen Inseln nördlich von Neuhannover ange-

1) Vgl. Kapitel XI.

sei es, dass die Konkurrenz anderer Handelsstationen schon zu gross ist, oder dass sie mit den Eingeborenen nicht auskommen können oder sonst das Geschäft nicht verstehen, oder endlich, dass sie jeden Verdienst allzu schnell durch die Kehle gleiten lassen. Die Möglichkeit, ohne schwere körperliche Arbeit Geld zu verdienen, ist immerhin für jeden Händler gegeben.

Dass dieses Leben trotz aller Gefahren für manche verlockend ist, erscheint nicht wunderbar, wenn man damit etwa das beschwerliche Leben eines Matrosen auf einem kleinen Segelschiff in der Südsee vergleicht. Mancher Matrose hat es denn auch in der Tat vorgezogen, seinen Beruf mit dem eines Händlers zu vertauschen. Daneben finden sich Leute der verschiedensten Klassen und Stände, frühere Kaufleute, Pflanzer, Goldgräber. Auch verbummelte Söhne aus guter Familie gibt es bisweilen darunter. So lebte — und starb — auf einer kleinen Inselgruppe im Archipel, die nur jährlich zwei- bis dreimal von einem Segelschiff besucht wurde, der Sohn eines reichen Engländers, dem letzterer testamentarisch eine jährliche Rente unter der Bedingung ausgesetzt hatte, dass er sich niemals wieder dem Weichbild von London auf eine bestimmte Zahl von Meilen nähern würde. Auf einer anderen Insel starb mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens ein deutscher Händler, der sich Smith nannte, dessen wirklicher Name und Herkunft aber nie aufgeklärt worden sind. Auf ein Aufgebot in deutschen Zeitungen meldeten sich zwar verschiedene Schmidts, Schmids, Schmitts und selbst Schmitz. Doch wurde festgestellt, dass der Verstorbene mit keinem der früher ausgewanderten Verwandten der verschiedenen Schmidts identisch sein

konnte, so dass schliesslich der Nachlass des Smith dem Fiskus zufiel.

Bedenklichere Elemente unter den Händlern waren einige ehemalige Sträflinge aus Neukaledonien, die angeblich wegen politischer Verbrechen aus Frankreich deportiert waren und ihre Zeit in Neukaledonien abgearbeitet hatten. Es kam auch vor, dass zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges ein Kutter mit einigen angeblichen Spaniern an Bord in den Archipel kam. Die Leute, die spanisch und daneben zum Teil französisch sprachen, gaben an, sie seien von den Philippinen geflüchtet und durch Wind und Strömungen abgetrieben worden. Wie sich nachher herausstellte, waren es entflohene Deportierte aus Neukaledonien gewesen, welche den Kutter in Nouméa, der Hauptstadt dieser französischen Kolonie, gestohlen hatten. Später wurde der Archipel wiederholt das Ziel entflohener Deportierter, die indessen meist aus dem deutschen Schutzgebiet abgeschoben wurden.

Konflikte zwischen Händlern und Eingeborenen sind in den entlegeneren Gegenden nichts Seltenes. Die Ursache von Angriffen der letzteren ist in manchen Fällen darin zu suchen, dass die Weissen Gebräuche und Anschauungen der Eingeborenen verletzen, und insbesondere durch unvorsichtiges Benehmen in Weiberangelegenheiten die Rache der Familie oder des Ehemanns eines eingeborenen Weibes auf sich ziehen. Die Händler kennen meist sehr wenig von den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, unter denen sie leben, eigentümlicherweise häufig genug auch dann, wenn sie längere Zeit an einem Platz wohnen. Neben Fällen unbeabsichtigter Verletzungen der Eingeborenenanschauungen sind auch solche von Willkür und

Gewalttat einzelner Händler vorgekommen. Doch sind gerade verschiedene Händler, welche als roh und gewalttätig bekannt waren und denen aus früheren Zeiten Übergriffe und selbst Tötungen von Eingeborenen nachgesagt wurden, nicht von den Kanakern ermordet worden, während eine Reihe von Weissen, welche die Eingeborenen nachgewiesenermassen freundlich behandelt hatten, von letzteren hinterlistig ermordet worden sind, in einzelnen Fällen selbst von ihren eigenen Arbeitern.

In ersteren Fällen ist es sicher lediglich der Furcht der Kanaker und der Vorsicht, und eventuell den rücksichtslosen vorbeugenden Gewalttaten der Weissen zuzuschreiben, dass diese unbehelligt blieben. Die Todesfurcht ist überall unter den Eingeborenen im höchsten Masse verbreitet. Erfahrungsmässig greift selbst eine überlegene Schar von Kanakern den auf den Angriff gerüsteten bewaffneten Europäer nicht leicht an, ausser wenn es hinterrücks geschehen kann.

In Fällen der letzteren Art mögen die Gründe für die Mordtaten der Eingeborenen bisweilen darin gelegen haben, dass der Weisse unbewusst Eingeborenenbräuche verletzt hatte, oder aber mit dem Tode eines Kanakers derart verknüpft war, dass nach Eingeborenenbegriffen die Sippe des Verstorbenen Blutrache an ihm zu nehmen hatte. Der Tod eines Menschen erfordert Sühnung durch den Tod des Veranlassers, ohne dass dabei ein Verschulden des letzteren nach europäischen Begriffen vorzuliegen braucht. Es genügt ein Zusammenhang, der dem Kanaker den Tod seines Verwandten als durch einen anderen herbeigeführt erscheinen lässt. Die Kämpfe der Eingeborenen untereinander bieten Beispiele genug für diese Auffassung. Bei Ermordungen

von Europäern lassen sich derartige etwaige Gründe im allgemeinen nicht oder nicht mit Sicherheit feststellen, da auch im Falle des Überlebens farbiger Arbeiter von diesen gewöhnlich keine ausreichenden Angaben über die Beziehungen der Ermordeten zu den Eingeborenen zu erhalten sind. Doch ist z. B. auf den oben erwähnten Kapitän Wawn aus solcher Veranlassung ein Überfall erfolgt. Wawn war nach seinen Angaben 1883 mit den Eingeborenen in Nodup auf der Gazellehalbinsel in freundlichen Verkehr getreten und hatte einen Mann von dort als Führer mit nach der kleinen Insel Watom genommen. Der Nodupmann wurde ohne Verschulden des Weissen von den Watomleuten ermordet. Nach Wawns Rückkehr nach Nodup verhielten sich die Eingeborenen zunächst anscheinend friedlich, machten dann aber einen plötzlichen Überfall auf ihn und seinen weissen Begleiter und verwundeten beide schwer, so dass sie nur mit Mühe im Boot zum Schiff fliehen konnten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben diese Anschauungen der Eingeborenen über Blutrache auch den Tod des Forschungsreisenden Ehlers herbeigeführt, der bekanntlich im Jahre 1895 bei dem Versuch der Durchquerung Neu-Guineas von einem seiner Begleiter, dem Buka (Salomonsinsulaner) Ranga ermordet wurde. Auf der ungenügend vorbereiteten Expedition waren eine Reihe von Bukas aus der Heimat des Ranga, der dieselben zur Teilnahme an der Expedition veranlasst hatte, an Entkräftung und Krankheiten gestorben. Ranga war als Veranlasser des Todes dieser Eingeborenen bei Rückkehr in seine Heimat der Blutrache ihrer Verwandten verfallen. Er nahm seinerseits deshalb Rache an dem

Weissen. So lauteten nach der Darstellung eines dem Ranga nahestehenden Eingeborenenweibes die eigenen Angaben des Mörders über die Motive seiner Tat.

In manchen Fällen mag feindseliges Verhalten von Eingeborenen gegen Weisse auch auf frühere Konflikte mit solchen insbesondere auch auf die in der Zeit vor Errichtung der deutschen Schutzherrschaft nicht selten vorgekommene gewaltsame Wegführung von Eingeborenen als Arbeiter (Kidnapping) zurückzuführen sein.

Doch auch nach Berücksichtigung dieser Möglichkeiten bleiben eine ganze Anzahl von Ermordungen übrig, in welchen zweifellos keine anderen Motive als Habsucht und Mordlust der Eingeborenen vorlagen. Der Besitz solcher Gegenstände, deren Erlangung den Kanakern erwünscht ist, ganz besonders aber von Gewehren, verbunden mit Unvorsichtigkeit des Europäers, die den Angriff auf ihn als gefahrlos erscheinen liess, hat in vielen Fällen den Tod des letzteren herbeigeführt. Ich habe im ganzen den Eindruck gewonnen, dass abgesehen von den der beständigen Kontrolle der Verwaltung unterworfenen und den von den Missionen beeinflussten Eingeborenen, die Kanaker des Bismarck-Archipels den Weissen, wie überhaupt jeden Fremden, nicht zum eigenen Stamme Gehörigen, stets zu ermorden suchen, wenn sie davon Vorteile für sich erwarten und glauben, es ohne eigene Gefahr tun zu können. Im Verkehr mit den Eingeborenen ausserhalb der gesicherten Gebiete ist die äusserste Vorsicht geboten, selbst den eigenen Arbeitern oder Polizeijungen gegenüber, sofern man sich in oder nahe der Heimat derselben befindet, so dass die Möglichkeit der Unterstützung durch ihre Stammesgenossen und der eventuellen straflosen Entweichung nach vollbrachter Tat gegeben ist.

Trotz aller Fährnisse und Beschwerlichkeiten des Händlerlebens entbehren doch manche Ereignisse im Dasein der Händler nicht eines gewissen rauhen Humors. So hatte eines Tages ein Händler einen ihm befreundeten anderen Händler auf dessen Station besucht und mit ihm gemeinsam den Kummer des einsamen Lebens mit Alkohol begossen. Als er dann in sein Boot gestiegen war, um nach seiner eigenen Station zurückzukehren, knallte plötzlich aus der Richtung des Hauses seines Freundes ein Schuss und eine Kugel pfiff über seinem Kopfe weg. Dies hören, nach seinem schussbereit im Boot liegenden Gewehr greifen und nach dem Hause zurückschiessen, war eins für unsern Händler. Nun folgte eine regelrechte Kanonade zwischen den beiden »Freunden«, bei der jedoch glücklicherweise keiner der beiden verletzt wurde. Beide stellten später bei Gericht gegeneinander Antrag auf Bestrafung wegen Mordversuchs. Der Mann, welcher den ersten Schuss gefeuert hatte, behauptete bei seiner gerichtlichen Vernehmung, er habe lediglich einen Freudenschuss abfeuern wollen, der andere habe mit dem ernsthaften Schiessen begonnen. Jeder der beiden glaubte seitdem hartnäckig, der andere habe ihn aus Konkurrenzneid ermorden wollen; die frühere Freundschaft wurde nicht wieder hergestellt.

Von den verschiedenen heiteren Geschichten, welche aus früheren Tagen erzählt werden, will ich nur eine hier erwähnen. Der Leiter einer Station auf einer kleinen Insel pflegte einen Freund auf einer anderen nahegelegenen Insel zu besuchen und mit ihm zu kneipen. Da er nach einer solchen Sitzung meist nicht ganz nüchtern war, hatte er seiner aus schwarzen Arbeitern bestehenden Bootsbesatzung ein für allemal

Infolge unserer Verspätung versäumten wir leider das Abschiedsfest für den grossen Forscher Geheimrat Koch, der nach Beendigung seiner Malariaforschungen im Schutzgebiet mit dem Reichspostdampfer »München« die Heimreise nach Deutschland antrat. Geheimrat Koch hatte auf seiner Malariaexpedition nach längerem Aufenthalt in Kaiser-Wilhelmsland auch einige Monate im Bismarck-Archipel geweilt und sowohl auf der Gazellehalbinsel, wie auf Neumecklenburg und den anliegenden Inseln Untersuchungen angestellt. Um letzteres zu ermöglichen, hatte der berühmte Forscher sich nicht gescheut, in Gemeinschaft mit dem Kaiserlichen Gouverneur von Bennigsen eine wochenlange Fahrt auf einem mangelhaften, jeden Komforts baren und obendrein noch durch sein Schlingern berüchtigten Südseekahn zu machen. Auf die weltbekannten Ergebnisse der Malariaexpedition einzugehen, liegt ausserhalb des Rahmens dieses Buches. Für uns, die wir fern von der Heimat und Zivilisation im Archipel wohnten, bedeutete der Besuch des grossen Gelehrten eine mächtige, geistige Anregung und eine bleibende Erinnerung für das Leben.

Im folgenden Monat, September 1900, hatte ich mich zum Verlassen des Schutzgebietes zu rüsten, da ich inzwischen meine Versetzung als Referent und Bezirksrichter beim Gouvernement von Samoa erhalten hatte.

Kurz vor meiner Abreise ereignete sich in Herbertshöhe das heftigste Erdbeben, welches, soweit die Kenntnis der Weissen reichte, bis dahin auf der Gazellehalbinsel stattgefunden hat. Kleinere Erdbeben sind in Herbertshöhe sehr häufig, selbst so starke Stösse, dass Lampen und Gläser umgeworfen wurden, kamen wieder-

holt vor. Am 11. September 1900 sass ich morgens beim Frühstück, als ich durch ungewöhnlich starke, langanhaltende Stösse aufgeschreckt wurde. Ich begab mich aus meinem, auf einem Hügel belegenen einstöckigem Hause ins Freie. Die Bewegung der Erde wurde so heftig, dass ich Mühe hatte, mich aufrecht zu erhalten. Das auf Zementpfeilern stehende Holzhaus wurde so stark erschüttert, dass ich jeden Augenblick erwartete, es würde zusammenfallen. Die im Wohnzimmer befindliche Hängelampe wurde in gewaltigem Bogen hin- und hergeschleudert, so dass sie beinahe die Decke berührte. Doch nach etwa einer Minute hörten die Erdbeben auf, ohne dass das Haus beschädigt war. Als ich in letzteres wieder hineinging, fand ich meine Teetasse zwar unversehrt auf dem Tische stehen, doch war der Tee durch das heftige Erdbeben bis auf einen kleinen Rest hinausgeschleudert worden.

Als ich nach Beendigung meines Frühstücks an den etwa zehn Minuten entfernten Strand hinunterging, sah ich ein Hin- und Rückfluten des Meeres am Strande, die letzten Ausläufer einer durch das Erdbeben verursachten Flutwelle. Nach den Schilderungen der Augenzeugen war das Meer 50 bis 60 *m* weit zurückgetreten, hatte sich dann als langgestreckte Welle auf das Ufer zu gestürzt, und war darauf wieder zurückgewichen, um als kleinere Welle auf das Ufer zurück zu kommen. Das Hin- und Herfluten dauerte noch eine ganze Weile, bis schliesslich das Meer wieder in derselben spiegelglatten Fläche erglänzte, wie vor dem Erdbeben. Irgend welchen Schaden hatte die Flutwelle in Herbertshöhe nicht angerichtet, das hohe Ufer war nirgends überflutet worden. Kleinere Erdbeben fanden noch den

ganzen Tag statt. Die einstöckigen Holzhäuschen hatten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch den heftigen Stössen gut widerstanden. Eine Missionsstation am Varzin war zusammengefallen, im übrigen bestand der angerichtete Schaden in der Hauptsache nur in der Zerstörung von Gläsern und sonstigen zerbrechlichen Gegenständen. An einzelnen Stellen war der breite, um die Blanchebucht herumführende Weg durch Erdrutsche verschüttet worden.

Flutwellen sind im Archipel öfter vorgekommen. Am 13. März 1888 richtete eine durch vulkanische Vorgänge auf der kleinen, Neu-Guinea vorgelagerten Vulkaninsel hervorgerufene Flutwelle an der Westküste von Neupommern verheerende Wirkungen an. Die Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie von Below und Hunstein, welche auf einer Expedition begriffen, an der Westküste Neupommerns gelandet waren, wurden von der Flutwelle überrascht und fanden mit einer Anzahl ihrer farbigen Begleiter dabei den Tod.

Im Jahre 1899 trat an der Ostküste von Neumecklenburg eine Flutwelle auf, welche einige am Strande stehende Koprahäuser von Händlerstationen wegriss, im übrigen aber keinen Schaden anrichtete, wenigstens nicht im Bereich der wenigen, zerstreut lebenden weissen Händler. Einer der letzteren, den ich wenige Wochen, nachdem ihm die Flutwelle sein Koprahaus weggerissen hatte, besuchte, gab mir, noch ganz unter dem Eindruck des überraschenden Naturereignisses stehend, eine genaue Schilderung davon. Er habe auf der Veranda seines Hauses gestanden — dasselbe war auf dem ansteigenden Strand in etwa 3 *m* Höhe über dem Meeresspiegel und gegen 30 *m* vom Meeresufer entfernt auf $1^1/_2$ *m* hohen

Holzpfählen erbaut — als er plötzlich auf der spiegelglatten Meeresfläche von ferne eine hohe Welle mit rasender Geschwindigkeit habe auf sich heranrollen sehen, ohne indes das geringste Geräusch zu hören. Ehe er, vor Schrecken gelähmt, auch nur einen Entschluss habe fassen können, sei die Welle auch schon herangekommen, habe den Strand überflutet und sei unter seinem Hause hinweggerollt, mit ihrem Kamm nahezu die untersten, auf den Pfosten ruhenden Querbalken berührend. Glücklicherweise hielten die Pfosten den Anprall aus, nur das seitwärts am Strande befindliche, nicht auf Pfählen stehende Koprahaus wurde von der Welle weggerafft.

Ich selbst habe, abgesehen von der oben erwähnten Erdbebenwelle in Herbertshöhe, einmal eine Welle gesehen, welche wahrscheinlich eine Flutwelle war. Gelegentlich einer Fahrt um Neumecklenburg befanden wir uns mit dem Motorschuner »Mascotte« in dem schmalen Albatrosskanal zwischen Neumecklenburg und der Baudissininsel. Die See war nur ganz wenig bewegt. Ich stand neben dem Führer des Schiffes, Kapitän Macco, auf der Kommandobrücke, als wir plötzlich eine mächtige runde Welle, etwa wie eine hohe Dünungswelle ohne Brecher aussehend, auf das Schiff zurollen sahen. Die Welle überragte dem Anschein nach um ein geringes die Höhe des Schiffsbugs. Der Kapitän gab einen Laut der Überraschung von sich und schien ein Kommando abgeben zu wollen, doch ehe dies möglich war, war die Welle auch schon heran, das Schiff wurde vorn emporgehoben, machte dann eine elegante Neigung und war über die Welle hinweggeglitten, ehe wir auch nur Zeit hatten, unser Erstaunen über die ungewöhnliche Erscheinung zu

äussern. Weitere Wellen ähnlicher Art folgten nicht. Da die See im übrigen ziemlich ruhig war, so dürfte es sich um eine durch Erdbeben oder eine unterseeische Eruption verursachte Flutwelle gehandelt haben. Nähere Nachforschungen an Land anzustellen waren wir allerdings nicht in der Lage, da unser Weg uns weiter zu entfernteren Gegenden führte.

Im September 1900 traf mein Nachfolger, Assessor Stuckhardt, in Herbertshöhe ein. Nach Übergabe der Geschäfte und nach herzlichem Abschied von meinen Freunden im Bismarck-Archipel verliess ich am 29. September mit dem Reichspostdampfer »München« des Norddeutschen Lloyd, welchen derselbe Kapitän Krebs führte, der zwei Jahre vorher bei meiner Ankunft im Archipel Führer der »Stettin« gewesen war, das Schutzgebiet, um mich nach Sydney und von dort mit einem amerikanischen Dampfer nach meinem neuen Bestimmungsort Apia zu begeben.



Abb. 28. Marsch auf dem Riff (Neumecklenburg).

Kapitel XVI.

Einiges über Fauna und Flora.

Von Dr. med. **Paul Schnee.**

Der Bismarck-Archipel und die Salomonsinseln gehören zur australischen Region, welche sich tiergeographisch durch das Fehlen der Säugetiere, mit Ausnahme der beiden niedrigsten Ordnungen der Beutler und Kloakentiere, charakterisiert. Ausserdem kommen ursprünglich offenbar zugeflogene Fledermäuse, eingeschleppte Ratten und Mäuse, sowie als Haustiere importierte Hunde und Schweine vor. Letztere sind teilweise verwildert und beleben heute somit scheinbar als wilde Tiere den Urwald in der Nähe der Dörfer.

Auf den Salomonsinseln finden sich zwei eigentümliche Mäuse, ein Beuteleichhorn, auf das ich noch unten zurückkomme, mehrere fliegende Hunde, d. h. grosse, fruchtfressende, sowie einige kleine Fledermäuse, die sich, wie die unsrigen, von Insekten nähren. Im Bismarck-Archipel selbst treten nach Matschie, dessen Angaben ich meiner Zusammenstellung zugrunde lege, noch hinzu eine grosse Ratte, ein Beutelbär, ein kleines Känguruh, sowie ein Borstenbeutler.

Betreffs der Flughunde bemerke ich nur, dass dieselben eine ziemliche Grösse erreichen können. Eunycteris papuana Ptrs., die grösste Art, klaftert bis

zu dreiviertel Meter. Durch ihren nackten, in der Jugend nur mit einem schmalen, spärlich behaarten Längsfelde versehenen Rücken lässt sie sich leicht von den übrigen Spezies des Landes unterscheiden.

Die einheimischen Beutler zerfallen ungezwungen in zwei Abteilungen. Erstens solche, welche wesentlich Pflanzenfresser sind, charakterisiert durch den Umstand, dass die mittleren Schneidezähne ihres Unterkiefers meisselförmig gestaltet und grösser als die übrigen Zähne des Gebisses sind.

Das Zuckereichhorn (Petaurus papuanus Thos.) ähnelt unserem Eichhorne an Gestalt, bleibt aber kleiner. Zwischen seinen Gliedmassen breitet sich eine Flughaut aus, wodurch das eigentlich sehr zierliche Geschöpf etwas breiter erscheint. Oben ist sein Pelz aschgrau, unterseits dagegen hellgelb, ja fast weisslich gefärbt. Der Kopf ist flach, die aufrechten Ohren ziemlich lang, dabei stumpf abgerundet. Grosse, hervorquellende Augen verraten, dass das Hörnchen eine nächtliche Lebensweise führt. Diese Art besitzt ein weites Verbreitungsgebiet, indem sie sich von Djilolo bis zu den Salomonen findet; ebenso kommt es übrigens auch auf dem Festlande von Australien vor.

Ich habe ein solches Eichhorn, welches mir in Herbertshöhe übergeben wurde, nach Europa gebracht und somit Gelegenheit gehabt, einige Beobachtungen über sein Wesen anzustellen. Das Tierchen war in einem grossen Blatte, in dem es sich zum Schlafen niedergelegt hatte, gefangen. In seinem Käfige, einer vergitterten Kiste, die ich ihm zum Aufenthaltsorte anwies, schlief es zusammengerollt tagsüber so fest, dass es kaum zu erwecken war. Bei jeder Störung stiess es höchst sonderbare Töne aus, welche lebhaft an ein

kleines, abschnurrendes Uhrwerk erinnerten. Es sah ungemein komisch aus, wenn das endlich erwachte Tierchen mit seinen grossen, schwarzen Augen schlaftrunken blinzelte und dabei jene missbilligenden Töne ausstiess, wobei seine Stimme immer langsamer und leiser wurde, genau wie wenn das Uhrwerk allmählich abliefe, bis es schliesslich ganz stehen blieb. Am Tage konnte man es ruhig aus seinem Behälter herausnehmen und irgendwohin legen, es schlief ruhig weiter; nachts war es dagegen in ständiger Bewegung und sprang in seinem Käfig rastlos auf und ab. Ich bewahrte das zarte Geschöpf, um es beständig unter Augen zu haben, in meiner Kabine. Eines Nachts, — unser Schiff schwamm bereits im indischen Ozean — wurde ich zu meinem grossen Erstaunen dadurch geweckt, dass es mir auf die Brust sprang. Im ersten Augenblick glaubte ich, es sei eine Ratte, und hätte es beinah erschlagen. Da sowohl die Fenster als auch die Tür meiner Kabine bei der herrschenden Hitze weit offen standen, musste ich sie erst schliessen, ehe ich auf den Ausreisser Jagd machen konnte. Er entfaltete indessen eine so fabelhafte Gewandtheit, dass ich die Nutzlosigkeit meines Versuches bald einsah und mich bis zum Morgen mit ihm einschloss. Ich fand ihn dann bei Tagesanbruch in der dunklen Höhlung einer Neu-Guinea-Tanzmaske, welche ich noch nicht einzupacken Gelegenheit gefunden hatte, in tiefsten Schlaf versunken vor. Dieses Tier hat nachher längere Zeit im Berliner Zoologischen Garten gelebt.

Der zweite Beutler des Bismarck-Archipels ist der Beutelbär oder Tüpfelkuskus (Cuscus maculatus Geoffr). Er ist ebenfalls weit verbreitet. Sein Gebiet reicht von Celebes bis zu den Salomonen. Es sind plumpgebaute,

bis meterlange Tiere, wovon allerdings ziemlich die Hälfte auf den langen, nur in der unteren Hälfte behaarten, im übrigen aber nackten Schwanz kommt. Der dichte, weiche Pelz ist recht verschieden gefärbt. Während die Weibchen gewöhnlich grau- und weissgefleckt erscheinen, variieren die Männchen sehr. Es gibt weisse, die dann meistens eine gelbe Schwanzwurzel haben, aber auch solche, welche mehr oder weniger unregelmässig weiss, schwarz und rot gefleckt sind. Auf Neumecklenburg scheinen die Tiere häufig zu sein, wenigstens berichten Lesson und Garnot, welche 1823 diese Insel besuchten, dass die Eingeborenen täglich eine Menge derselben ans Schiff brachten. »Sie hatten ihnen die Beine gebrochen und ein Stück Holz ins Maul gesteckt, wahrscheinlich um das Beissen zu verhindern. Ihren Erzählungen nach verraten sich die Kuskuten durch ihren Gestank und werden dann durch Anstarren mit den Augen gebannt, und wenn sie aus Ermüdung den Schwanz loslassen und herunterfallen, gefangen«. Die Tiere leben von Blättern und Früchten. Scheu und furchtsam, wie sie sind, hängen sie sich, verfolgt, mit Vorliebe mit Hilfe ihres Winkelschwanzes an einem Zweige auf und verbleiben so völlig regungslos. Offenbar ist der Schwanz nicht kräftig genug das Gewicht des Tieres auf die Dauer zu tragen, andererseits getraut sich der Kuskus wohl nicht seine Flucht fortzusetzen, somit erlahmen schliesslich die betreffenden Muskeln und der Kuskus fällt herab. Wahrscheinlich ist dies die Erklärung für das, auch von den Molukken her bekannte »Herabsehen« der Kuskus von den Bäumen. Im Bismarck-Archipel wird das fette Fleisch sehr geschätzt, man weidet die erbeuteten Beutelbären aus und brät sie dann mit Haut und Haaren auf heissen

Steinen. Aus den Zähnen werden hochgeschätzte Halsbänder sowie andere Zierate hergestellt.

Ich habe Gelegenheit gehabt, drei junge, frisch gefangene Kuskus zu beobachten und war sehr erstaunt über die Munterkeit und die zierlichen Bewegungen der Tierchen, welche, nach Eichhornart aufrecht sitzend, mit den Vorderbeinen ihnen gereichte Nahrung zum Maule führten. Die um den Ast geschlungene Schwanzspitze, welche von Zeit zu Zeit anders befestigt wurde, diente als Haltorgan, gewissermassen als Anker. Die Lebhaftigkeit dieser Geschöpfe stand im scharfen Gegensatze zu den schlaftrunkenen Bewegungen des kaum munter zu bekommenden, früher erwähnten Eichhornes. Ich muss gestehen, dass sie die zierlichsten und muntersten Beuteltiere waren, welche ich jemals gesehen habe.

Das im Bismarck-Archipel vorkommende Känguruh ist Macropus browni Ramsay. Es scheint ziemlich selten zu sein. Ich habe nur von zwei Exemplaren, von denen eins erlegt wurde, in Herbertshöhe erzählen hören. Mein Bruder hat das Tier, wie er mir sagte, nie zu Gesicht bekommen.

Die zweite Abteilung der Beuteltiere charakterisiert sich durch jederseits mindestens vier kleine Schneidezähne im Oberkiefer, drei bis vier ungefähr gleichgrosse im Unterkiefer, sowie vier gut entwickelte Eckzähne. Diese Tiere sollen vornehmlich Insekten resp. Fleisch fressen.

Zu ihnen gehört das letzte wirklich einheimische Tier des Archipels, der Borstendachs (Perameles Cockerelli Ramsay). Durch seine langen Hinter- und kurzen Vorderbeine erinnert es an die Känguruh, von denen es sich indessen durch die merkwürdige Zehenbildung

leicht unterscheiden lässt. Seine zweite und dritte Zehe ist nämlich, wie beim Kuskus übrigens auch, verwachsen. An den Vorderbeinen fehlen die drei äusseren Finger und sind zu kleinen, warzenartigen Gebilden verkümmert. Im Gegensatze zu seinen Verwandten auf dem australischen Festlande trägt das inklusive Schwanz zirka $^1/_2$ *m* lange Tier einen kurzhaarigen Pelz. Der Schwanz ist mittellang, schlaff und wenig behaart. Über die Lebensweise dieser Art ist mir nichts bekannt geworden. Lebende Perameles, welche ich in Australien sah, gehörten der spitzschnauzigen, grossohrigen Art an, welche man als Nasenbeuteldachse bezeichnet. Ausser ihrer originellen Gestalt bieten sie nichts Anziehendes. Es sind offenbar tiefstehende, stumpfsinnige Geschöpfe, wie so viele der Beutler.

Anhangsweise möchte ich erwähnen, dass bei Herbertshöhe durch den damaligen Gouverneur, Herrn von Bennigsen, indische Hirsche, ein Männchen und drei Weibchen, ausgesetzt sind. Die Tiere sollen angeblich aus Macassar stammen, sind also offenbar Rusa-Hirsche. Sie zeigten indessen wenig Neigung, den Wald auf Neupommern zu beleben, und näherten sich mit Vorliebe dem Hause des Gouverneurs, um gefüttert zu werden. Scheuchte man sie fort, so stutzten sie wohl, kamen aber bald wieder zutraulich näher. Später wurden sie dann nach einer anderen Stelle der Blanchebucht gebracht. Da sich die auf dem Festlande von Neu-Guinea ausgesetzten Hirsche vermehrt und, wie es scheint, auch eingebürgert haben, so ist zu hoffen, dass auch auf Neupommern ein glücklicher Erfolg diesen interessanten Versuch lohnen wird.

Von Vögeln kennt man 178 Arten, von denen 74 unserem Gebiete eigentümlich sind. Wie auf dem

australischen Festlande fehlen auch hier Finken und Spechte vollständig, ebenso Geier und Flughühner. Merkwürdigerweise gibt es auch keine Paradiesvögel, jene prachtvollen, rabenartigen Tiere, welche auf die Hauptinsel Neu-Guinea beschränkt zu sein scheinen. Es ist indessen zu bedenken, dass bisher nur an einigen, am Rande der grossen Insel liegenden Punkten gesammelt ist. Die Berge im Innern bieten wahrscheinlich noch manche Überraschung, möglicherweise findet sich dort auch diese bisher vermisste Gattung. Sicher ist, dass es im Innern noch verschiedene, bisher unbekannte Arten gibt. Einem auf Neupommern wohnenden Missionar verdanke ich die Mitteilung, dass er an der Nordküste der Gazellehalbinsel einen erlegten Papagei sah, welchen keiner der dortigen Eingeborenen kannte. Dagegen wussten die aus den Bergen stammenden Leute, welche der Pater mit zur Küste heruntergebracht hatte, ihn zu benennen. Es war mir interessant, zu erfahren, dass kurz zuvor ein sehr heftiger Wind geherrscht hatte, der den Vogel wohl verschlagen haben mochte. Er sollte schätzungsweise etwa 80 bis 90 *km* weit her sein.

Der grösste Vertreter der Vögel ist der äusserlich straussartige Kasuar (Casuarius bennetti J. Gd.), von den Eingeborenen Murup genannt. Er soll bis gegen sechs Fuss hoch werden. Sein langgestreckter, auf sehr kräftigen Beinen ruhender Leib ist mit dichtem, haarähnlichem Gefieder bedeckt, welches bei jüngeren Tieren bräunlich, bei alten dagegen schwarz erscheint. Die Flügel sind verkümmert und besitzen statt der Schwungfedern fünf grosse Hornkiele, welche an einen schwachen Bleistift erinnern. Der Kopf des erwachsenen Vogels trägt einen Helm, der ebenso wie der nackte obere

Teil des Halses gewöhnlich in lebhaften Farben prangt. Die drei Zehen sind gut entwickelt und kräftig gebaut, die innerste mit einem sehr langen, starken Nagel bewehrt, mit welchem das Tier mächtige Wunden zu schlagen vermag. Angeschossen nimmt er den Menschen an und hat somit schon öfters Unglücksfälle herbeigeführt. Nach einer Angabe soll er sich hauptsächlich von wilden Feigenarten nähren und besonders in feuchten Niederungen aufhalten. Da das Tier sehr scheu ist und sich bei der Annäherung eines Feindes davonschleicht, so bekommt man es höchst selten zu Gesicht. Gelegentlich eines Streifzuges am Henry Reidflusse (Weite Bucht, Neupommern) sah mein Bruder ein solches Tier in dem trockenen Teil des Flussbettes herumspazieren. Da sich dort eine Anzahl halbkugeliger Sandhaufen, welche zuerst für Eingeborenenhütten gehalten wurden, befanden, so glaubte er zunächst, ein zahmes Exemplar vor sich zu haben. Die Polizeijungen versuchten, sich an das Tier anzuschleichen, indessen vergebens! Der Vogel verschwand, gerade als sie auf Schussweite herangekommen waren, mit mächtigen Sätzen. Bennet, dem zu Ehren diese Art benannt wurde, brachte als erster zwei Stück derselben aus Neupommern mit. Er gibt an, die Eingeborenen behaupteten, es sei unmöglich, erwachsene Exemplare einzufangen, weil diese bei dem geringsten verdächtigen Geräusche davon eilten, und sich im Dickicht verbärgen. Die kurz nach dem Ausschlüpfen gefangenen Jungen werden bald recht zahm, ja zuletzt sogar zudringlich. Zwei dieser Tiere, welche ich aus Herbertshöhe kenne (heute befinden sie sich im Zoologischen Garten zu Berlin), wurden in einer Umzäunung verwahrt. Älter geworden übersprangen sie dieselbe häufig, um vor-

beikommende Eingeborene zu necken. Sie zwickten jene mit dem Schnabel und wurden, wenn die so meuchlings Überfallenen sich zur Flucht wandten, um so unangenehmer, je schneller sie liefen. Nachdem sie ihr Opfer so eine Strecke weit verfolgt hatten, kehrten sie, neue Taten ersehend, zurück, um die nächste Gelegenheit zu einem solchen Streiche abzupassen.

Ein gleichfalls sehr stattlicher Vogel ist das Buschhuhn (Megapodius eremita Hartl.), ein Vertreter der Grossfusshühner oder Wallnister. Es sind zirka 34 *cm* lange Vögel mit dunklem Gefieder, Verwandte unserer Fasanen, vor denen sie sich aber durch kräftige, mit starken Krallen bewaffnete Zehen und hohe Beine auszeichnen. Sie bebrüten ihre Eier nicht, wie alle anderen Vögel, sondern bringen sie, wie Krokodile und andere Echsen das tun, in einem zusammengescharrten Blätterhaufen unter, in dem sie die entstehende Hitze der allmählig faulenden Pflanzenmasse ausbrütet. Das Junge entschlüpft dem Ei vollständig befiedert und beginnt, ohne seine Eltern jemals kennen zu lernen, sogleich ein Leben auf eigene Faust. Das Buschhuhn des Bismarck-Archipels verfährt ähnlich, verscharrt aber seine Eier einzeln in den schwarzen, vulkanischen Sand, der viel Wärme absorbiert, aber wenig ausgibt und somit unter dem Einfluss der Tropensonne die Eier sicher reift. Um die Blanchebai herum findet sich das Tier häufig. Die grossen und wohlschmeckenden Eier werden von den Eingeborenen gern verzehrt und deshalb eifrig gesucht. Gelegentlich einer Besteigung des Kaievulkanes, in der Nähe von Herbertshöhe, traf ich auf einige Kanaker, welche solche Eier gesucht, indessen nur ein einziges, welches sie mir übrigens überliessen, gefunden hatten. Dahl, dessen Sammlung und Mitteilungen

mir betreffs der Vogelwelt als Grundlage dienen, sagt über diese Art folgendes: »Der Vogel lebt truppweise mit einem Männchen und drei Weibchen. Er fliegt selten, meistens nur wenn er aufgescheucht wird, eine kurze Strecke weit. Die Eier werden von der Henne im Sande verscharrt. In dem flachen, sandigen Boden am Ende des Hafens fanden sich 30 bis 60 *cm* lange Löcher im Sande, in welche die Hand bequem eingeführt werden konnte. In denselben lagen die Eier, gewöhnlich zwei.«

Wilde Tauben sind im Archipel sehr häufig, insbesondere solche, die Früchte fressen. Man kennt bisher 18 Arten, von denen zwölf den Inseln eigentümlich sind, während sechs auch in anderen Gegenden gefunden werden. Sie bilden mit einer noch zu besprechenden Kakaduart ein häufiges Gericht auf dem Tische der Europäer. Der Balu der Eingeborenen (Carpophaga rubicera Rp.) ist wohl die häufigste Art, er liebt, nach Dahl, weniger den tiefen Wald, als vielmehr die Nähe der Eingeborenendörfer, weil er dort immer hohe Galipbäume (Pometia pinnata Forst) findet. »Da den Eingeborenen keine Feuerwaffen verkauft werden«, so sagt der eben erwähnte Forscher, »die Tauben aber stets auf den höchsten Bäumen sitzend den geschicktesten Speerwürfen unzugänglich sind, so müssen sie sich mit dem Kot der Vögel begnügen, der übrigens auch nicht zu verachten ist. Eine Hauptnahrung der Balus bilden nämlich die Galipfrüchte. Verdaut wird von diesen Früchten nur die fleischige Hülle. Der Steinkern durchwandert den Darm und geht unversehrt ab. Die Eingeborenen brauchen also nur unten zu warten, der für sie allein geniessbare, angenehm nussartig schmeckende Kern kann ihnen nicht

entgehen. Das schwierige Ersteigen der mächtigen Galipbäume ist also vollkommen unnötig.«

Tauben sind sowohl auf der Gazellehalbinsel, wie besonders auf den Crednerinseln, welche deswegen auch Pigeon- (Tauben-) Inseln genannt werden, häufig und kommen auch auf den anderen Eilanden des Archipels vor. Insbesondere fiel meinem Bruder ihre Menge auf der kleinen unbewohnten Schröderinsel im Nusa-Fahrwasser auf, ferner in der Sépessa-(Fedarb-)Gruppe in den Admiralitätsinseln.

Die Raubvögel sind durch eine Weihe, einen Seeadler, zwei Habichte und zwei Falken vertreten, ferner finden sich vier Eulen. Von Papageien kennt man zwölf Arten, unter denen der Brillenkakadu wohl der häufigste ist (Plissolophus opthalmicus Scl.). Er führt seinen Namen nach dem grossen, blauen Augenringe, der ihn von allen Verwandten leicht unterscheiden lässt. Weisse Farbe, sowie die breite Haube, deren längste Federn an der Spitze gelb gefärbt sind, charakterisieren das prächtige Tier weiter. Wie alle Kakadus ist er ein lebhaftes, lärmendes Geschöpf, dessen leuchtende Schwärme dem Urwalde wahrhaft zur Zierde gereichen und sich auch dem längs der Küste Dahinsegelnden wohl bemerkbar machen. Die schrille Stimme ist schon so wie so wenig angenehm, steigert sich aber, wenn man unter einen Schwarm schiesst, nicht nur bei den Verwundeten selbst, sondern auch bei den übrigen erschreckt Weitereilenden zu einem geradezu ohrenbetäubendem Kreischen. Ein Exemplar dieser Art, welches ich einige Monate lang hielt, wurde bald zahm, wich aber in seinem Betragen von dem anderer Arten kaum ab. Trotz seiner verschnittenen Flügel entlief er verschiedene Male und erkletterte dann sogar Palmen,

was zu mancherlei erheiternden Jagden Veranlassung gab.

Mit Übergehung der Pinselzüngler, oft geradezu prachtvoll gefärbter, mittelgrosser Papageien, wende ich mich zu dem Edelpapagei (Eclectus pectoralis St. Müll.), welcher den bekannten Graupapagei oder Jacko an Stattlichkeit noch etwas übertrifft. Merkwürdigerweise sind Männchen und Weibchen dieser Art ganz verschieden gefärbt. Ersterer trägt ein leuchtend grasgrünes Kleid, letzteres ist dagegen hochrot gefärbt, die vordere Leibeshälfte erscheint scharlach-, die hintere kirschfarbig. Das Nest wird in einer Baumhöhle angelegt; beide Gatten sollen abwechselnd brüten. Ich habe Gelegenheit gehabt eine solche Nisthöhle zu sehen, indessen befand sich dieselbe in dem Stamme eines sehr hohen, weit hinauf astlosen Baumes, so dass an eine nähere Untersuchung gar nicht zu denken war. Auch diese Art muss ziemlich häufig sein, denn man findet sie öfters bei den Ansiedlern im Bauer. Ein Weibchen, welches ich pflegte, zeigte sich ziemlich bissig, erfreute auch sonst mehr durch sein wahrhaft prachtvolles Gefieder als durch sein Wesen.

Die Zwerge der dortigen Papageien sind die zeisiggrossen Spechtpapageien (Nasiterna) und die fast ebenso kleinen Fledermauspapageichen (Loriculus). Letztere verdanken ihren Namen der sonderbaren Gewohnheit sich zum Schlafen nach Art der Fledermäuse an den Hinterbeinen aufzuhängen und sich so, den Kopf nach abwärts gerichtet, der Ruhe hinzugeben.

Von den acht vorhandenen Kuckucksarten kommt der eine nur als Zugvogel nach dem Archipel. Er ist in Sibirien zu Hause und erscheint, ebenso wie die dortigen Schnepfen und Regenpfeifer, nur zur Winter-

zeit. Die Tiere ziehen offenbar von Nordasien her längs der Küste Chinas dahin und gelangen schliesslich über die Philippinen, eventuell auch die nördlichen Molucken, nach Neu-Guinea. Die Fratzenkuckucke, ausgezeichnet durch den über kopflangen, dicken, am Rande mit Einkerbungen versehenen Schnabel, werden durch den Riesenkuckuck, ein bis 65 *cm* grosses Tier vertreten, das oberseits grau erscheint, während Bauch und Schenkel, wie bei unserer heimischen Art, dunkel quergerändert sind. Er scheint alljährlich von Australien aus zuzufliegen und ist also ähnlich den bereits erwähnten Arten ein Zugvogel. Nach Gould ziehen die Fratzenkuckucke für Oktober bis Januar vom Festlande fort und dürften diese Zeit wohl meistens auf Neu-Guinea verbringen. Der wissenschaftliche Name der Tiere ist Scythrops novaehollandiae Lath.

Einen sehr ähnlich gebauten, aber noch bedeutend grösseren und mit einem faltigen Wulst versehenen Schnabel besitzt der Jahresvogel (Rhytidocerus plicatus Forst), zu dem wir jetzt kommen. Kopf und Hals sind goldbraun, der Leib schwarz, der Schwanz aber weiss gefärbt. Da der erwähnte Wulst nicht immer die gleiche Anzahl von Querfurchen zeigt, so glaubte man früher aus ihnen das Alter des Vogels erkennen zu können, indem man annahm, in jedem Jahre käme eine neue hinzu. Das ist natürlich ein Irrtum; der auf dieser Idee beruhende Name ist indessen dem Vogel geblieben, da er sich einmal eingeführt hatte. Im Bismarck-Archipel bleibt das Tier kleiner und erreicht nie die Grösse jener auf dem Festlande Neu-Guineas lebenden Exemplare. Die Papua halten ihn für heilig, er gilt als Totenvogel, und trägt nach ihrer Meinung die Seelen der Verstorbenen ins Jenseits hinüber.

Es sei noch erwähnt, dass in Neuhannover und Nordneumecklenburg, nach Parkinson auch in den Salomonsinseln, Vögel von den Eingeborenen als Sippenabzeichen verwandt werden.

An Arten, namentlich aber an Individuen reich, sind die Reptilien, insbesondere beleben die Echsen in einer derartigen Anzahl viele Stellen, dass man aufs höchste erstaunt. Sicher ist, dass man keine hundert Schritt gehen kann, ohne auf solche zu stossen. Sie bilden somit einen ganz hervorstechenden Zug der Inselfauna.

Fluss- und Landschildkröten fehlen, auch Seeschildkröten sind nicht sehr gewöhnlich. Am häufigsten kommt die als Lieferantin des Schildpattes wichtige Karette (Chelone imbricata L.) vor. Nach Dahl trifft man das genannte Tier besonders häufig vom Juli bis Ende November in der Nähe der Küsten, welche sie aufsuchen, um dort ihre weissen, kugelrunden Eier zu legen. Das Männchen soll im Meere verbleiben, während das Weibchen auf das Land steigt und dort mit Hilfe der Hinterfüsse eine tiefe Grube aushöhlt, in welches sie die Eier ablegt. Darauf scharrt sie das Loch wieder zu und überlässt der Sonnenwärme die Zeitigung der dem Boden anvertrauten Spende. — Bei Gelegenheit der Eiablage werden viele Schildkröten gefangen, indem man die ans Land gekrochenen von der See abschneidet und durch Umdrehen an der Flucht hindert. Keine Seeschildkröte vermag, auf den Rücken gewälzt, aus eigener Macht wieder auf die Beine zu kommen und ist in dieser Lage vollkommen hilflos. Das Fleisch ausgewachsener Caretten ist ebenso gut essbar, wie das der hier seltner vorkommenden Suppenschildkröte. Kleine Exemplare ersterer Art schmecken

indessen sehr schlecht, offenbar aus dem Grunde, dass sie Fischfresser sind, während grosse Stücke nur noch Vegetabilien zu sich nehmen und durch diese Nahrung einen der Suppenschildkröte, die gleichfalls Vegetarianerin ist, ganz ähnlichen Geschmack bekommen.

Die im Bismarck-Archipel vorkommenden Krokodile gehören sämtlich derselben Art an. Nach einer Erhöhung, welche sich auf beiden Seiten des Kopfes vom Auge bis gegen das Nasenloch hinzieht, nennt man sie Leistenkrokodile. Das von ihnen bewohnte Gebiet reicht von Afrika über Asien bis zu den Salomonsinseln; auch kommen sie im tropischen Amerika vor. Sie leben namentlich in Flussmündungen, scheuen Salzwasser durchaus nicht und sind schon weit von jedem Lande entfernt angetroffen. Ihre ungemeine Verbreitung ist somit leicht erklärlich. Das Leistenkrokodil (Crocodilus porosus Schn.) gehört zu den gefährlichen Arten der Panzerechsen, welche gelegentlich auch Menschen angreifen, unter Wasser ziehen und verzehren.

Es scheint an den meisten Stellen des Archipels vorzukommen. Dahl sah eins auf Neulauenburg. Besonders häufig sind sie im Warangoiflusse (Ostküste der Gazellehalbinsel), an dessen Mündung von der Neu-Guinea-Kompagnie ein Sägewerk angelegt ist. Mein Bruder sah im Kerawat (Weberhafen), ferner im Henry Reidflusse (Weite Bucht) je ein ca. 6—8 Fuss langes Exemplar. Auf Neumecklenburg (Nord) erzählten ihm die Eingeborenen, dass dort gleichfalls Krokodile vorkämen, ebenso auf den Admiralitätsinseln, deren Bewohner übrigens Hausbalken in Krokodilform schnitzen. Auf der Insel Watom, welche der Nordküste der Gazellehalbinsel vorgelagert ist, gibt es

keine. Indessen hatten die Eingeborenen, nach der Mitteilung des Herrn P. Schmitz, dem ich dieses fast unglaubliche Geschichtchen verdanke, von der Küste ein kleines Tier herübergeschafft und in einem dortigen Flüsschen ausgesetzt. (!) Zuerst ging auch alles gut. Als das Reptil indessen grösser wurde, fing es an, die zur Tränke kommenden Schweine ins Wasser zu ziehen und zu verschlingen. Erst jetzt sahen die Eingeborenen ein, welch Schildbürgerstücklein sie sich geleistet hatten, und wären den gefährlichen Gast gern losgewesen. Das war indessen nicht so leicht; erst nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es, das Untier unschädlich zu machen, ehe Menschenleben von ihm vernichtet waren.

Eidechsen begegnen einem im Archipel wirklich bei jedem Schritte; sie beleben ebensowohl den Boden, als auch das Gebüsch und die Bäume. Die Mehrzahl gehört zur Familie der Skinke, welche Kosmopoliten namentlich in Australien und Polynesien, aber auch in Ostindien und Afrika reichlich vertreten sind. Auf Neupommern leben nicht weniger als elf Arten, wozu die gemeinsten Tiere der Gruppe gehören. Die durch grosse Augen ausgezeichneten Geckonen, nächtlich lebende Echsen, welche vermöge ihrer Fingerpolster selbst an senkrechten Flächen dahinzulaufen verstehen, sind durch sechs Arten vertreten. Sie kleben sich bei ihrem Laufe keineswegs an die Wand an, wie man früher glaubte, sondern legen die Blättchen, aus denen die Polster bestehen, fest an die Unterlage an und richten jene alsdann auf. Somit entsteht ein luftleerer Raum darunter, die Echse hängt, ähnlich einem Schröpfkopfe, fest. Einige Arten leben mit Vorliebe in den Häusern, wo man sie als unermüdliche Fliegenfänger schätzt und schützt.

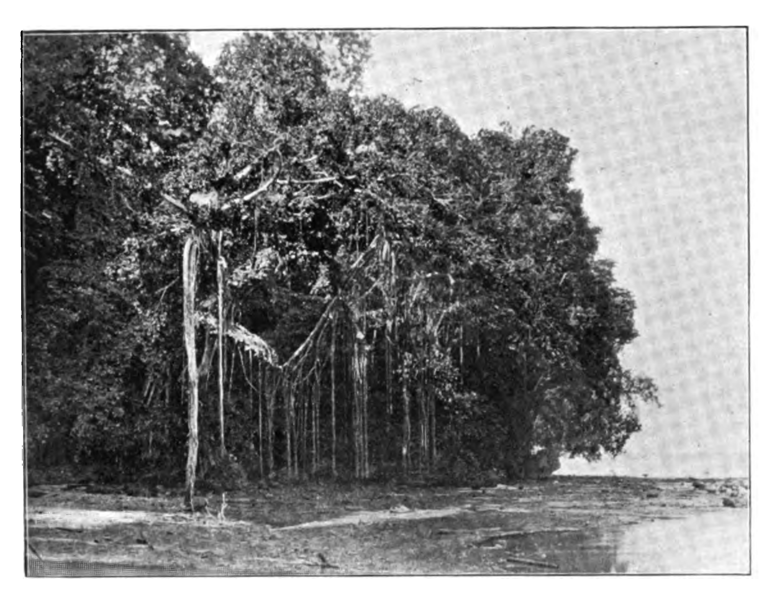


Abb. 28a. Vegetationsbild. Strand auf Watom.



Abb. 28b. Vegetationsbild.
Warangoifluss auf der Gazellehalbinsel.

Nächst dem Krokodil ist die grösste Echse ein Gonyocephalus, der über meterlang wird, vermöge seines Kehlsackes und des Nacken- und Rückenkamms, der aus aufrecht stehenden lanzettlichen Schuppen besteht, höchst sonderbar, fast drachenähnlich, aussieht.

Etwas kleiner bleibt der Tigervaran (Varanus indicus Daud.), der auf schwärzlichem Grunde fein gelb gefleckt ist. Das Tier hat ein sehr grosses Gebiet, indem es von Celebes bis zu den Karolinen vorkommt. Das grösste bisher aus Neupommern bekannt gewordene Exemplar misst 830 *mm*. Auf dem Festlande von Neu-Guinea werden die Tiere grösser und gelten als arge Feinde des Hausgeflügels; die kleinere Rasse des Archipels soll nicht in dieser Weise schädlich sein. Dahl sagt über ihn: »Da das Tier bei Tage seiner Jagd auf Eidechsen, grosse Spinnen und Insekten nachgeht, begegnet man ihm recht oft. Obgleich direkte Beobachtungen nicht vorliegen, möchte ich ihn für den Hauptfeind niedrigstehender Vogelnester halten. Unser Varan ist sehr bissig. Von den Eingeborenen wird sein Fleisch gegessen. Die abgezogene Haut wird als Trommelfell für kleine Handtrommeln verwendet.« Ich habe in dem Magen eines grossen Exemplares eine Krebsschere der überall den Urwald belebenden Einsiedlerkrebse gefunden; sein Schlund war weit genug, um meine Faust passieren zu lassen. Ein junger Tigervaran, welchen ich längere Zeit pflegte, hat mir bestätigt, dass die Varane die klügsten aller Eidechsen sind. Er bemerkte bald, was ihm erlaubt war. Im Bereiche meiner Hand auf den Tisch gesetzt, lief er dort viertelstundenlang ganz manierlich herum und schmiegte sich an die von der Sonne durchglühte Tischplatte. Er hatte erkannt, dass alle seine Ge-

schwindigkeit zur Flucht nicht genügte, solange er sich im Bereich meiner Hand befand. Später operierte er regelmässig folgendermassen: Langsamen Schrittes, scheinbar völlig harmlos, wanderte er bis an das Ende des Tisches. War ihm das einmal gelungen, so sprang er mit einem Satze zur Erde herab und suchte im schnellsten Laufe zu entkommen.

Zwanzig Spezies von Schlangen sind bisher gefunden, darunter befinden sich fünf Riesenschlangen. Mit Ausnahme einer Art, welche $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ *m* lang wird, gehören sie alle zu den kleineren ihrer Familie. Die Tiere sind als Vertilger von Mäusen und Ratten nützlich und sollten deshalb allgemein geschont werden. Dem Bismarck-Archipel eigentümlich ist Nardoa boa Schleg., welche ausgewachsen einfarbig braun oder mit schwarzen Ringeln verziert vorkommt. Auch die Jungen sind geringelt, doch tritt bei ihnen diese Zeichnung viel stärker hervor, da sie auf ziegel- bis orangerotem Untergrunde steht.

Diese Art ist häufig und scheint es besonders aus dem Grunde, weil sie die Ansiedlungen des Menschen nicht wie andere ihres Geschlechtes meidet, sondern direkt aufsucht. Insbesondere findet sie sich in Hühnerställen, weshalb die Ansiedler glauben, sie stelle dem Geflügel nach. Dahl hat indessen im Magen erlegter Schlangen dieser Art immer nur Reste schädlicher Nager gefunden. Es scheint, dass eben diese, welche in Ställen ja nie fehlen, sie herbeilocken. Obwohl nicht von der Hand zu weisen ist, dass diese Schlange sich gelegentlich einmal an einem Huhn vergreift, was bisher, wie gesagt, nicht nachgewiesen ist, dürfte sie doch überwiegend nützlich sein. — Sie besitzt eine gewisse Ähnlichkeit mit der einzigen auf den Inseln

lebenden Giftschlange (Pseudelaps mülleri Schleg.). Diese zeigt oben ein dunkles Braun, wovon sich der bunt gezeichnete, hellgraue Kopf gut abhebt. Bei näherer Betrachtung bemerkt man auch, dass die Kehle und Halsgegend schwarz gefärbt ist, während »bei der unschädlichen Nardoa der ganze Kopf schwarz und der Körper licht oder dunkel geringelt ist«.

Zahlreichere Giftschlangen, nämlich vier Arten, beherbergt das Meer. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Schlangen durch einen plattgedrückten Ruderschwanz, der gut entwickelt und deshalb sehr auffallend ist. Die Plättchenschlangen, von denen Platurus colubrinus Schneid. häufig ist, bringt den Tag am Ufer zu, indem sie im löcherigen Korallenkalke oder angespülten hohlen Baumstämmen ruht. Nachts geht sie auf das Meer hinaus, um zu jagen. Die übrigen Seeschlangen betreten das Land nie, müssen sogar zugrunde gehen, wenn die Wellen sie an den Strand werfen, da sie nicht imstande sind, das feuchte Element wieder zu erreichen. Alle Arten sind sehr giftig. Infolge ihrer nächtlichen Lebensweise, auch wohl der allen Giftschlangen bei Tage eigenen Trägheit, sind, trotzdem diese Tiere sehr zahlreich und weitverbreitet in den warmen Teilen des indischen und stillen Ozeans vorkommen, Vergiftungen durch sie kaum bekannt geworden. Ihre Lieblingsplätze sind breite, ruhige Kanäle zwischen Inseln, sowie das Meer vor Flussmündungen, wo man sie oft in überraschender Zahl bemerken kann. Mit den Seeschlangen, welche zur Zeit der sauren Gurke regelmässig in den Zeitungsspalten auftreten, haben diese Tiere natürlich nichts zu tun, sintemal die meisten Exemplare wenig über 1 *m* lang sind. Die grösste, die man kennt, misst etwas über 3 *m*.

Die Amphibien scheinen bei oberflächlicher Betrachtung zu fehlen, wenn man von dem sogenannten Ruck-ruck der Eingeborenen, einem riesigen Laubfrosche Hyla dolichopsis (Cope), absieht, welcher sich durch dröhnenden Gesang allabendlich in Erinnerung bringt. Der Künstler sitzt dabei gewöhnlich ziemlich hoch über dem Boden, etwa auf einem Baume, und lässt von dort herab ein Liedlein erschallen, welches die Nahewohnenden bisweilen zur Verzweiflung bringt. Sonst bemerkt man nirgends Amphibien. Dahl sagt hierüber: »Ich selbst war solange in dem Irrtum befangen, dass Amphibien selten seien, bis ich einmal auf den Einfall kam, nachts mit der Laterne in den Wald zu gehen. Der erste nächtliche Ausflug belehrte mich, dass ich mich gründlich getäuscht hatte. Tausende von Fröschen hätte ich ohne grosse Mühe einfangen können.«

Obwohl das umgebende Meer fischreich ist, sind doch Süsswasserfische bisher nicht bekannt geworden. Mein Bruder bemerkte in mehreren kleinen Flüssen an der Ostküste der Gazellehalbinsel zahlreiche und grosse Flossenträger; indessen dürfte es sich auch hier um Arten gehandelt haben, welche ebensowohl Meer- als Flusswasser vertragen, die somit wohl von der See aus eingewandert sind.

Insekten sind zahlreich. Unter den Schmetterlingen verdienen die prächtig gefärbten, bis 15 *cm* grossen Tagfalter Erwähnung; von den Käfern die zahlreichen Cetoniden (Blumenkäfer) und Carabiciden oder Laufkäfer. Moskitos fehlen, leider, ebensowenig als in anderen Tropenländern.

Die Flora des Bismarck-Archipels weicht von der des festländischen Neu-Guinea einigermassen ab, nicht nur, dass die dort vorhandenen Arten hier häufig durch andere, obwohl nahestehende, ersetzt werden, nein, es treten auch eigentümliche, dort fehlende Formenelemente hinzu. Selbst die Salomonen haben einige besondere Gattungen. Die Pflanzenwelt hat hauptsächlich indisches Gepräge, insbesondere bestehen die Küstenwaldungen aus solchen Arten, welche von Hinterindien einerseits bis zu den fernsten Gruppen der Südsee, anderseits aber bis Ostafrika hinüberreichen. Man pflegt diese Pflanzengeschlechter als die indomalayische Strandflora zusammenzufassen. Das Charakteristikum der hierhin gehörigen Gewächse besteht darin, dass sie Samen und Früchte hervorbringen, welche eine hochentwickelte Schwimmfähigkeit besitzen. Sie sind von den beiden riesigen Meeresströmungen, welche von Hinterindien resp. den Sundainseln ausgehen, ebenso nach Ost wie nach West verbreitet worden. Auch in dem uns hier interessierendem Gebiete finden sich, um einige besondere aus der Menge hervorzuheben, die Strandlinde Hibiscus tiliaceus L., aus deren Bast man Kleider fertigt, die grossblütige Strandpappel Thespesia populnea Corr., ferner das Schönblatt (Calophyllum inophyllum L.), dessen braunrotes Holz sehr geschätzt und bereits nach Deutschland exportiert ist. Die Strandkastanie, Inocarpus edulis, liefert maronenartige, essbare Früchte. Terminalia catappa L., der Schirmbaum, produziert gleichfalls geniessbare mandelförmige Samen. Sie alle und noch manche andere sind, wie gesagt, asiatischen Ursprunges. Vom fünften Erdteile her stammt dagegen die sonderbare Kasuarine, eine Verwandte unserer Schachtelhalme oder Katzenschwänze.

Es sind Bäume, auch wohl Sträucher mit quirlständigen Ästen, welche statt der Blätter Gebilde tragen, die, bei oberflächlicher Betrachtung, fast an grosse Fichten- oder Kiefernadeln erinnern. Sieht man näher zu, so bemerkt man, dass die scheinbare Nadel aus kurzen, gezähnten Scheiden, welche ineinander stecken, besteht, genau wie das bei unseren Schachtelhalmen der Fall ist. Kasuarinen, welche auch in ihrem ganzen Eindrucke etwas an Nadelbäume erinnern, findet man einzeln überall. Bisweilen bilden sie auch grosse Bestände. — Gleichfalls australischer Herkunft sind die Cycadeen oder Zapfenpalmen, welche vielleicht manchem Blumenliebhaber unter den Lesern bekannt sind. Pandaneen, sonderbare, auf hohen Wurzeln, wie auf Stelzen, stehende Bäume und Sappanholzgebüsche (Caesalpinien) mit doppeltgefiederten Blättern und meist gelben Blüten halten den Strand besetzt. Wo Flüsse sich ins Meer ergiessen, hat sich die gleichfalls indische Nipapalme (Nipa fructicans Würmb), deren grosse Blätter vielfach zu Dächern benutzt werden, angesiedelt. An denselben Orten findet man auch den Sumpffarn, Acrostichum aureum L., der auch in Neu-Südwales vorkommt. Vergesellschaftet damit wächst ein stachelblättriger Bärenklau (Acanthus ilicifolius L.). Da die Blätter eines südeuropäischen Verwandten in stilisierter Form an den Kapitälen korinthischer und römischer Säulen nachgebildet sind, so dürfte der Name Acanthus auch jedem Nichtbotaniker unter den Lesern wohlbekannt sein.

Mangroven finden sich an vielen Küsten, wie auf den meisten Inseln; sie bilden dichte Wälder, deren Boden während der Ebbe mehr oder weniger tiefer Schlamm ist, bei Flut indessen von Wasser bedeckt

wird. Da sie in Brackwasser besonders gut gedeihen, bieten ihnen Buchten, in welche ein grösserer oder kleinerer Fluss, der allmählig verschlammend, dort mündet, die besten Standplätze. Die Früchte dieser Bäume sind meist zigarrenförmig, keimen bereits an den Zweigen, wo sie senkrecht mit der Spitze abwärts wachsen, aus, und fallen schliesslich herab, sich dabei mit dem unteren Ende tief in den Schlamm einbohrend. Gelang das nicht in genügendem Masse, so hebt die andrängende Flut den Samen wieder empor. Dadurch ist nichts verloren. Jene sind gute Schwimmer, und so führt sie die Welle, sobald Ebbe eintritt, ins weite Meer hinaus, bis sie, von Meeresströmungen getragen, vielleicht an einer fernen Insel stranden und dort weiter auskeimend und wachsend, festen Fuss fassen und somit Veranlassung zur Bildung eines neuen Mangrovenbestandes werden.

Sonderbar genug sieht ein solcher Wald aus, gleich riesigen Schlangen kriechen die mächtigen Wurzeln einzelner Arten über den Schlamm hin, andere bilden knieartige, selbst bei Flut aus dem Wasser hervortretende Vorsprünge, wieder andere stehen auf unzähligen, hohen Stelzenwurzeln, welche ein dichtes Geflecht zu bilden scheinen. Moskitoschwärme und andere unangenehme Tiere, darunter Krokodile, bewohnen dieses Gebiet und legen es dem Menschen somit nahe, es möglichst zu meiden.

Hinter den Strandwäldern beginnt entweder der »Busch« oder die Alang-alang-Steppe. Letztere charakterisiert sich durch mannshohe Gräser, welche dicht nebeneinander, gleich dem Korn auf dem Felde, emporwachsen und somit eine gleichförmige Masse bilden, welche oft sehr weite Strecken bedeckt. Schmale

Eingeborenenpfade, die durch das Gras getreten sind, erlauben sie, mühsam genug, zu durchqueren, wobei man indessen stets auf einen ortskundigen Führer angewiesen ist, denn jene Gräser erlauben, besonders wenn sie noch auf etwas unebenem Terrain stehen, nur einen Ausblick von ein oder zwei Meter im Durchmesser. Solche Wege zu passieren ist wenig angenehm und ermüdet in kurzer Zeit, da die über den Wanderern fast zusammenschlagenden Rohre durch den Ersten beiseite gedrückt werden, alsdann aber sofort wieder zurückschnellen und ihm, wie jedem der im Gänsemarsch daherziehenden Kolonne, gegen Hände und Gesicht schnellen und namentlich erstere mit ihren scharfen Blättern leicht zerschneiden. Im malaiischen Archipel besteht diese Steppe nur aus einem Grase, eben dem Alang-alang (Imperata arundinacea), im Bismarck-Archipel bildet sie ein Gemisch verschiedener Arten. An anderen Stellen ist der Bestand nicht so dicht, indessen ist auch dort, wie ich bei einer Besteigung des Kaievulkanes, an der Blanchebai gelegen, erfahren sollte, nicht gut marschieren, indem dort ein bohnenartiges Gewächs, wahrscheinlich eine Vignaart, sich arglistig um die Füsse des Wanderers legt und ihn dadurch nicht selten zu Falle bringt.

Palmen und Kasuarinen, Ebenholzbäume sowie unzählige andere Bäume bilden den Urwald. Alle aber werden von Lianen dicht umrankt, von denen manche grosse und prächtige Blüten oder kolossale Früchte tragen. Von ihnen allen erwähne ich nur den Rotang, welcher als spanisches Rohr ein weitverbreitetes, als Bildungs- und Kulturverbreiter sehr geschätztes Material liefert. Dieses Gewächs zieht sich vom Boden bis in die Krone der grössten Bäume empor, haftet sich überall mit den scharfen Haken seiner Blätter

an, verflicht sich mit anderen seiner Art und trägt somit viel dazu bei, das Dickicht unpassierbar zu machen.

Eine Mimosengattung, Hansemannia, ist für den Bismarck-Archipel charakteristisch. Von Palmen, welche teils stolz aufragend ihre Krone hoch oben entfalten, teils bescheiden das Unterholz bilden, gibt es vier Arten, von denen zwei Gattungen angehören, welche ganz gewöhnliche Vertreter auf unsere Blumentische senden. Dahin gehört erstens unsere Fächerpalme Livistonia und zweitens die kaum seltenere Kentia.

Es erübrigt noch etwas über die Nähr- und Nutzpflanzen der Eingeborenen zu sagen. Einige, allerdings mehr nebenbei benutzte, haben wir schon oben erwähnt. Der Brotfruchtbaum kommt vor, während aber auf den von Polynesiern bewohnten Inseln fast die gesamte Existenz der Leute auf seinem Ertrage beruht, ist er im Bismarck-Archipel ohne Bedeutung für die Volksernährung geblieben. Die Sagopalme (Metroxylon Rumphii Mart.) ein Baum mit dickem, in der Jugend dornenbesetztem Stamm, wird in manchen Gegenden, insbesondere in Nord-Neumecklenburg und Neuhannover, häufig benutzt. Die Hauptnahrungspflanzen sind indessen neben der allbekannten Kokos (Cocos nucifera L.) Bananen, Taro und Yams. Taro (Colocasia antiquorum Schott.) ist eine vergrösserte Sumpfcalla und liefert, ebenso wie das letztgenannte Gewächs, von dem mehrere Arten im Archipel angebaut werden, grosse, fleischige Knollen, welche unsere Kartoffeln zu vertreten scheinen. Tabak sowie Zuckerrohr findet man öfters in der Nähe der Hütten angepflanzt. Auch die Arekapalme (Areca Catechu L.), welche eine muskatnussähnliche Frucht, den Betel, liefert, der mit Kalk und Pfefferblättern zusammen gekaut wird, findet sich sehr

häufig angepflanzt. Die Bainingleute bedienen sich zum Färben ihrer aus Baumbast bestehenden primitiven Bekleidung des Saftes der bereits erwähnten Morinda, eines ursprünglich gleichfalls indischen Baumes. Der Indigo (Indigofera tinctoria L.) ist im Bismarck-Archipel von Warburg, welchem ich mehrere der verwendeten Mitteilungen entnommen habe, wild aufgefunden worden.

Zu Verzierungen benutzt man die sehr harten Ährenhülsen des Hiobtränengrases (Coyx lacryma), welche perlenartig auf einen Faden gezogen werden. Beliebt ist auch der sogenannte Korallensame (Adenanthera pavonina) sowie die bekannte Paternostererbse, deren hellrote, erbsengrosse Frucht mit dem schwarzen Fleck am Nabel uns allen von den »Muschelkasten«, welche wir in unserer Jugend wohl öfter auf Jahrmärkten erwürfelten und dann voll Stolzes nach Hause brachten, bekannt sein dürfte. Auf den Admiralitätsinseln, vielleicht auch sonst noch, verziert man die Kleider mit halbiertem Samen von Sapotaceen, deren nähere Bestimmung indessen erst noch zu erwarten ist. Wenn ich noch erwähne, dass auch die violetten Früchte von Pollia in der Weise verwendet werden, glaube ich, dem Leser das Wesentlichste auf dem Gebiete der melanesischen Mode mitgeteilt zu haben.

Kapitel XVII.

Sprachliches.

Das Hauptverständigungsmittel zwischen Weissen und Eingeborenen und auch zwischen Eingeborenen, welche verschiedene Sprachen sprechen, ist im Bismarck-Archipel das Pidginenglisch.[1]) Es ist dies ein wundersamer Mischmasch von Worten, welche zum grössten Teil der englischen Sprache entnommen sind, daneben aber auch Bestandteile aus anderen europäischen Sprachen und aus Eingeborenensprachen in sich aufgenommen haben. Die Worte werden ohne Deklination oder Konjugation aneinander gereiht, vor jedes Substantiv wird das Wort fellow (Bursche) gesetzt. Z. B. heisst ein Mann one fellow man, ein Haus one fellow house. Dies fellow spielt im Archipel dieselbe Rolle wie pieci (piece, Stück) im chinesischen Pidginenglisch. Es scheint dies darauf hinzudeuten, dass im Bismarck-Archipel das Pidginenglisch sich anfangs im Anschluss an das Arbeiteranwerbegeschäft, wobei es auf die Anzahl der als Arbeiter anzuwerbenden Burschen, fellow, ankam, entwickelt hat, während für das chinesische, in erster Linie im Handelsverkehr gebrauchte Pidginenglisch das Stück, piece das Wesent-

1) Das Wort Pidgin ist eine chinesische Verstümmelung des englischen Wortes business (Geschäft). Pidginenglisch bedeutet also business-english (Geschäftsenglisch).



liche war. Auch die im Archipel äusserst gebräuchliche Wendung: »what name«, welche nicht nur eine Frage nach dem Namen ist, sondern auch allgemein was? wie? bedeutet und auch als Ausdruck der Überraschung, Verwunderung, des Zornes usw. gebraucht wird, deutet auf diesen Gang der Entwickelung des Pidginenglisch im Archipel hin. Nächst der Anzahl der Anzuwerbenden kam es auf die Namen derselben an. Es ist natürlich, dass sich die Worte fellow, what name zusammen mit dem dritten belong, (zu welcher Ortschaft) gehörig, den Eingeborenen am ersten einprägten und dann die wesentlichsten und meist gebrauchten Bestandteile des Pidginenglisch wurden.

Im Pidginenglisch werden nur ganz bestimmte englische Worte gebraucht, z. B. talk für sprechen, look für sehen. Wenn jemand die Worte say oder tell für sagen gebrauchen oder statt look see sagen würde, so würde ihn kein Eingeborener verstehen. Es ist bisweilen komisch zu sehen, wenn im Pidginenglischen nicht bewanderte Engländer, welche englische Worte hören und nun natürlich glauben, sie könnten sich in ihrer Sprache verständlich machen, darüber erstaunt sind, dass der Eingeborene nicht nur sie nicht versteht, sondern sich stolz abwendet und sagt: that fellow whiteman no save talk english (jener Weisse kann nicht englisch sprechen). Ich habe sogar den Eindruck gewonnen, dass es für Nichtengländer leichter ist, Pidginenglisch zu lernen, als für Engländer, da eben nur eine ganz bestimmte geringe Zahl englischer Worte den Sprachreichtum des Pidginenglisch ausmachen, und der Engländer naturgemäss dahin neigt, richtiges Englisch zu sprechen oder wenigstens

andere den Eingeborenen nicht bekannte englische Worte beizumischen.

Für verschiedene Begriffe werden aus romanischen Sprachen stammende Worte gebraucht, so für wissen, kennen save (spanisch saber, französisch savoir) und für Gefängnis kalebus (spanisch calabozo).

Andere Worte stammen aus der Sprache der Küstenbewohner der Gazellehalbinsel, so die im Archipel allgemein gebrauchten Worte limlibur spazieren gehen, nichts tun, likilik klein, kiau das Ei.

Als einzige Partikel dient belong, welches für auf, über, zu, nach usw. gebraucht wird. Z. B. mein Haus house belong me, bring dies zum Herrn you bring this belong master.

Ich heisst ebenso wie mich me. Die Vergangenheit wird durch das Wort finish (beendigen) ausgedrückt. Ich habe ihn gesehen, heisst: me look him finish. Das Futurum wird durch Hinzufügung der Worte bye and bye (allmählig) ausgedrückt. Ich werde gehen ist: bye and bye me go.

Durch die Eingeborenensprache beeinflusst ist der Gebrauch der Pronomina. Die einzigen benutzten Worte sind me, you und all. Mit diesen drei Worten wird unter Zuhilfenahme von Zahlworten und des unentbehrlichen fellow auch im Pidginenglisch der in Eingeborenensprachen der Gazellehalbinsel und anderer Teile des Bismarck-Archipels übliche Dual und Trial nachgebildet. Entsprechend dem dor (wir zwei, du und ich) der Eingeborenensprache von Herbertshöhe heisst es im Pidginenglisch you me two fellow (Du ich zwei Burschen) entsprechend dem mir (wir zwei, er und ich) me two fellow (ich zwei Burschen), entsprechend dem datal (wir drei Du mit eingeschlossen)

you me three fellow und dem mital (wir drei Du nicht mit eingeschlossen) me three fellow. Ebenso wird der Plural mit Hilfe des Wortes all (alle) gebildet.

Ein schwarzer Arbeiter ist black fellow boy, ein schwarzes Mädchen oder Frau black fellow mary, (wohl nach dem englischen Seeleuten besonders geläufigen Rufnamen Mary = Marie), für Kind wird nur das im amerikanischen Negerenglisch gebräuchliche Wort peganini gebraucht. Mit boy bezeichnen sich die angeworbenen Arbeiter, während sie ihre in der Heimat verbliebenen Stammesgenossen mit kanaka bezeichnen, oder auch verächtlich kanaka belong bush (Buschkanaker), um ihre eigene Überlegenheit über die unzivilisierten Stammesbrüder zu betonen. Das Wort kanaka, Kanaker stammt aus polynesischen Sprachen (samoanisch tagata [sprich tangata], vielfach kanaka gesprochen) ebenso wahrscheinlich das für essen allein übliche Wort kaikai (samoan. 'ai). Ein aus Polynesien nach dem Archipel gelangtes Wort ist bulamakao, womit alles Rindvieh, auch Rindfleisch bezeichnet wird. Es ist eine Verdrehung aus den englischen Worten bull (Bulle) und cow (Kuh), ma heisst in polynesischen, wie auch einzelnen Eingeborenensprachen des Archipels »und«.

Gezählt wird von eins bis zehn unter Hinzufügung des Wortes fellow, z. B. one fellow, two fellow. Über zehn wird diese Zahl oder ihr vielfaches vorangestellt, dann folgt die weitere Zahl selbstverständlich unter Benutzung des unvermeidlichen fellow. Z. B. 12 »one fellow ten two fellow (ein Bursche 10, zwei Burschen), 56 five fellow ten six fellow. Zahlen über hundert machen grosse Schwierigkeiten, doch trifft dies auch für die meisten Eingeborenensprachen zu. Das Ab-

zählen an den Fingern spielt bei den Kanakern noch eine sehr grosse Rolle, mögen sie sich ihrer eigenen Sprache oder des Pidginenglischen bedienen.

Der leitende Beamte oder der Eigentümer einer Pflanzung usw. ist der big fellow master (der grosse Bursche Meister). Als der Kaiserliche Gouverneur in Herbertshöhe seinen Sitz nahm, wurde er in Steigerung dieses Ausdrucks der big fellow master too much (der grosse Bursche Meister zu viel) genannt. Die Eigentümerin der ausgedehnten Ralumplantagen wurde allgemein die big fellow missis (mistress) (die grosse Dame) eine andere Dame zur Unterscheidung die small fellow missis (die kleine Dame) und eine dritte Dame die long fellow missis (die lange Dame) genannt.

Die Bezeichnung von Europäern, deren Namen den Eingeborenen nicht bekannt sind, stösst bisweilen auf Schwierigkeiten. Doch gewöhnlich weiss sich der schwarze Junge zu helfen. Wenn er einen kahlköpfigen Herrn mit: master belong kokonut belong him no grass stop (der Herr auf dessen Kokosnuss kein Gras wächst) beschreibt, oder einen dicken Herrn mit der Wendung: master bell (belly) belong him he big fellow too much (der Herr, dessen Bauch ein gewaltiger Bursche ist) oder endlich einen bebrillten Herrn mit: master he get four fellow eyes, der Herr, der vier Augen hat, so sind meist Missverständnisse ausgeschlossen.

Schwieriger wird die Sache schon, wenn es sich um Dinge handelt, für welche das Pidginenglisch keine direkten Ausdrücke hat. Dass mit der Beschreibung: small fellow something he go belong bush (ein kleiner Bursche etwas, er geht in den Busch) eine Landkrabbe gemeint ist, lässt sich nur bei grosser Übung

im Pidginenglisch erraten. Mit plenty small fellow something he come he kaikai all finish (viele kleine Burschen étwas, sie kommen, sie fressen alles auf) werden etwas umständlich Ameisen beschrieben.

Doch weit grössere Schwierigkeiten als diese mehr oder minder kühnen Umschreibungen bereitet dem Neuling die bisweilen unglaubliche Aussprache der pidginenglischen Worte durch die Eingeborenen. So machte vor längeren Jahren an der damals noch weniger berührten Gazellehalbinsel ein Reisender die Entdeckung, dass die Küstenbewohner ihr Muschelgeld baram nannten und registrierte dies sorgfältig in seinen Berichten. Er ahnte nicht, dass die Eingeborenen, weil sie dachten, der fremde weisse Mann würde das Eingeborenenwort tabu (Muschelgeld) doch nicht verstehen, das englische Wort fathom (Faden, das Muschelgeld ist auf Schnüren aufgereiht) gebrauchen wollten und es lediglich deshalb ähnlich wie baram aussprachen, weil ihre Sprache weder über ein f, noch über ein th, noch über ein s verfügt. Ein und dasselbe pidginenglische Wort wird von Eingeborenen verschiedener Gegenden ganz verschieden ausgesprochen, je nachdem die in dem Wort vorkommenden Konsonanten in der betreffenden Kanakersprache vorhanden sind oder nicht. In den an der Blanchebucht (bei Herbertshöhe) gesprochenen Dialekten fehlen beispielsweise die Konsonanten c, f, h, s, z, sowie das englische th. Da ausserdem die meisten Eingeborenen aufeinander folgende Konsonanten nur sehr schwer aussprechen können, so werden viele Worte geradezu bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

So primitiv und unvollkommen das Pidginenglisch ist, reicht es doch im allgemeinen für den Verkehr



Abb. 29. Knabe von der Gazellehalbinsel.

zwischen Weissen und schwarzen Arbeitern aus und würde in absehbarer Zeit nicht entbehrt oder durch etwas anderes ersetzt werden können. Auch für den Verkehr der aus verschiedenen Sprachgebieten stammenden Eingeborenen scheint es sich durchweg als genügend zu erweisen, selbst unter Ehepaaren. Der Fall, dass ein Buka (Salomonsinsulaner) eine Neumecklenburgerin heiratete oder ein Nordneumecklenburger ein Mädchen von Südneumecklenburg oder Neupommern, deren Sprache er nicht verstand, kam häufig vor. Doch ist mir nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem der Mann die Sprache der Frau oder die Frau die des Mannes erlernt hätte. Zur Verständigung zwischen beiden diente lediglich das Pidginenglisch. Gewöhnlich waren die Ehen allerdings nur für die Dauer der Anwerbezeit geschlossen, nach Ablauf der drei Jahre zog jeder von beiden in seine eigene Heimat zurück. Kinder wurden aus solchen Ehen nur sehr selten geboren.

Abgesehen von dem in weiten Gebieten eine allerdings mangelhafte Verständigung ermöglichenden Pidginenglisch, welches an allen Küsten gesprochen wird, soweit von dort angeworbene Eingeborene als Arbeiter auf Plantagen gearbeitet haben, sind die sprachlichen Verhältnisse des Bismarck-Archipels ausserordentlich schwierige und verwickelte.

Auf den grösseren Inseln genügt häufig ein Ausflug von mehreren Meilen in das Innere, um zu Eingeborenen zu gelangen, deren Sprache von der der Küsteneingeborenen verschieden ist. Eine Fahrt von wenigen Meilen die Küste entlang führt in der Regel schon zu einem Stamm, dessen Mundart von der am Ausgangspunkt gesprochenen mehr oder weniger er-

heblich abweicht. Die von einem Punkt des Bismarck-Archipels mitgenommenen Eingeborenen können sich bisweilen noch in der an ihr Dialektgebiet angrenzenden Gegend verständlich machen; gewöhnlich finden sich indessen unter ihnen nur vereinzelt solche Eingeborene, welche der fremden Sprache bezw. des fremden Dialekts so weit mächtig sind, dass sie als Dolmetscher verwandt werden können. Noch einige Meilen weiter, und jede Möglichkeit der Verständigung vermittels der Eingeborenensprache hört auf. Als einziges Verständigungsmittel dient das Pidginenglisch, entweder direkt, sofern es den Eingeborenen der betreffenden Gegend bekannt ist, oder durch einen Eingeborenen aus einer benachbarten Landschaft, der sowohl des Pidginenglischen wie des betreffenden Eingeborenendialekts mächtig ist. Soweit den Eingeborenen selbst das Pidginenglisch unbekannt geblieben ist und auch keine anderen Eingeborenen vorhanden sind, die als Dolmetscher dienen können, ist eine Verständigung überhaupt ausgeschlossen. Das letztere war zur Zeit meines Aufenthalts im Archipel beispielsweise hinsichtlich der Bewohner der St. Matthias-Inselgruppe und einiger anderer kleinerer Inseln, welche sich bisher für Arbeiteranwerbung gar nicht und für Handel wenig zugänglich gezeigt haben, sowie der Eingeborenen der Südküste Neupommerns der Fall.

Das oben Gesagte gilt, abgesehen von den Gebieten, in welchen durch europäische Einwirkung eine Änderung der sprachlichen Verhältnisse hervorgerufen ist (insbesondere auf der Gazellehalbinsel und Neulauenburg), für Neupommern und Neumecklenburg mit den umliegenden kleineren Inseln ebensowohl, wie für die deutschen Salomonsinseln und — mit gewissen

Massgaben — auch für die Admiralitätsinseln. Auf den grösseren Inseln besteht eine Anzahl von Sprachen bezw. Dialekten nebeneinander. Die Dialekte umfassen in der Regel nur kleine örtliche Gebiete. Nur auf Neuhannover wird nach Angabe der Eingeborenen ein an allen Punkten der Insel gleicher Dialekt gesprochen. Die Abweichungen zwischen den einzelnen Mundarten sind bisweilen gering, bisweilen so erheblich, dass es zweifelhaft wird, ob überhaupt noch von verschiedenen Dialekten einer Sprache gesprochen werden kann.

Dass es sich im einzelnen Fall nicht um verschiedene Sprachen, sondern nur um abweichende Dialekte handelt, ist nach meinen Beobachtungen auch bei anscheinend grosser Verschiedenheit der Mundarten immer dann mit einiger Sicherheit anzunehmen, wenn sich in einem Dialektgebiet eine Anzahl von Eingeborenen vorfindet, welche neben ihrem eigenen Dialekt auch die Mundart eines angrenzenden Gebietes sprechen. Dies trifft für die benachbarten Landschaften im Norden der Gazellehalbinsel, auf Neulauenburg und Südneumecklenburg zu. Ebenso für Nordneumecklenburg und Neuhannover. Auch die mehr oder weniger grosse Leichtigkeit, mit der Eingeborene die fremde Sprache erlernen, kommt in Betracht. Die Eingeborenen von Südneumecklenburg lernen mit spielender Leichtigkeit die Sprache des Nordens der Gazellehalbinsel und können sich nach verhältnismässig kurzer Zeit ziemlich fehlerfrei darin ausdrücken. In diesem Fall handelt es sich nur um verschiedene Dialekte. Falls es sich dagegen um wirklich verschiedene Sprachen handelt, eignet sich der Eingeborene nur schwer und unvollkommen die fremde Sprache an. Die sehr wenigen Eingeborenen aus fremden Sprachgebieten, welche,

ohne ihre eigene Sprache zu vergessen, nach langjährigem Aufenthalt auf der Gazellehalbinsel sich etwas von der dortigen Eingeborenensprache angeeignet hatten (mir sind zwei Bukas und ein Nordneumecklenburger bekannt geworden[1]), besassen nur eine sehr mangelhafte Kenntnis derselben. Dieselbe Beobachtung machte ich bei Neumecklenburgern, welche jahrelang unter den Eingeborenen der Admiralitätsinseln gelebt hatten. Eingeborene, welche andauernd unter fremdsprachlichen Eingeborenen leben, lernen zwar schliesslich vollständig die Sprache der letzteren, verlieren aber fast regelmässig die Kenntnis ihrer Muttersprache. Dies traf z. B. bei der überwiegenden Zahl der Baining-Eingeborenen zu, welche früher von den Küstenstämmen als Sklaven geraubt waren und dann bei diesen Stämmen verblieben waren.

Die Erforschung der Sprachen des Bismarck-Archipels wird ausser durch das Vorhandensein einer grossen Anzahl verschiedener Dialekte innerhalb derselben Sprachgruppen dadurch besonders erschwert, dass die meisten Sprachen schwer erlernbar erscheinen. Die einzige, bisher gründlich erforschte Sprache, die der Küsteneingeborenen der Gazellehalbinsel, ist erheblich schwieriger und komplizierter, als man bei einem auf so tiefer Kulturstufe stehenden Volk erwarten sollte. So gibt es beispielsweise ausser Singular und Plural auch noch einen Dual und Trial und ausserdem noch verschiedene Formen für Pronomina, je nachdem der Angeredete mit eingeschlossen ist oder nicht (z. B. dor,

1) Den Fall systematischen Unterrichts von fremdsprachlichen Eingeborenen in der Sprache der Gazellehalbinsel durch die Missionare ziehe ich hier nicht in Betracht.



wir zwei, du und ich, mir, wir zwei, du nicht eingeschlossen). Diese verschiedenen Formen gehen durch alle Possessivpronomina hindurch, bei vielen Worten wird das Zugehörigkeitsverhältnis an Stelle eines besonderen Possessivpronomens durch Anhängen einer Silbe ausgedrückt, welche allen Verwandlungen durch Singular, Dual, Trial und Plural unterliegt (z. B. mata-gu mein Auge, mata-m dein Auge, mata-idor unser beider Augen, deine und meine usw.). Dazu kommt, dass in vielen Fällen ein- und dasselbe Wort eine Menge verschiedener Bedeutungen hat, die sich nur aus dem Zusammenhang ergeben, ferner, dass häufig für einen und denselben Gegenstand eine Reihe ganz verschiedener Worte vorhanden sind und endlich, dass eine Anzahl kleiner Zusatzsilben oder Einschiebeworte gebraucht werden, welche nur zur Verstärkung oder Verminderung dienen und bisweilen im Deutschen garnicht wiedergegeben werden können. Auch die Armut der Sprache an Worten für abstrakte Begriffe fällt ins Gewicht. Erschwert wird der Gebrauch der Sprache ferner dadurch, dass diejenigen Eingeborenen, welche noch nicht viel mit Europäern in Verbindung gekommen sind, speziell alte Leute, sehr wenig gewandt im Verstehen sind und bei unrichtiger Anwendung einzelner Worte meist den Sinn des Ganzen nicht erfassen. So bedarf es längerer Übung, bis man die Eingeborenen verstehen lernt und sich selbst verständlich machen kann.

Eingeborene Dolmetscher, welche eine europäische Sprache sprechen, abgesehen von dem nicht als solche zu bezeichnenden Pidginenglisch, sind überhaupt nicht vorhanden. Ausgenommen die wenigen Eingeborenensprachen, welche lange unter den Kanakern wohnende Weisse, besonders Missionare, erlernt haben,

ist die Möglichkeit, zuverlässiges sprachliches Material zu erhalten, ziemlich beschränkt. Wirklich richtige Aufzeichnungen konnte der Europäer in anderen Sprachen bisher nur machen, wenn er selbst eine Eingeborenensprache verstand und einen Dolmetscher fand, der sowohl die dem Europäer bekannte wie die zu erforschende Sprache beherrschte. Die Aussicht, mit Pidginenglisch allein sprachliches Material zu gewinnen, ist nur dann in gewissem Umfang vorhanden, wenn der Forscher durch längeren praktischen Gebrauch des Pidginenglischen im Verkehr mit den Eingeborenen die Ausdrucksweise der letzteren genau kennen gelernt und so ein Urteil darüber gewonnen hat, was der Kanaker in seinen Antworten auf an ihn gerichtete Fragen meint. Selbst dann ist die Gefahr des Irrens noch vorhanden, da das Pidginenglisch eben zu unvollkommen ist. Die Versuche von Reisenden, bei kurzem Aufenthalt und oberflächlicher Kenntnis des Pidginenglisch und der Eingeborenen Wortsammlungen aus Kanakersprachen zusammen zu bringen, haben wenig brauchbare Ergebnisse gezeitigt. In solchen Sammlungen finden sich dann neben anderen Irrtümern häufig genug auch verstümmelte englische Worte als angebliche Eingeborenenworte. Ich erinnere mich, selbst das pidginenglische Wort »topp« für »Berg« als vermeintliches Originalwort eines Neulauenburgdialekts in den veröffentlichten Aufzeichnungen eines solchen »Sprachforschers« gefunden zu haben.

Mit welcher Naivität bisweilen Reisende »wissenschaftliche Sprachforschungen« anstellen, ist erstaunlich. So machte ein solcher auf einer noch wenig besuchten Insel, von deren Bewohnern noch keiner pidginenglisch oder eine fremde Eingeborenensprache verstand, in

folgender Weise sprachliche Aufzeichnungen: Er deutete auf irgend einen Gegenstand, z. B. einen Baum, das Meer, den Arm oder Kopf eines der ihn umstehenden Eingeborenen und schrieb dann eifrig die Laute auf, welche die Wilden von sich gaben. Ein dabeistehender, seit langen Jahren in der Südsee wohnender und im Verkehr mit Eingeborenen erfahrener Ansiedler gewann den Eindruck, dass ein absolutes gegenseitiges Missverstehen stattfand, und die Wilden weit davon entfernt waren, die vom Reisenden gewünschten Antworten zu geben, und äusserte zu letzterem: »Man müsse mit solchen Sprachaufzeichnungen doch etwas vorsichtig sein.« Worauf der »Sprachforscher« erwiderte: »O, er sei sehr vorsichtig, er drehe sich jedesmal herum, wenn er etwas aufschreibe, sodass die Eingeborenen es nicht sehen könnten.« Die Resultate dieser »vorsichtigen« Sprachforschungen habe ich allerdings bisher nicht zu Gesicht bekommen und möchte daher annehmen, dass diese wertvollen Sprachaufzeichnungen von dem Reisenden lediglich seinen Privatsammlungen einverleibt sind.

Die hervorgehobenen Schwierigkeiten der Sprachforschung lassen es erklärlich erscheinen, dass unsere Kenntnis der meisten Eingeborenensprachen des Bismarck-Archipels bisher noch recht unvollkommen geblieben ist. Trotzdem soll versucht werden, hier ein ungefähres Bild der Verteilung der verschiedenen Sprachen im Archipel zu geben[1]):

---

1) Vgl. hierzu die Karte am Schlusse dieses Werkes, sowie des Verfassers Aufsatz „Beitrag zur Kenntnis der Sprachen im Bismarck-Archipel“ in den „Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen“, Jahrg. IV, Abt. III, S. 229 ff.

Abgesehen von dem Hauptteil Neupommerns, südlich der Gazellehalbinsel, sowie den Inseln St. Matthias, der Sturminsel und den nordwestlich der Admiralitätsinseln gelegenen kleineren Inseln, über deren sprachliche Verhältnisse mir zu wenig bekannt geworden ist, lassen sich folgende Sprachgebiete im Bismarck-Archipel unterscheiden:

I. Das weiter unten ausführlicher behandelte, den Norden der Gazellehalbinsel, Neulauenburg und Südneumecklenburg einschliesslich der umgelagerten kleinen Inseln umfassende Sprachgebiet.

II. Das Gebiet der Bainingsprache. Die Baining bewohnen die Berge auf der Gazellehalbinsel.

III. Das Gebiet der Taulilsprache. Die Taulil sind ein kleiner Volksstamm, der auf der Gazellehalbinsel in der Ebene südwestlich von Vunakokor (Varzinberg) zwischen diesem und den Bainingbergen wohnt.

IV. Nordneumecklenburg und Neuhannover mit den umgelagerten kleineren Inseln. Auf Neuhannover wird ein einheitlicher Dialekt gesprochen, während sich im übrigen in dem Gebiet eine Reihe verschiedener Dialekte vorfinden.

V. Das polynesische Sprachgebiet, umfassend die Fead-, Tasman- und Mortlockinseln.

VI. Das Sprachgebiet der Admiralitätsinseln. In dieser Inselgruppe stehen die Sprache der Manus (Pfahlbautenbewohner) und die der Usiai (Landbewohner), letztere in Dialekte zerfallend, einander gegenüber. Ob es sich um zwei verschiedene Sprachen oder nur um abweichende Dialekte handelt, wird erst genauere Forschung feststellen können.

VII. Die deutschen Salomonsinseln zerfallen wahrscheinlich in zwei verschiedene Sprachgebiete, in deren

jedem eine Anzahl von Dialekten gesprochen werden, das eine Buka und Nordbougainville, das andere Südbougainville umfassend.

Die Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Sprachen der Küstenstämme weisen gewisse Übereinstimmungen auf. So kehren fast durchgehends die den malaio-polynesischen Sprachen eigenen Ausdrücke: mata, Auge; lima, Hand und Zahl 5; talinga, Ohr; kaki, Fuss wieder. In der Bildung der Pronomina, besonders des Possessiv-pronomens, in Verbindung mit Körperteilen usw., finden sich Ähnlichkeiten. Dual und Trial sind bei den meisten vorhanden.

Die auf der Gazellehalbinsel, Neulauenburg und Südneumecklenburg gesprochene Sprache umfasst etwa 20, vielleicht noch mehr, verschiedene Dialekte. Ein völlig gleicher Dialekt wird gewöhnlich nur in einer beschränkten Zahl von Landschaften gesprochen. Die grosse Anzahl der verschiedenen Dialekte in diesem wie in anderen Sprachgebieten, dürfte sich daraus erklären, dass die Eingeborenen bis in die neueste Zeit hinein abgeschlossen in kleinen Bezirken lebten, nur mit wenigen benachbarten Landschaften Freundschaft haltend und allen anderen Menschen feindlich gegenüberstehend. So weit meine Beobachtungen reichen, haben völlig gleiche Dialekte in der Regel nur die Landschaften, welche seit Menschengedenken in friedlichem Verkehr miteinander gewesen sind. Die Kämpfe zwischen feindlichen Landschaften ziehen sich mit Unterbrechungen lange hin. In vielen Fällen sind Landschaften schlechthin von altersher befeindet, es besteht ein latenter Kriegszustand, der sich in gelegentlichen wechselseitigen Überfällen äussert. Die betreffenden Landschaften leben völlig abgeschlossen voneinander. Da die Eingeborenendialekte die Tendenz

haben, sich allmählich zu verändern, so entstehen in solchen Fällen im Laufe der Zeit dialektische Verschiedenheiten auch zwischen ursprünglich einen gemeinsamen Dialekt sprechenden Landschaften. Die Verschiedenheiten werden naturgemäss um so grösser, je länger die gegenseitige Abgeschlossenheit dauert.

Dass die Eingeborenendialekte allmählichen Veränderungen unterworfen sind, lässt sich für die Gazellehalbinsel schon jetzt mit Sicherheit behaupten, wenngleich unsere Kenntnis der Sprache noch nicht seit sehr langer Zeit datiert. Ältere, jetzt sonst nicht mehr gebräuchliche und zum Teil garnicht mehr bekannte Wörter finden sich vielfach in Orts- und Personennamen. Auch in den Texten der Lieder, die bei Tanzfesten gesungen werden, kommen manche sonst nicht mehr übliche Wörter vor.

Die Entwickelung der Sprache auf der Gazellehalbinsel und Neulauenburg, zum Teil auch auf Südneumecklenburg, ist durch die sich stetig steigernde Einwirkung der Europäer erheblich beeinflusst worden. Nach Schaffung friedlicher Zustände ist der Verkehr der Eingeborenen untereinander bedeutend gewachsen. Eine Nivellierung der sprachlichen Ungleichheiten wird dadurch begünstigt. Von einem sehr bedeutenden Einfluss auf die Entwickelung der Sprache ist das Wirken der beiden auf der Gazellehalbinsel tätigen Missionen, welche sich in Wort und Schrift, für Predigt und Unterricht ausschliesslich je eines Dialektes bedienen, und zwar die Wesleyanische Mission des Dialektes von Raluana an der Blanchebucht, die katholische Mission vom Heiligsten Herzen Jesu des Dialektes der Nordküste, wie er bei Wlawolo gesprochen wird. Beide Dialekte unterscheiden sich voneinander hauptsächlich durch die

verschiedene Aussprache einzelner Konsonanten (an der Nordküste wird mb statt b, nd statt d, ng statt g gesprochen) und weisen im übrigen so geringe Verschiedenheiten auf, dass beim Gespräch, wobei sich die sprechenden je eines der beiden Dialekte bedienen, eine Verschiedenheit kaum ins Bewustsein tritt. Mit diesen Dialekten kann man sich jetzt überall auf der Gazellehalbinsel, ausser bei den Baining und Taulil und auf der Neulauenburggruppe sowie zum Teil auch in Süd-Neumecklenburg verständigen[1]).

Mit der weiteren Ausbreitung der Missionen wird die Sprache der Küstenbewohner der Gazellehalbinsel in immer steigendem Masse die Verkehrssprache für einen erheblichen Teil der Eingeborenenbevölkerung bilden. Es wäre äusserst wünschenswert, wenn diese Sprache gleichzeitig als allgemeine Umgangssprache im Verkehr der Europäer mit den Eingeborenen wie der fremdsprachlichen Eingeborenen unter einander das

1) Ein ausführliches Wörterbuch mit Grammatik hat im Jahre 1889 der Rev. R. H. Rickard von der Wesleyanischen Mission unter dem Namen „A Dictionary of the New Britain Dialekt and of English and New Britain, also a Grammar" herausgegeben. Leider ist dieses vortreffliche Buch bisher nicht gedruckt, sondern nur in einer beschränkten Anzahl von Abzügen vervielfältigt worden. Ferner hat der ausgezeichnete Sprachkenner F. Bley, Missionar vom Heiligsten Herzen Jesu in Wlawolo, eine Grammatik der Sprache der Gazellehalbinsel und andere Beiträge zur Kenntnis der Sprache in der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, herausgegeben von Seydel, veröffentlicht. Von beiden Missionen sind Lieder- und Lesebücher in der Eingeborenensprache veröffentlicht, von der Wesleyanischen Mission auch eine vollständige Übersetzung des Neuen Testaments, an der insbesondere der Missionar Fellmann mitgewirkt hat.

minderwertige, überdies den deutschen Charakter der Kolonie beeinträchtigende Pidginenglisch ersetzen könnte. Doch steht ungeachtet der darauf gerichteten Bestrebungen der Verwaltung und der Missionen nicht zu erwarten, dass die Sprache der Küsteneingeborenen jemals eine so wichtige Rolle im Bismarck-Archipel spielen wird, wie die malaiische Sprache auf den holländisch-indischen Inseln, welche dort allgemein als Verständigungsmittel zwischen Weissen und Farbigen dient. Einmal muss bezweifelt werden, dass diese Eingeborenensprache sich ausserhalb des Gebietes der ihr verwandten Dialekte so schnell Eingang verschaffen wird, wie bisher innerhalb dieses Gebietes (Gazellehalbinsel, Neulauenburg, Südneumecklenburg). Sodann aber steht der allgemeinen Anwendung dieser Sprache durch die Europäer ihre schwere Erlernbarkeit hinderlich im Wege. Umgekehrt ist die deutsche Sprache viel zu schwierig, um als allgemeine Verkehrssprache für die Eingeborenen des Bismarck-Archipels in Betracht kommen zu können. Die Einführung endlich einer fremden, noch gar nicht im Archipel eingebürgerten Verkehrssprache, wie des an sich für solche Zwecke recht geeigneten Malaiischen würde trotz leichter Erlernbarkeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten bei den Eingeborenen stossen. Es steht daher leider zu erwarten, dass auch weiterhin auf absehbare Zeit hinaus das Pidginenglisch in weiten Gebieten des Bismarck-Archipels eine wichtige Rolle spielen wird.

Kapitel XVIII.

Aberglaube. Zauberei.

Die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen des Bismarck-Archipels sind entsprechend der tiefen Kulturstufe, auf der sie sich befinden, äusserst primitiv. Die Hauptrolle scheint überall ein Aberglaube an Geister und Gespenster zu spielen, welche schädigend oder schreckend in das Leben der Kanaker eingreifen. Bei den meisten Stämmen wird der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode angetroffen, den Geistern der Verstorbenen wird ein grosser Teil des Spukes, durch welchen die Eingeborenen nach ihrer Vorstellung beunruhigt werden, zugeschrieben.

Genauer bekannt sind nur die Vorstellungen der Küsteneingeborenen auf der Gazellehalbinsel. Sie haben im wesentlichen den Inhalt, dass gewaltige Naturereignisse, wie Sturm, Erdbeben usw. durch mächtige Geister verursacht werden und dass ausserdem die Natur von einer Unzahl kleiner Geister und Gespenster wimmelt. Der auf der Gazellehalbinsel dicht bei der kleinen Insel Matupi belegene Vulkan, welcher 1878 ausbrach, ist der Sitz eines bösen Geistes »a kaie« und wird deshalb selbst Kaie genannt. Auch die flache Vulkaninsel in der Blanchebucht bei Dawaun, welche im gleichen Jahre zur Zeit des Vulkanausbruchs zum Schrecken der Eingeborenen aus dem Meere empor-

wuchs, ist nach der Vorstellung der letzteren vom Kaie dorthin gebracht worden.

Neben diesen mächtigen bösen Geistern gibt es eine Menge von »Táberan« (Támberan), selbständigen bösen Geistern oder Gespenstern Verstorbener, welche umherziehen und insbesondere die Kanaker ängstigen, ihnen Schaden zufügen und bisweilen selbst sie töten. Als Aufenthalt der Geister der Verstorbenen werden einzelne kleine Inseln oder Plätze im Innern gedacht. Aber nur die Geister von Leuten, welche im Leben Tabu (Muschelgeld) besessen haben, können dorthin gelangen. Die Seelen unvermögender Leute und besonders die von Sklaven müssen traurig und ruhelos umherirren. Die Sternschnuppen werden von den Eingeborenen für fliegende Kanakerseelen gehalten, die sich zu den Erholungsplätzen der Verstorbenen begeben. Die Toten werden beerdigt, wobei man ihnen etwas Tabu mit in das Grab legt.

Während die überwiegende Mehrzahl der Geister bösartig ist und darauf ausgeht, die Menschen zu quälen, kommen vereinzelt auch gute Geister vor, »a pepe« genannt, die den Kanakern gutes erweisen. So gibt es einen Geist, der auf hohen Bäumen wohnt und bisweilen herabsteigt, um dem Begünstigten im Traum Enthüllungen zu machen über eine neue Art der Zauberei oder einen neuen Tanz oder ähnliches. Der also Begnadete benutzt die angebliche Inspiration dann gewöhnlich, um gegen Zahlung von Muschelgeld anderen seine Zauberkräfte zur Verfügung zu stellen oder sie mit der durch den Geist übermittelten Erfindung bekannt zu machen.

Die Zauberei ist auf der Gazellehalbinsel sehr verbreitet. Sie wird von den »tutana na taberan«, den

Geistermännern ausgeübt, welche ihre Kunst geheim halten und auf ihre Verwandten vererben, auch wohl andere gegen Bezahlung darin einweihen. Der Hauptzweck der Zauberei dürfte wohl der sein, Muschelgeld zu erwerben. Die Zauberer lassen sich ihre Künste, welche sowohl angewandt werden, um Personen zu schädigen und zu töten, wie um Krankheiten zu heilen, teuer bezahlen.

Eine Hauptart der Zauberei, um eine Person zu töten, ist »a gagar«. Der Zauberer nimmt Exkremente der Person, welche er verderben will, tut dieselben in ein Bambusrohr, verschliesst das Rohr mit einem Holzstück und spricht Zauberformeln darüber. Dann vergräbt er den Bambus in die Erde und zündet ein Feuer darüber an. Hierauf wartet er ruhig ab, bis der andere an den Folgen dieser Zauberei stirbt. Die Eingeborenen haben eine grosse Angst vor diesem Zauber und verbergen aufs sorgfältigste ihre Exkremente, damit niemand dieselben zu ihrem Verderben benutzen kann. Eine andere Art der Zauberei ist »a tutunei«. Es wird ein Knochen eines Verstorbenen unter Beschwörungsformeln in das Feuer geworfen. Derjenige, gegen den die Zauberei gerichtet ist, muss dann gleichfalls sterben.

Alle Sterbefälle, in denen nicht die Todesursache auf der Hand liegt, wie gewaltsame Tötung, Ertrinken oder dergl. sind überhaupt nach Kanakerglauben auf Zauberei oder Vergiftung zurückzuführen. Inwieweit in Wirklichkeit die Eingeborenen Gifte — »a taring« — kennen und anwenden, ist mir nicht bekannt geworden. Doch das eine ist zweifellos, dass dies keinenfalls in dem Umfange geschieht, in welchem es nach dem Glauben und den gegenseitigen Anschuldigungen der Eingeborenen der Fall sein soll. Bei verschiedenen im Einge-

borenenhospital in Herbertshöhe eingetretenen Todesfällen, welche nach Angaben der Kanaker durch Vergiftung hervorgerufen sein sollten, waren nach ärztlicher Feststellung ebensowohl wie in einigen durch angebliche Zauberei veranlassten Sterbefällen natürliche Krankheiten die Todesursache gewesen.

Eine besonders grosse Rolle spielen die Liebeszauber, »a malira«, welches Wort übrigens auch für Zauber anderer Art gebraucht wird. Wenn sich ein Kanaker in ein Mädchen verliebt und es verhält sich spröde gegen ihn, so versucht er, es sich durch Malira geneigt zu machen. Es werden Blätter, oder etwas Bast oder Saft von einem Baum durch Besprechen mit Zauberformeln in einen Liebeszauber umgewandelt und dann der spröden Schönen in das Essen gemischt oder sonst in eine körperliche Berührung mit ihr gebracht. In einem Fall beantragte ein Mädchen vor Gericht die Bestrafung eines jungen Mannes, der sie dadurch hatte verzaubern wollen, dass er ihr Malira in Gestalt einiger Blätter in ihr Körbchen gesteckt hatte. In diesem Fall hatte allerdings die Malira keinerlei Wirksamkeit entfaltet.

Andere Zauber werden gebraucht, um Gegnern Schaden zuzufügen. So gibt es nach Kanakervorstellungen eine grosse Anzahl von Personen, welche nach Belieben Regen machen und ihrem Feind zusenden können. Ich bekam wiederholt Anträge auf Bestrafung von Eingeborenen, welche anderen Regen zugeschickt haben sollten, durch welchen deren Früchte verdorben waren.

Für Heilzwecke dienen mannigfache Arten von Zaubermitteln. Besonders beliebt ist das Zerschneiden von Hühnern unter Zaubersprüchen, welches die

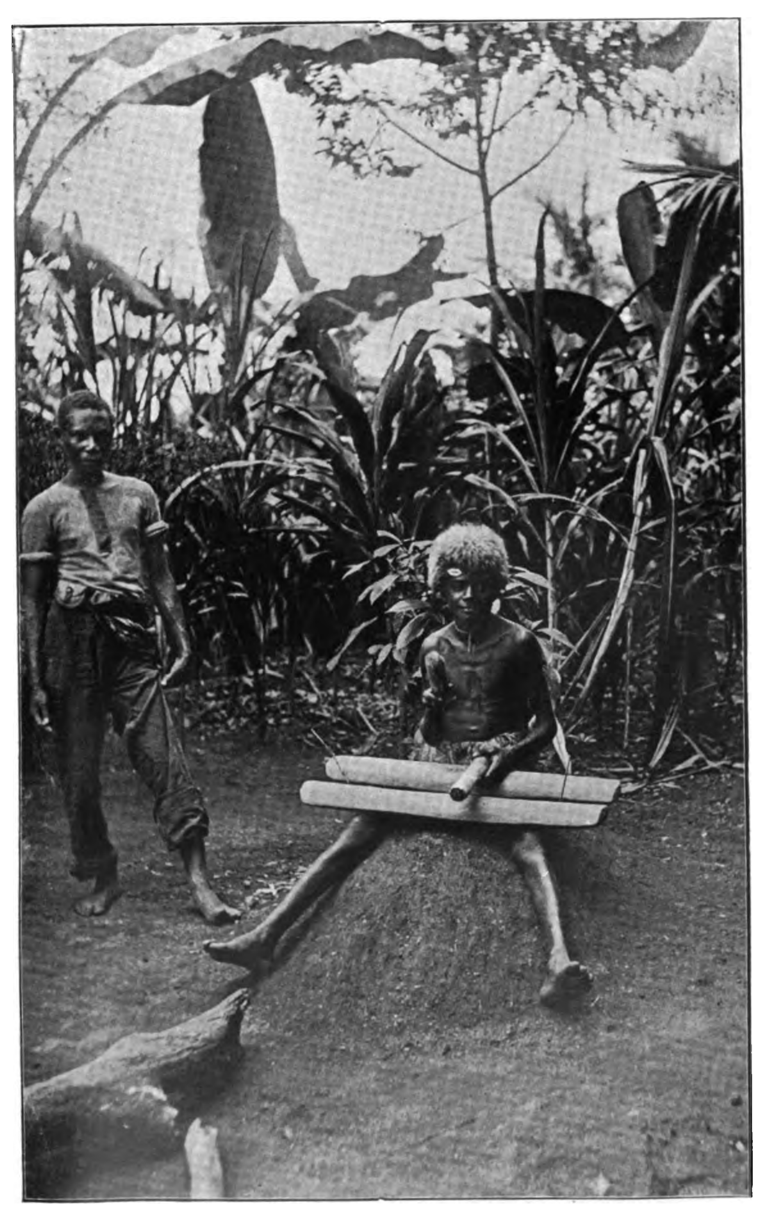


Abb. 30. Musizierender Eingeborener und Arbeiter (Gazellehalbinsel).

Zauberer gegen gute Bezahlung der Patienten vornehmen, die glauben, dadurch geheilt zu werden. Ein mit Krankheiten zusammenhängender weitverbreiteter Aberglaube ist der, dass eine Person, die eine Nacht in demselben Hause oder auch nur innerhalb derselben Umzäunung mit einem Kranken geschlafen hat und dann die nächste Nacht in einem anderen Hause schläft, dadurch eine Verschlimmerung im Zustande des Kranken und eventuell dessen Tod verursacht. Man sagt dann, dass der Patient durch den »Kubak« so und so kränker gemacht sei. Es herrscht daher die Sitte, dass ein Kranker mit ein paar Verwandten oder Freunden zusammen isoliert wird, welche mit ihm zusammenbleiben, bis er gesund ist oder stirbt.

Weitverbreitet ist auch der Aberglaube, dass zurückgelassene Gegenstände, eventuell selbst eine Fussspur im Sande, von den Feinden benutzt werden können, um einem Schaden zuzufügen. Der zurückgelassene Gegenstand wird mit einem aus Blättern und anderen Pflanzenteilen hergestellten Zauber zusammen unter Beschwörungsformeln begraben. Man nennt diese dem oben erwähnten a gagar verwandte Zauberei, welche Krankheit und selbst den Tod des Betroffenen zur Folge haben kann, »a puta«. Ähnlichen Zwecken dient das Zaubermittel »a talanganai«, welches an einem Band quer über den Eingeborenenpfad gebunden wird, den der zu Schädigende zu gehen hat.

Es gibt Zauber, »a malan«, um die Fische von dem Fischkorb eines Feindes abzuhalten, und als Gegenstück dazu Zauberformeln, »a ilipe«, welche vor dem Auslegen des Fischkorbs über denselben gesprochen werden, um den Fischzug erfolgreich zu machen.

Originell ist »a balbal«, ein bemalter Stock oder

Pfosten, welcher dazu dient, um Gläubiger von dem Lande des Schuldners abzuhalten. Ob dem balbal eine besondere Zauberkraft zugeschrieben wird oder ob es lediglich eine Art Warnungstafel vorstellt, ist allerdings zweifelhaft.

Auf dem Aberglauben basiert auch der »Dukduk«, bei welchem in Blätter gekleidete und mit hohen Masken versehene Eingeborene die Hauptrolle spielen. Der Dukduk ist eine Einrichtung, welcher sich angesehene und wohlhabende (beides gehört auf der Gazellehalbinsel untrennbar zusammen) Kanaker bedienen, um unter Ausnutzuug des Aberglaubens ihrer Stammesgenossen Tabu (Muschelgeld) zu erhalten. Beim Dukduk treten ein oder mehrere Eingeborene in der oben bezeichneten Vermummung auf und besuchen die nächsten Plätze in der Umgebung, überall Tabu fordernd und erhaltend. Das Blätterkleid stellt die Nachahmung eines Vogels (a beo) dar; mit dem gleichen Namen (a beo) wird bisweilen auch der Dukduk selbst bezeichnet. Die Veranstaltung des Dukduk findet zunächst auf einem im Busch verborgenen Platz, «a tareu« genannt, statt. Der Eintritt ist nur für diejenigen Männer erlaubt, welche sich durch Zahlung von Muschelgeld in die geheime Gemeinschaft des Dukduk eingekauft haben. Dagegen ist es für andere Eingeborene und ganz besonders für Weiber streng verboten (tabu), sich dem Platz zu nähern. Die vermummten Personen zerfallen in Dukduk und Tubuan (a tubuan auch »die alte Frau«). Ersterer trägt eine ganz lange, letzterer eine etwas kürzere Kopfbedeckung. Es heisst vom Dukduk und Tubuan, dass sie einen Teil des Jahres über tot sind, dann erwachen sie wieder zum Leben, um schliesslich nach Erledigung der Tänze

und des Einsammelns von Muschelgeld wieder zu sterben.

Nach Behauptung alter Häuptlinge an der Blanchebucht bestand der Dukduk in dieser Gegend noch nicht, als sie kleine Knaben waren. Der Brauch soll zuerst im Osten der Gazellehalbinsel aufgetaucht sein. Es wird erzählt, dass zwei besonders wilde Menschenfresser sich im Busch verborgen hätten und dann in der Dukdukvermummung in den Dörfern der Eingeborenen aufgetaucht wären, um kleine Knaben und Mädchen für ihre kannibalischen Mahlzeiten zu rauben. Infolge des Aberglaubens der Kanaker, welche in ihnen Geister sahen, hätten sie lange Zeit unbehelligt ihre mörderische Tätigkeit ausüben können. Dann hätten später einzelne Häuptlinge den Dukduk sich angeeignet und den Schrecken, den die vermummten Gestalten verbreiteten, benutzt, um durch dieselben Genugtuung für Übeltaten, sowie die Zahlung rückständiger Schulden zu erzwingen. Zur Sühnung von Blutschuld durch Tötung von Eingeborenen ist der Dukduk nach Angabe meiner Gewährsmänner nie benutzt worden.

Tatsächlich scheint der Dukduk früher in gewissem Umfange einen Ersatz für die fehlende Vollstreckungsgewalt geboten zu haben. Der Aberglaube und wohl auch die Furcht vor dem Eigentümer des Dukduk, welcher stets ein besonders einflussreicher Mann ist, sicherte die Erfüllung seiner Forderungen. Dass das Institut von den geldgierigen Eingeborenen aber in erster Linie zum leichten Erwerb von Tabu, bisweilen selbst im Wege der Erpressung, besonders von den abergläubischen und ängstlichen Weibern, benutzt ist, lässt sich nicht bezweifeln. Die Eigenschaft als Institut zur Vollstreckung von Strafen und Eintreibung von

Schulden hat der Dukduk nach Einrichtung der deutschen Gerichtsbarkeit in steigendem Masse verloren. Bei Benutzung des Dukduk zu Erpressungsversuchen ist selbstverständlich seitens des Gerichts eingeschritten worden. So gewinnt die Einrichtung immer mehr den Charakter einer Volksbelustigung, bei welcher der Eigentümer des Dukduk einen grossen Teil des gesammelten Tabus wieder für Essen für die Festteilnehmer ausgibt. Die Hauptschattenseite dürfte jetzt in der langen Dauer des Dukduk zu erblicken sein. Es dauert wochen-, bisweilen selbst monatelang, bis der Dukduk zu Ende ist. Während dieser Zeit arbeitet in den beteiligten Ortschaften niemand, so dass das Koprageschäft der Händler dadurch ungünstig beeinflusst wird. Mit Rücksicht hierauf sind bereits verschiedentlich die Dukdukfestlichkeiten auf Anordnung der Verwaltung in Herbertshöhe abgekürzt worden.

Eine andere hier zu erörternde Einrichtung ist der Geheimbund der »Ingiet«, welchem viele Kanaker auf der Gazellehalbinsel angehören. Etwas Näheres darüber ist mir trotz verschiedener Versuche nicht bekannt geworden. Auch die schon längst zum Christentum bekehrten Häuptlinge hüllen sich darüber in Schweigen. Sie nennen zwar auf Befragen einen jeden, der ein »tena ingiet«, ein Mitglied des Geheimbundes ist, sind aber nicht zu eingehenden Mitteilungen zu bewegen. Das einzige, was nach aussen hin klar in die Erscheinung tritt, ist, dass die zur Ingiet gehörenden Eingeborenen kein Schweinefleisch essen, ferner, dass in grösseren Abständen Tanzfeste, »marawot« genannt, gefeiert werden. Der Platz, welcher zum Tanz wie überhaupt zum Gebrauch der Gemeinschaft bestimmt ist, heisst gleichfalls marawot. Der Eintritt in den Bund

der Ingiet wird durch Zahlung von Muschelgeld erkauft. Der Eintretende erhält einen neuen Namen. Es wird erzählt, dass es bei den Versammlungen der Ingietmitglieder obskön hergehen soll.

Ich möchte annehmen, dass auch bei dem Bund der Ingiet die Ausnutzung des Aberglaubens zum Zwecke der Gewinnung von Tabu (Muschelgeld) das wesentliche ist. Anscheinend werden den Mitgliedern der Ingiet besondere geheime Kräfte zugetraut, welchen Glauben die ihrerseits erst durch Tabuzahlungen in den Geheimbund gelangten Mitglieder dazu ausnutzen, um möglichst viel des geliebten Muschelgeldes zu erwerben. In meiner Praxis ist mir übrigens ein einziger Fall vorgekommen, in welchem meine Hilfe gegen eine von einem Mitglied des Geheimbundes ausgehende und mit der Ingiet verknüpfte Zauberei angerufen wurde. Ein tena ingiet (Mitglied der Ingiet) besass ein Götzenbild, welches von den Klage führenden Eingeborenen »a ingiet« oder »a matmat« (mat ist das Wort für tot) genannt wurde. Nach dem Aberglauben der Kanaker konnte der tena ingiet dem in dem Götzenbild steckenden Geist den Befehl geben, Eingeborene zu töten, so dass der Eigentümer des Bildes mit abergläubischem Schrecken betrachtet wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass sich der Mann seine und des Götzen Hilfe teuer bezahlen liess. Ich liess das Götzenbild, das verborgen im Busch aufgestellt war, herbeischaffen. Es war eine ganz roh geschnitzte kleine Holzfigur, einen menschlichen Kopf und Leib darstellend.

Die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von Neumecklenburg und Neuhannover, sowie der umliegenden kleineren Inseln beschränken sich gleichfalls auf einen Glauben an Geister und Gespenster. Mein

aus Nordneumecklenburg stammender Diener Bilas, sonst ein gutmütiger, braver Junge, steckte so voller Geisterfurcht, dass es manchmal schwer war, mit ihm etwas anzufangen. Nicht nur, dass in einem menschlichen Schädel, den ich in meinem Schreibzimmer aufbewahrte, nach Behauptung des Jungen ein Geist steckte, der jedesmal, wenn ich weg war, herauskam und mit donnernden Schritten in den Stuben umherging, so dass keiner von meinen Eingeborenendienern das Haus zu betreten wagte. Der arme Junge wurde auch häufig genug von Gespenstern verstorbener Freunde gequält, welche ihm im Schlaf die Decke wegziehen wollten, mit eiskalter Hand ihm ins Gesicht fuhren, und was ähnliche Sachen mehr sind. Als in einem Nebenhause ein Stammesgenosse von Bilas gestorben war — nach ärztlichem Befunde an Lungenentzündung, nach Ansicht der Eingeborenen aber infolge einer Zauberei, die mit seinem Speichel vorgenommen war (s. oben die a gagar und a puta genannten Arten der Zauberei) —, erhielt Bilas so häufige und ausgedehnte Besuche von dem Geist seines gestorbenen Freundes, dass er das Feld räumte und sein Bett in einem mehrere hundert Meter entfernten Hause aufschlug. Dort blieb er von den Besuchen des Tamberans (Gespenstes) glücklicherweise verschont.

Auch an das zweite Gesicht glauben die Neumecklenburger. Eines Tages entstand unter den als Arbeiter in Herbertshöhe befindlichen Neumecklenburgern grosse Aufregung, als angeblich die Doppelgängerin eines auf der Pflanzung arbeitenden Weibes von mehreren ihrer Stammesgenossen am Strande angetroffen wurde. Dem Weibe wurde sicherer baldiger Tod prophezeit.

Bei einer Expedition auf Neumecklenburg war es einem unserer Polizeijungen aus Nordneumecklenburg gelungen, sich unbemerkt an den Feind heranzuschleichen. Es herrschte nachher bei seinen Landsgenossen Einstimmigkeit darüber, dass dies nur infolge eines Menschenknochens möglich gewesen sei, den der Polizeijunge an einem Faden um den Hals trug; der Knochen habe ihn unsichtbar gemacht.

Liebeszauber spielen bei den Neumecklenburgern eine ebenso grosse Rolle wie auf der Gazellehalbinsel. Dem Weib eines Polizeisoldaten, welches eine Reise nach ihrer Heimat in Neumecklenburg gemacht hatte, war unterwegs von einem anderen Eingeborenen ein Liebestrank eingeflösst, der zur Folge hatte, dass sie ihm willenlos untertan wurde und ihm überallhin folgen musste. Die Sache kam dadurch zu meiner Kenntnis, dass alsbald nach Ankunft des Weibes zwischen dem Ehemann und dem Neumecklenburger, der die Frau angeblich verzaubert hatte, eine Prügelei entstand. Der Fall lag insofern kompliziert, als die Frau zwar ihrem Mann zugetan war und gern zu ihm zurückgekehrt wäre, aber ebenso wie letzterer und sämtliche sonstige Eingeborene fest daran glaubte, dass sie sterben müsse, wenn sie dem Kanaker, der sie verzaubert hatte, nicht folgte. Letzterer bestritt übrigens, ihr irgend einen Zaubertrank eingegeben zu haben. Später ist dann das Weib doch noch entzaubert worden, auf welche Weise, ist mir allerdings nicht bekannt geworden, und lebte einträchtig mit ihrem Ehemann zusammen.

Dass gewisse Plätze für »tabu« (verboten) erklärt werden, kommt ebenso auf Neumecklenburg wie auf der Gazellehalbinsel vor. So hatte 1899 der einfluss-

reiche Häuptling Morongai von Nowan bei Nusa eine Stelle am Ufer getabut. Ein Mädchen ging an diese Stelle und wusch sich dort. Darauf schlug sie der Häuptling mit der Axt tot. Einige Zeit darauf wurde Morongai von dem Bruder des ermordeten Mädchens mit Hilfe anderer Verwandter des letzteren getötet. Den weiter drohenden Feindseligkeiten• wurde durch Verhaftung des letzten Täters und Ausgleich der übrigen Streitigkeiten gelegentlich eines meiner Besuche im Nusafahrwasser ein Ende gemacht.

Die Maskentänze der Neumecklenburger scheinen neben dem Zweck der Volksbelustigung in ähnlicher Weise, wie der Dukduk auf der Gazellehalbinsel, den Zweck zu verfolgen, Muschelgeld von den abergläubischen Kanakern zu erwerben bezw. zu erpressen. Die Maskentänze, welche ich gesehen habe, hatten fast alle geschlechtliche Vorgänge zum Inhalt, die Beobachtungen aus der Tierwelt entnommen zu sein schienen. Ein oft im Maskentanz dargestellter Vorgang ist das Liebeswerben der männlichen Maske um die weibliche Maske — die Maskentänze werden ausschliesslich von Männern veranstaltet —, das Hinzukommen eines Nebenbuhlers in Maske, der den ersten Liebhaber vertreibt und schliesslich Erhörung findet.

Bezüglich der Beerdigungsgebräuche stimmen die Gewohnheiten der Eingeborenen von Süd-Neumecklenburg mit denen von Neulauenburg und der Gazellehalbinsel zusammen. Dagegen werden in Nord-Neumecklenburg und Neuhannover die Toten nicht beerdigt, sondern verbrannt. Die Grenze bildet übereinstimmend mit der Grenze zwischen Nord-Neumecklenburg- und Süd-Neumecklenburgdialekten eine Linie, welche etwas südlich der Südspitze von Tabar (Gardener

Inseln) von Ost nach West durch Neumecklenburg verläuft. Die Gebräuche beim Tode eines Häuptlings in Nord-Neumecklenburg sind nach Darstellung von Eingeborenen aus Lamusmus (Westküste Nord-Neumecklenburgs) und Djaul (Sandwichinsel) folgende:

Der Tote wird verbrannt, in das Feuer wird Tapsoka (aus ganz kleinen roten Muscheln, welche auf Schnüre aufgereiht sind, bestehendes Muschelgeld) geworfen, ebenso Gegenstände, welche dem Verstorbenen gehört haben. Dann wird die Asche in das Meer geworfen. Ein grosser Schmaus vereinigt die Leidtragenden. Hierauf werden Hölzer zur Anfertigung von Schnitzwerken aus dem Busch geholt, es folgt wieder ein grosses gemeinsames Essen. Alsdann beginnen die Bildschnitzer ihre Arbeit, die etwa zehn Monate dauert, während welcher Zeit sie von der Familie des Verstorbenen wiederholt durch Zahlungen von Tapsoka aufgemuntert werden. Die Schnitzwerke, welche meist menschliche Figuren, daneben Fische, Vögel und Blättern und Zweigen nachgebildete Ornamente darstellen, bleiben nach ihrer Vollendung noch einige Zeit in einem Raume vereinigt stehen, dann findet ein grosses Tanzfest, »adatak« genannt, statt, wobei die Schnitzwerke um das Haus des Verstorbenen herum aufgestellt werden.

Die Bildwerke stellen bisweilen Ereignisse dar, welche den Verstorbenen betroffen haben. So wurde mir bei einer besonders schön geschnitzten Figur in Leineru (Nord-Neumecklenburg), welche einen im Maul eines Fisches stehenden Mann darstellte, erzählt, es sei die Darstellung eines Häuptlings, welcher beim Fischen von einem Haifisch gefressen wäre.

An ein Fortleben nach dem Tode, insbesondere

an ein Wiedererscheinen der Geister Verstorbener glauben auch die Eingeborenen von Neumecklenburg und Neuhannover. Wie sie sich im übrigen den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Geister vorstellen, ist mir nicht bekannt geworden.

In den Admiralitätsinseln habe ich nur vereinzelt zu Beobachtungen über die Vorstellungen der Manus Gelegenheit gehabt. Der Glaube, dass ein um den Hals getragener menschlicher Knochen eine Hülfe in Gefahr ist, findet sich auch hier. Einer unserer Führer bei unserer Expedition im Januar 1900, ein Manus von Sépessa, hatte einen solchen Knochen um den Hals hängen und rieb ihn stundenlang, Beschwörungen murmelnd, bevor wir in den einzelnen Fällen die Landung bewerkstelligten. Über die Totengebräuche habe ich nur wenig in Erfahrung bringen können. Bei den Manus findet eine Ehrung des Schädels verstorbener Verwandter statt. Der Leichnam wird zunächst beerdigt, dann wird das Grab nach einiger Zeit wieder geöffnet, der Schädel herausgenommen, am Feuer gebleicht und mit Kokosnussöl gereinigt und dann in dem Hause aufgestellt. Diese Angaben wurden mir von Manus gemacht, welche allerdings so mangelhaft pidginenglisch sprachen, dass eine Verständigung ungemein schwierig war. In dem Manusdorf Papitalai wurde mir in einem auf dem Lande stehenden Hause eine Stelle gezeigt, unter welcher der Leichnam des früheren Eigentümers beerdigt sein sollte. Nach den Angaben des Händlers Molde, welcher mehrere Jahre in der Inselgruppe unter beständigem Verkehr mit den Manus lebte, sollen die Manus in ihren Pfahldörfern bisweilen die Leichen der Verstorbenen in den Häusern aufbewahren und beständig mit Salzwasser übergiessen, bis das Fleisch sich allmählich von den Knochen löst.

Über die Vorstellungen der Salomonsinsulaner habe ich bei nur vorübergehendem Aufenthalt in den Salomonsinseln keine Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen gehabt. Nach dem Verhalten unserer daher stammenden Polizeijungen und Arbeiter zu urteilen, ist bei ihnen der Glaube an Geister und Gespenster ebenso entwickelt, wie bei den Eingeborenen der Gazellehalbinsel.

Kapitel XIX.

Kämpfe und Kannibalismus.

Das Wort Nietzsches, dass die Grausamkeit die grosse Festfreude der älteren Menschheit ausmache, ja als Ingredienz fast jeder ihrer Freuden zugemischt sei, trifft für das Stück der »älteren Menschheit«, welches sich in den Eingeborenen des Bismarck-Archipels verkörpert, vollkommen zu. Auf Grund vieler Beobachtungen habe ich den Eindruck gewonnen, dass die grösste Freude für den Kanaker darin besteht, ein lebendes Wesen, wenn möglich einen Menschen, in grausamer Weise abzumorden. Schon in kleinen Dingen zeigt sich, dass Grausamkeit eine Haupteigenschaft der Eingeborenen ist. Hühner werden mit Vorliebe bei lebendigem Leibe gerupft, lebende Schweine werden in geradezu barbarischer Weise gefesselt und stundenlang an Stöcken hängend getragen, so dass oft an den Berührungsstellen der Beine das Fleisch bis auf die Knochen durchgerieben ist.

Die bestialische Grausamkeit der Eingeborenen der Gazellehalbinsel tritt besonders in einem Brauch zutage, der mit dem Worte »ag« (sprich ang) bezeichnet wird. Der gewöhnliche Meuchelmord durch Tötung des Gegners mit Speer oder Keule aus dem Hinterhalt bietet immerhin für den Täter Gefahren. Die Verwandten des

Erschlagenen können ihn ausfindig machen und Rache an ihm nehmen. Da ist das mit ag bezeichnete Verfahren, welches früher nicht selten ausgeübt wurde, sicherer.

Der heimlich zu Ermordende wurde von einer Anzahl seiner Gegner überfallen und festgemacht, dann wurde ihm ein kleiner Speer durch den Anus nach oben in den Körper gestossen und das unten herausstehende Ende abgeschnitten, so dass äusserlich keine Spur einer Verletzung zu sehen war. Hierauf wurde dem Opfer mit Gewalt sein Kopf herumgedreht, bis es unfähig wurde, zu sprechen. In diesem Zustande liess man dann den Unglücklichen frei, der einem qualvollen Tode entgegenging, ohne von der scheusslichen Tat Kunde geben zu können. Da solche Verletzungen, welche ohne Anwendung von Waffen herbeigeführt sind, wie Herumdrehen des Kopfes, von den abergläubischen Kanakern im Zweifel eher den bösen Taberans (Geistern) zugeschrieben werden, als Menschen, so waren die Chancen für die Mörder, nicht entdeckt zu werden, bei Anwendung des geschilderten greulichen Verfahrens viel grösser, wie bei Verwendung von Waffen beim Morde.

Die Kämpfe der Eingeborenen gegeneinander bestehen fast ausnahmslos aus heimtückischen Überfällen, sei es, dass die eine Partei überraschend auftaucht und über die keines Angriffs gewärtigen Leute von der andern Partei herfällt, oder dass die Angreifer erst Frieden und Freundschaft heucheln und dann, wenn sich die Opfer betören lassen, plötzlich die verborgen gehaltenen Waffen hervorziehen und ein Gemetzel unter den Betrogenen anrichten. In ihren gegenseitigen Kämpfen morden die Kanaker jedes lebende Wesen, das ihnen in den Weg

kommt. Frauen und Kinder werden ebenso erbarmungslos abgeschlachtet, wie Männer. Dies schonungslose Niedermetzeln der Frauen und Kinder scheint allerdings ebensowohl auf Erwägungen der Klugheit, wie auf der Mordlust der Eingeborenen zu beruhen. Es ist mir wiederholt passiert, dass einige unserer Polizeijungen, die ja selbst aus den Stämmen von der Gazellehalbinsel, Neumecklenburg und den Salomonsinseln rekrutiert waren, mir ihre Verwunderung darüber aussprachen, dass die Tötung von Weibern und Kindern ihnen bei strengster Strafe untersagt war. Trotz verschiedener Erklärungsversuche blieb ihnen diese Handlungsweise gänzlich unverständlich. Die Logik der Kanaker ist sehr einfach: Ein Knabe wird später, wenn er erwachsen ist, ein Krieger, der uns und unsere Nachkommen bekämpfen kann. Folglich muss er ebenso wie ein Mann erschlagen werden. Ein Weib bekommt Kinder, welche erwachsen Krieger sein werden und uns oder unsere Nachkommen töten können. Folglich sind Weiber noch gefährlicher als Männer, von denen ja jeder nur eine Kampfeseinheit darstellt, und müssen erst recht tot geschlagen werden.

Diese grausame Logik wird dem Verständnis näher gerückt, wenn man erwägt, dass es sich beinahe überall im Bismarck-Archipel um kleine Stämme handelt, welche fast beständig mit anderen Stämmen im Kriegszustand sich befinden und deren einzelne Mitglieder sowohl Blutrache für getötete Verwandte zu nehmen als auch die Blutrache der Verwandten erschlagener Feinde zu fürchten haben. Die Blutrache richtet sich nicht bloss gegen den Mörder selbst, sondern gegen dessen ganze Sippe.

Jedes Individuum, jede Familie ist in der immer-

währenden Furcht, durch einen plötzlichen hinterlistigen Überfall von feindlichen Eingeborenen abgefangen und getötet zu werden. Die einzige Sicherheit, die es dagegen gibt, ist die Vernichtung der feindlichen Stämme. Die Tötung eines Kriegers ist eine Schwächung der feindlichen Macht für die Gegenwart, die Tötung eines Kindes oder einer Frau eine Schwächung für die Zukunft und trägt somit zur Sicherung der eigenen Familie und des eigenen Stammes bei.

Zweifellos spielen solche Erwägungen bei den Kämpfen zwischen benachbarten Stämmen eine erhebliche Rolle. Dass indessen die Tötung von Frauen und Kindern, auch abgesehen von diesen Anschauungen, allgemein von den Kanakern aus Mordlust und Grausamkeit geübt wird, beweisen viele Beispiele, insbesondere auch die im Jahre 1902 auf der Gazellehalbinsel erfolgte Ermordung einer weissen Frau und ihres kleinen mehrmonatlichen Kindes durch die Eingeborenen.

Die Körper der erschlagenen Eingeborenen werden fast ausnahmslos aufgefressen. Der Kannibalismus ist bei sämtlichen bekannt gewordenen Eingeborenenstämmen des Bismarckarchipels verbreitet, mit alleiniger Ausnahme der einige kleine Inselgruppen bewohnenden Polynesier und wohl auch der hellfarbigen Bewohner der Inseln Matty und Durour. Es handelt sich dabei nicht um eine bloss gelegentliche Menschenfresserei. Es ist vielmehr ein ungemein häufiger Fall, dass gerade zu dem Zwecke, Menschenfleisch zu bekommen, Raub- und Mordzüge veranstaltet werden. Wenngleich bei dem Verzehren der erlegten Feinde auch der Gedanke der völligen Zerstörung des verhassten Gegners eine Rolle spielen mag, so ist es doch zweifellos, dass vielfach lediglich das Verlangen nach Menschenfleisch die

zu solchen Zügen veranlasst. Es werden in ... Gebieten des Archipels Jagden auf Menschen ... betrieben, wie man in Europa Jagden auf Wild- ... anstaltet. Inwieweit dabei der Mangel an ander- ... leischnahrung etwa eine Rolle spielt, lässt sich ... beurteilen. Auf allen Inseln des Archipels, die ich ... habe, gab es Schweine. Doch verschmähen ... Eingeborene das Schweinefleisch, so auf der ... Halbinsel die Mitglieder des Geheimbundes der ...

... er beim Kampf verwundete Gegner wird gewöhn- ... gleich durch einen Speerstich oder Keulenhieb vollends getötet, besonders, wenn er selbst bewaffnet ist und den Angreifern noch Unheil zufügen könnte. Das Los der lebendig Gefangenen ist meist ein schlimmeres, als das der sofort Getöteten. Gewöhnlich werden sie nach kurzer Zeit geschlachtet und gefressen. Die grausamen Kannibalen begnügen sich dabei oft nicht mit der einfachen Tötung des Opfers, sondern fügen scheussliche Martern hinzu. Auf der Gazellehalbinsel sind Fälle verbürgt, in welchen Gefangenen ihre Glieder stückweise vom Körper gehackt und vor den Augen der verblutenden, aber noch lebenden Opfer zum Frasse zubereitet wurden. Dasselbe gilt für Südneumecklenburg. Dort wurden noch im Jahre [illegible] bei dem Dorfe Okokala dem Kaiserlichen Richter Dr. Hahl zwei durch zahlreiche Axthiebe markierte Bäume gezeigt, an welche Gefangene gefesselt wurden, bis ihnen Glied für Glied von den Wilden zur Zubereitung zum scheusslichen Frasse abgeschlagen wurde.

Bei den übrigen Bewohnern von Neupommern, sowohl den die Berge im Innern der Gazellehalbinsel be-

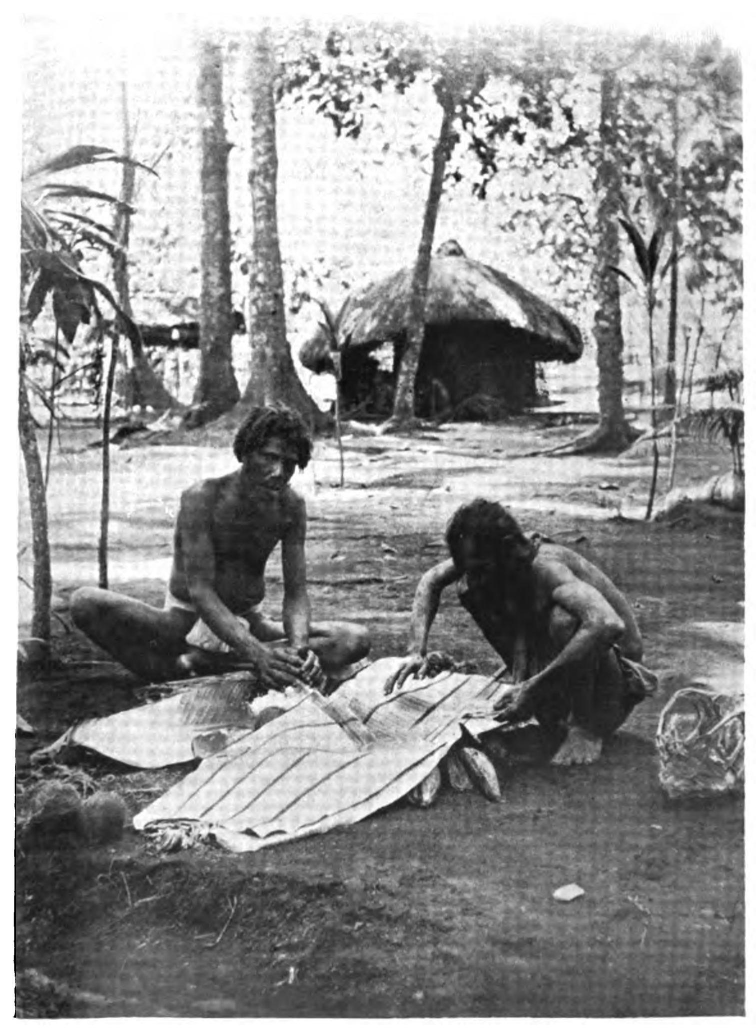


Abb. 31. Bereitung eines Zaubermittels (Gazellehalbinsel).

Kanaker zu solchen Zügen veranlasst. Es werden in manchen Gebieten des Archipels Jagden auf Menschen genau so betrieben, wie man in Europa Jagden auf Wildpret veranstaltet. Inwieweit dabei der Mangel an anderweiter Fleischnahrung etwa eine Rolle spielt, lässt sich schwer beurteilen. Auf allen Inseln des Archipels, die ich besucht habe, gab es Schweine. Doch verschmähen manche Eingeborene das Schweinefleisch, so auf der Gazellehalbinsel die Mitglieder des Geheimbundes der Ingiet.

Der beim Kampf verwundete Gegner wird gewöhnlich gleich durch einen Speerstich oder Keulenhieb vollends getötet, besonders, wenn er selbst bewaffnet ist und den Angreifern noch Unheil zufügen könnte. Das Los der lebendig Gefangenen ist meist ein schlimmeres, als das der sofort Getöteten. Gewöhnlich werden sie nach kurzer Zeit geschlachtet und gefressen. Die grausamen Kannibalen begnügen sich dabei oft nicht mit der einfachen Tötung des Opfers, sondern fügen scheussliche Martern hinzu. Auf der Gazellehalbinsel sind Fälle verbürgt, in welchen Gefangenen ihre Glieder stückweise vom Körper gehackt und vor den Augen der verblutenden, aber noch lebenden Opfer zum Frasse zubereitet wurden. Dasselbe gilt für Südneumecklenburg. Dort wurden noch im Jahre 1896 bei dem Dorfe Okokala dem Kaiserlichen Richter Dr. Hahl zwei durch zahlreiche Axthiebe markierte Bäume gezeigt, an welche Gefangene gefesselt wurden, bis ihnen Glied für Glied von den Wilden zur Zubereitung zum scheusslichen Frasse abgeschlagen wurde.

Bei den übrigen Bewohnern von Neupommern, sowohl den die Berge im Innern der Gazellehalbinsel be-

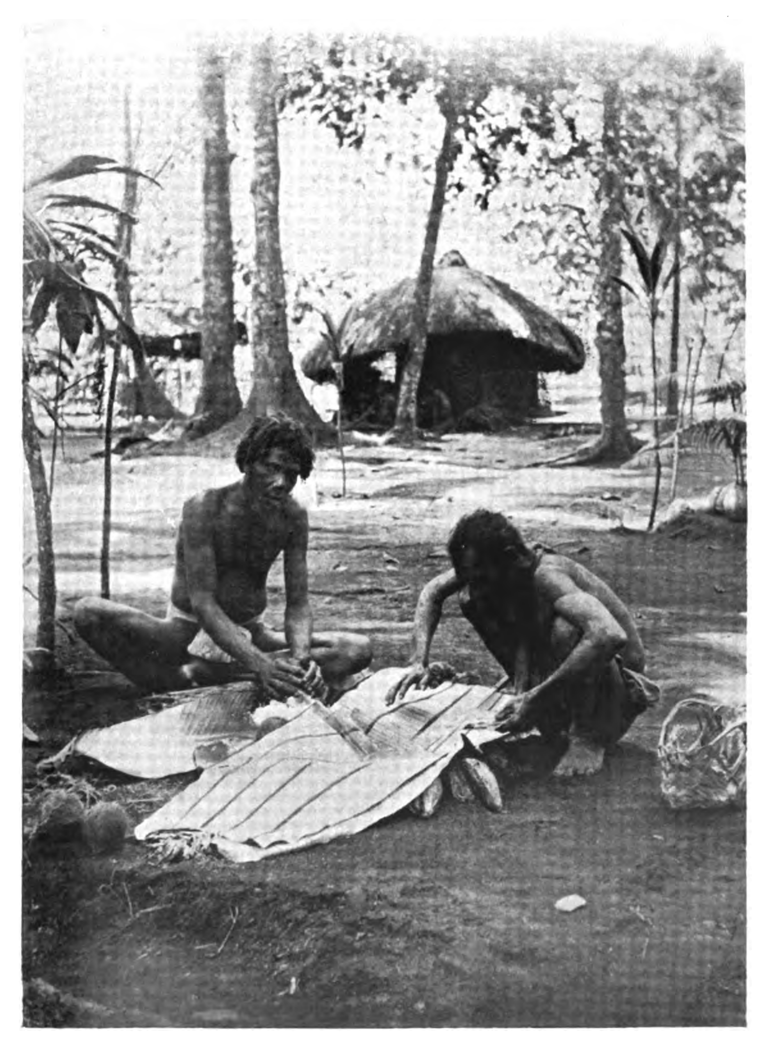


Abb. 31. Bereitung eines Zaubermittels (Gazellehalbinsel).

wohnenden Baining, wie den Küstenbewohnern des Hauptteils der Insel ist der Menschenfrass ebenso üblich, wie bei den vorgenannten Eingeborenen. Dass die den Papua verwandten Bewohner des Hauptteils von Neupommern für landende Fremdlinge ebenso gefährlich sind, wie die Eingeborenen der Gazellehalbinsel, beweist der im 13. Kapitel erwähnte Überfall der Mannschaft eines 1897 an der Südküste gestrandeten chinesischen Schuners. Die Gestrandeten wurden bis auf einen Bukajungen, dcr entkam, von den Eingeborenen erschlagen und aufgefressen. Nicht gastlicher sind die mit den Südküstenbewohnern verwandten Eingeborenen der Nordküste des Hauptteils von Neupommern. Als im Jahre 1891 zwei weisse Händler im Boot die Küste entlang fuhren und in der Nähe des Vulkans »Vater« landeten, um Wasser zu holen, wurden sie plötzlich von den Wilden überfallen, doch glückte es ihnen, die Angreifer durch Flintenschüsse zu vertreiben, nachdem einer von ihnen allerdings durch Speerwürfe erheblich verwundet war.

Auf Neumecklenburg und Neuhannover stand 1899/1900 der Kannibalismus noch durchaus in Blüte, abgesehen von einzelnen Teilen Südneumecklenburgs, in welchen mehrfach von der Verwaltung eingegriffen war und auch die Missionen bereits festen Fuss zu fassen begonnen hatten. In Nordneumecklenburg waren noch vor wenigen Jahren einige Stämme der Schrecken der anderen Eingeborenen. So bildete noch 1896 die Insel Selapio (Mausoleumsinsel) ein wahres Piratennest, dessen Bewohner die benachbarten Inseln mit Mord und Plünderung heimsuchten. Die Zahlen der bei solchen Zügen Erschlagenen und Aufgefressenen klingen an sich nicht hoch, sind es aber tatsächlich,

wenn man erwägt, dass die in Betracht kommenden Eingeborenenstämme durchschnittlich nicht mehr als wenige hundert Köpfe zählen, ja, dass es sich oft um eine sehr geringe Zahl von Kanakern handelt, welche durch beständige Heimsuchung seitens stärkerer Nachbarn immer mehr dezimiert werden. Die Selapioleute erschlugen bezw. schleppten zum Abschlachten mit nach Hahls Berichten im Jahre 1896 aus dem Ort Lauwai 10, von Nuat 25, von Boe 5, von Djaul (Sandwichinsel) 8 Personen beiderlei Geschlechts. Alle wurden aufgefressen. Nach einer erfolgreich durchgeführten Expedition Dr. Hahls hörten die Raubzüge von Selapio in der Hauptsache auf. Dagegen trat später Kabien auf Neumecklenburg mehr in den Vordergrund, dessen blutgierige Eingeborene im Jahre 1899 unter anderen auf Djaul 10 und in Bahateret 16 Personen, Männer, Weiber und Kinder töteten und auffrassen, bis auch ihrem Treiben durch eine Expedition der Polizeitruppe ein Ziel gesetzt wurde. Im Jahre 1900 ist dann eine Regierungsstation in Kaewieng bei Nusa unter Leitung des Stationschefs Boluminski errichtet worden, welchem es durch tatkräftiges Eingreifen in überraschend kurzer Zeit gelungen ist, eine Wendung zum Bessern in den Eingeborenenverhältnissen herbeizuführen.

Angetriebene Fremdlinge werden auch in Neumecklenburg und Neuhannover erschlagen und verspeist. So waren im Jahre 1896 acht aus Südneumecklenburg stammende Arbeiter von der Pflanzung Herbertshöhe entlaufen und hatten versucht, im Boot in ihre Heimat zu gelangen. Sie wurden indessen in einer von ihrem Dorfe entfernten Landschaft Kalil an Land getrieben und dort von den Kanakern als gute

Beute getötet und verspeist, bis auf drei, die entkamen. 1899 wurden bei Panakhondo auf Neumecklenburg elf im Boot dorthin gekommene Bukajungen ermordet und aufgefressen. Auf der kleinen, Neuhannover vorgelagerten, Insel Kung wurden 1897 sieben von einem Schuner aus Herbertshöhe zurückgebrachte sogenannte Retourarbeiter, deren Vertragszeit abgelaufen war, von Kanakern von Neuhannover überfallen und sämtlich umgebracht und dann verzehrt. Bei Bukabuka auf Neuhannover selbst wurden 1899 vier farbige Arbeiter heimtückisch ermordet und gefressen.

Auf den Admiralitätsinseln wird der Menschenfrass von sämtlichen Eingeborenen, den Manus (Pfahlbautenbewohnern) sowohl, wie den Usiai (Festlandsbewohnern) ausgeübt. In dieser Inselgruppe scheinen die Menschenjagden von jeher einen ganz besonders grossen Umfang gehabt zu haben. Nach den Angaben der Eingeborenen sind in einzelnen Fällen Hunderte von Usiai von den ihnen nicht an Zahl, wohl aber an Kühnheit und Mordlust überlegenen Manusstämmen abgemordet worden. Die Manus zeichnen sich durch besondere Tücke und Grausamkeit aus. Bei dem Überfall der Händlerstation Komuli 1899 durch die Manus von Mok Mandrian wurden ein paar schwarze Arbeiter lebendig gefangen. Die Manus heuchelten den armen Gefangenen gegenüber Freundschaft und lockten sie so in ein Kanu. Unterwegs ergriffen sie plötzlich einen Gefangenen und schlitzten ihm vor den Augen seiner entsetzten Gefährten mit einem Obsidianmesser den Bauch auf. Einem der Gefangenen glückte es später, trotz einer ziemlich schweren Wunde, zu entkommen und von den Scheusslichkeiten der Manus uns Kunde zu überbringen. Weiber scheinen die Manus häufiger

lebend mitzuführen und als Sklavinnen zu behalten, als dies bei anderen Eingeborenen im Bismarck-Archipel der Fall ist.

In den Salomonsinseln finden Menschenjagden grössten Stiles statt. Die gefürchteten Kopfjäger (headhunters) von Rubiana und Vella Lavella (in den englischen Salomonsinseln) suchen in regelmässigen Kriegsfahrten die früher zum deutschen Schutzgebiet gehörigen, 1899 durch den Samoavertrag an England abgetretenen Inseln Choiseul und Ysabel heim, jedes menschliche Wesen, das ihnen begegnet, ermordend und seinen Kopf als Siegestrophäe mitführend. Die Küsten der beiden grossen Inseln sind durch diese beständigen Menschenjagden fast völlig entvölkert. In den deutsch verbliebenen Salomonsinseln Bougainville und Buka erscheinen zwar die Kopfjäger nicht. Doch herrscht zwischen verschiedenen Stämmen Feindschaft. Auf der grossen Insel finden besonders Kämpfe zwischen Küsteneingeborenen und im Innern wohnenden Stämmen statt. Der erschlagene Gegner wird allenthalben aufgefressen.

Im allgemeinen wird überall nur der im Kampf oder durch heimtückischen Überfall getötete Gegner oder Fremde aufgefressen. Vereinzelt kommen indessen auch Fälle vor, in welchen Eingeborene, welche zu einer befreundeten Landschaft gehören, verzehrt werden. So wurde noch in den 90 er Jahren auf der Gazellehalbinsel der Körper eines Mannes, welcher Pulu (Blutschande) begangen hatte und deswegen von seinen Verwandten getötet war, von letzteren an befreundete Kanaker der angrenzenden Landschaft für Muschelgeld verkauft und von den Käufern aufgefressen.

Ich selbst habe in einem einzigen Fall bei einer

Expedition gegen Menschenfresser auf der Gazellehalbinsel Gelegenheit gehabt, frisch zubereitetes Menschenfleisch zu sehen. Im April 1900 war, wie oben erwähnt, ein mit 13 Eingeborenen von der Südküste Neupommerns besetztes Kanu bei Kabanga an der Ostküste der Gazellehalbinsel gestrandet. Die Südküstenleute gingen an Land und setzten am Ufer ihren Weg nach Süden zu fort. Als die Dunkelheit anbrach, machten sie Halt und zündeten ein Feuer an, wodurch die Aufmerksamkeit der umwohnenden Kanaker erregt wurde. Nachdem letztere, ohne sich selbst sehen zu lassen, vorsichtig die Anwesenheit der fremden Eingeborenen festgestellt hatten, hielten sie eine Beratung ab und beschlossen, sich diese Gelegenheit, Menschenfleisch zu bekommen, nicht entgehen zu lassen. Nachdem gehöriger Zuzug von den umliegenden Ortschaften herbeigekommen war, wurde der Lagerplatz der Südküstenleute umstellt, dann fielen plötzlich die Kannibalen mit Speeren und Keulen über die nichts ahnenden Opfer her. Mit Ausnahme von zweien, denen es gelang, in den Busch zu entkommen, wurden sämtliche Südküstenleute erschlagen. Die Leichen wurden zum Teil von den Bewohnern der Küstendörfer gefressen, zum Teil aber an andere Dörfer weiter im Inland verkauft. Es wurden dabei für den Leichnam zwischen drei und fünf Faden Tabu gezahlt, ein Preis, welcher in dieses Gegend für ein ausgewachsenes Schwein gezahlt wird. Zum Transport wurden die Leichen an Stangen gebunden, wie dies bei Schweinen üblich ist. Auch die Zubereitung erfolgte in der bei Schweinen angewandten Weise. Der Körper wurde in Stücke geschnitten, die einzelnen Stücke wurden in Blätter eingewickelt und dann auf heissen Steinen geröstet.

Den beiden entkommenen Südküstenleuten gelang es, am folgenden Tage Herbertshöhe zu erreichen. Die Angaben der beiden Eingeborenen, welche noch vor Angst zitterten und durch den Dolmetscher kaum zum Sprechen gebracht werden konnten, wurden durch Mitteilungen von ortskundigen Eingeborenen der Gazellehalbinsel ergänzt, da die Kunde von dem gelungenen Überfall und grossen Menschenfrass schnell zu den benachbarten Stämmen durchgedrungen war. Es gelang ohne Schwierigkeit, mit den Örtlichkeiten vertraute Führer zu erhalten, so dass ich noch an demselben Nachmittag in Begleitung des Sekretärs Warnecke und des weissen Polizeiunteroffiziers mit der Polizeitruppe zu einer Strafexpedition aufbrechen konnte. In dem Buschdorf Tawui wurde übernachtet; am anderen Morgen gingen wir dann auf beschwerlichem Pfade durch den dichten Busch gegen das nächste, im Innern belegene Dorf Menebonbon vor, dessen Bewohner an dem Überfall in Kabanga mit beteiligt gewesen waren. Es gelang, überraschend an die Niederlassungen heranzukommen, die Kanaker ergriffen nach geringem Widerstand die Flucht. Mehrere Eingeborene wurden bei dem Vorgehen getötet, andere gefangen genommen. Auf unserer Seite wurde nur ein Polizeijunge durch einen Speerwurf verwundet.

Dann ging es weiter zu den Küstendörfern Rakaru und Kabanga, deren Bewohner aber schon durch das Schiessen aufmerksam geworden waren und vor unserer Ankunft die Flucht ergriffen hatten. In Rakaru wurden an einzelnen Stellen erloschene Feuer mit noch heissen Steinen gefunden, wie sie auf der Gazellehalbinsel allgemein zum Rösten von Fleisch von den Eingeborenen verwandt werden. Auf einer der Feuerstellen lagen in

Blätter eingewickelte Gegenstände. Von den Polizeijungen wurde ich bedeutet, dass dies »Wirua«, Menschenfleisch, sei. Ich liess eins der Blätterpäckchen öffnen, worauf ein Stück geröstetes Fleisch, etwa von dem Umfange einer ausgestreckten Mannshand, zum Vorschein kam. Das Fleisch sah ziemlich hellfarbig aus, etwa wie Kalbfleisch, und konnte auch im Geruch mit gebratenem Kalbfleisch verglichen werden. Bei Öffnen des Bündels fiel das Fleisch auseinander und es trat nun ein menschliches Schulterblatt zu Tage, ein Anblick, der bei uns Weissen ein lebhaftes Gefühl des Ekels erregte. Unsere Polizeijungen blickten auf die Wirua (es ist dies in der Sprache der Küsteneingeborenen auf der Gazellehalbinsel sowohl die Bezeichnung für »Menschenfleisch«, wie für »gewaltsam getötet werden« und »Leiche eines Erschlagenen«) als auf etwas ihnen durchaus gewohntes. Auf Befragen gaben die aus Nordneumecklenburg und den Salomonsinseln stammenden Polizeijungen an, dass in ihrer Heimat Menschenfleisch genau auf die gleiche Art zubereitet werde.

Die Angelegenheit fand, wie beiläufig bemerkt werden mag, später dadurch ihren Abschluss, dass den am Überfall beteiligten gewesenen Dörfern die Zahlung grösserer Muschelgeldbeträge und die Anlage eines breiten Weges auferlegt wurde, welche Forderungen sie auch erfüllten.

Es bleibt noch eine Frage zu erörtern: Werden auch Weisse von den Kannibalen des Archipels gefressen oder nicht?

In den Zeitungsberichten über die Ermordung von Europäern kehrt die schauerliche Angabe, dass die Leichen der Ermordeten von den Menschenfressern verzehrt seien, ebenso häufig wieder, wie in den

»Fliegenden Blättern« das Scherzwort von dem »gebratenen Missionar«. Tatsächlich ist, was den Bismarck-Archipel anbetrifft, in keinem einzigen der häufigen Fälle von Ermordungen Weisser durch die Eingeborenen — wenigstens so weit mir bekannt geworden ist — nachgewiesen, dass die Leiche eines Europäers gefressen worden wäre. Umgekehrt ist in allen Fällen, in welchen ich selbst die Sache untersuchen konnte, oder in welchen mir die Ergebnisse früherer amtlicher Untersuchungen vorlagen — von einem weiter unten zu erwähnenden Fall abgesehen — mit Sicherheit festgestellt worden, dass die Leichen der Weissen nicht gleich denen der Farbigen aufgefressen, sondern ins Meer geworfen oder sonst bei Seite geschafft sind.

Die Fälle, zum Teil aus den meiner Wirksamkeit im Archipel vorhergehenden Jahren, in welchen ich durch Vernehmung von Augenzeugen (meist gefangen genommenen und später entkommenen farbigen Arbeitern) die genauen Umstände des Mordes und der folgenden Vorgänge feststellen konnte, umfassen neben einigen Fällen auf Neumecklenburg auch einen Fall auf Bougainville (Salomonsinseln) und fünf Fälle in den Admiralitätsinseln. In den Fällen auf Neumecklenburg wie dem in den Salomonsinseln und bei vier von den in den Admiralitätsinseln verübten Mordtaten waren die Leichen der Weissen unberührt ins Meer geworfen worden, während die Leichen der gleichzeitig erschlagenen farbigen Arbeiter zum kannibalischen Schmaus Verwendung fanden. In dem fünften Fall, der Ermordung eines Händlers auf Komuli, bestand zunächst allgemein die Annahme, dass die Leiche des Ermordeten von den Manus, die die Mordtat begangen hatten, ge-

fressen sei. Der Leichnam war von den Wilden in einem Kanu mitgeführt worden, letztere hatten sich nachher gerühmt, dass sie den Weissen aufgefressen hätten. Wie eine spätere Untersuchung ergab, war diese letztere Behauptung unwahr. Bei der Rückfahrt der Manus von Komuli nach ihren Dörfern auf den Inseln Mok Mandrian und Balual war eine so hohe See aufgekommen, dass die Eingeborenen sich gezwungen sahen, das die Leiche des Weissen enthaltende Kanu treiben zu lassen. Ob die Manus ohne diesen Zufall ihre angebliche Absicht, den Leichnam des Ermordeten zu fressen, ausgeführt haben würden, muss im Hinblick auf die sonst gemachten Erfahrungen als zweifelhaft erachtet werden.

Auf der St. Matthiasinsel ist bei dem im Jahre 1901 erfolgten Überfall der Menckeschen Expedition die Leiche eines erschlagenen Weissen von den Eingeborenen weggeschleppt worden. Ob sie aufgefressen oder von der Insel entfernt und ins Meer geworfen ist, hat nicht festgestellt werden können, doch möchte ich letzteres für wahrscheinlicher halten.

Bei der letzten Mordtat auf der Gazellehalbinsel, dem Überfall der Pflanzungsstation Tobaule, wurden die Leichen der ermordeten Weissen — einer Frau und ihres Kindes — von den Kanakern unberührt am Tatort zurückgelassen.

Nach dem vorliegenden Material erscheint der Schluss gerechtfertigt, dass die Eingeborenen des Archipels im allgemeinen die Leichen von Weissen nicht fressen. Dass dies überhaupt nicht geschieht bezw. noch niemals vorgekommen ist, kann allerdings nicht mit Sicherheit behauptet werden. An anderen Stellen in der Südsee sind verbürgtermassen in früheren Jahren

wiederholt die Leichen von Europäern gefressen worden, so in Fidji, Tonga und Neuseeland, deren Bewohner auf einer viel höheren Stufe stehen und standen, als die Eingeborenen des Bismarck-Archipels. Auch in Britisch-Neuguinea ist erst in den letzten Jahren ein Fall festgestellt worden, in dem zwei erschlagene Weisse von den Kannibalen verzehrt sind. Die Möglichkeit des gleichen Vorkommnisses im Bismarck-Archipel kann hiernach nicht als ausgeschlossen erachtet werden.

Die Gründe dafür, dass im Bismarck-Archipel die Leichen ermordeter Europäer von den Eingeborenen im allgemeinen nicht gefressen, sondern ins Meer geworfen werden, können nicht in irgend welchen gemeinsamen Festsetzungen oder Überlieferungen gefunden werden, da es sich um Stämme in verschiedenen Inselgruppen handelt, welche keinerlei Verkehr miteinander haben und — dies steht zum mindesten für einen Teil der Eingeborenenbevölkerung fest — eine weit zurückreichende Überlieferung überhaupt nicht besitzen. Die Behauptung, welche mir mehrfach nicht als Scherz, sondern als wirklicher Erklärungsversuch begegnet ist, dass die Eingeborenen die Leichen der Europäer deshalb nicht verzehrten, weil ihr Fleisch salzig schmeckte und daneben häufig noch einen Beigeschmack von Tabak und Alkohol hätte, kann für den Bismarck-Archipel nicht ernsthaft genommen werden. Selbst angenommen, dass an irgend einer Stelle des Archipels die Eingeborenen einmal die Leiche eines Weissen gefressen und dabei gefunden hätten, dass das Fleisch einen von dem der Farbigen abweichenden Geschmack hätte, so könnte die Kunde davon doch bei der Abgeschlossenheit der einzelnen Stämme nur auf einem beschränkten örtlichen

Gebiet sich verbreitet haben. Gänzlich ausgeschlossen ist es beispielsweise, dass die Nachricht davon etwa von Neupommern nach den Admiralitätsinseln, oder von Neuhannover nach den Salomonsinseln hätte gelangen können. Wahrscheinlich stammt die Angabe über den Salzgeschmack aus Fidji, da bereits in älteren Büchern über die Bewohner dieser Inselgruppe erwähnt wird, dass das Fleisch der Weissen bei den Fidjianern als ungesund gelte und auch unschmackhaft salzig sei. Die Zusätze von Tabak und Alkohol verdanken wohl lediglich dem Erfindungsgeist irgend eines kühnen Forschungsreisenden ihre Entstehung.

Die Gründe für die Enthaltsamkeit der Kannibalen Weissen gegenüber müssen vielmehr in Anschauungen und Empfindungen gesucht werden, welche den Eingeborenen des Archipels gemeinsam sind. Die Scheu vor dem Unbekannten und Ungewohnten, welche auch den Europäer veranlasst, ihm unbekannte Tiere nicht ohne Not zu geniessen, mag ihren Anteil daran haben, dass die Eingeborenen die Leichen der Weissen nicht wie die der Farbigen verzehren. In erster Linie aber dürfte der Grund in dem Aberglauben zu suchen sein, der alle in Betracht kommenden Kanaker gleichmässig beherrscht. Es ist natürlich, dass die Eingeborenen, welche schon einzelnen ihrer eigenen Stammesgenossen Zauberkräfte zuschreiben, den Europäern, welche sie im Besitz von Eisenwaren, Gewehren und anderen Sachen unbekannter Herstellungsart sehen, viel grössere Hexenkünste zutrauen. Beispielsweise begegnete ich selbst bei solchen Eingeborenen, welche schon jahrelang als angeworbene Arbeiter auf Pflanzungen von Europäern tätig gewesen waren, der Anschauung, dass die Dampfschiffe von Tamberan (Geistern) gebaut

würden, die den Weissen dienstbar seien. So ist der Europäer für den Kanaker immer ein Wesen, dessen Kräfte er nicht auskennt. Wenngleich der Eingeborene oft genug den Mut zu einem heimtückischen Überfall auf den Weissen findet, so bleibt ihm doch selbst der Leichnam des letzteren noch unheimlich. Er fühlt sich nicht sicher, ob in dem Körper des Ermordeten nicht noch geheime Zauberkräfte stecken, die demjenigen, der davon etwas verzehren würde, Tod oder Krankheit bringen könnten. Es fehlt ihm die Erfahrung, ob man ungestraft die Leichen der Weissen wie die der Farbigen fressen kann. So zieht er es vor, den Leichnam des Europäers nicht zu verzehren, sondern ihn ins Meer zu werfen, damit jede Verbindung zwischen dem Körper und dem Wohnort der Eingeborenen abgeschnitten und den etwa im Leichnam steckenden Zauberkräften die Möglichkeit genommen ist, sich gegen die Mörder wirksam zu erweisen.

Kapitel XX.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Bismarck-Archipels.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Bismarck-Archipels stand im Anfang ausschliesslich unter dem Zeichen des Handels. Beginnend mit dem Jahre 1883 begann langsam der Plantagenbau daneben eine Rolle zu spielen, seit Mitte der 90er Jahre in schnell wachsendem Masse, so dass er im Anfang des neuen Jahrhunderts bereits dem Handel den Rang streitig machte. Hand in Hand mit der fortschreitenden Entwicklung des Handels und Plantagenbaues ging ein Anwachsen der weissen Bevölkerung.

Den Hauptgegenstand des Handels bilden Copra, der geschnittene Kern der Kokosnuss, daneben Trepang (Holothurien oder Seewalzen, die in getrocknetem Zustande nach China erportiert werden), ferner Schildpatt, Green Snail Shells (Burgosmuscheln), Elfenbeinnüsse (zur Knopffabrikation benutzt) und Perlschalen. Die begehrtesten goldrandigen Perlschalen (Goldlips) kommen allerdings meist in Tiefen vor, welche nur mit Taucherapparaten erreicht werden können. Seit einigen Jahren ist in den Admiralitätsinseln zur Ausbeute der dort befindlichen Perlschalenbänke die Perlfischereigesellschaft Hamilton & Wolff tätig, welche mit ca. zwölf kleinen Fahrzeugen die Perlfischerei betreibt.

In den Archipel eingeführt werden europäische Artikel verschiedenster Art, Zeuge, Eisenwaren, Tabak, Konserven usw.

Über den Umfang des Handels in früheren Jahren stehen nur wenige zuverlässige Angaben zu Gebote. Die Schätzungen der Gesamtcopraausfuhr der beiden deutschen Firmen (Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln und Hernsheim & Co.), aus dem Bismarck-Archipel für das Jahr 1883 bewegen sich zwischen 1350 und 2000 Tonnen. 1892 wurden über 2000 Tonnen Copra aus dem Archipel ausgeführt. Die Ausfuhr der Haupthandelsprodukte betrug: 1895 2437 Tonnen Copra, 145 Tonnen Trepang, 1896 2367 Tonnen Copra, 194 Tonnen Trepang, 1897 2395 Tonnen Copra, 155 Tonnen Trepang, 1898 3632 Tonnen Copra, 302 Tonnen Trepang. Man kann schätzen, dass der Wert des Gesamthandels (Ein- und Ausfuhr) sich von etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Millionen Mark im Jahre 1883 auf etwa $1\frac{3}{4}$ Millionen Mark im Jahre 1898 gesteigert hat.

Eine genaue Ein- und Ausfuhrstatistik (nach dem Wert) gibt es erst seit dem 1. April 1898. Über die Entwicklung des Handels, insbesondere des Ausfuhrhandels, geben von diesem Zeitpunkt ab folgende beiden Tabellen Aufschluss:

I. Statistik des Handels
des Bismarck-Archipels.

Zeitraum		Wert der Einfuhr Mk.	Wert der Ausfuhr Mk.	Wert des Gesamthandels Mk.
1. April bis 31. März	1898/1899	1 060 000	939 110	1 999 110
„	1899/1900	1 240 925	907 282	2 148 207
„	1900/1901	1 287 685	796 412	2 084 097
„	1901/1902	1 330 530	1 190 701	2 521 231
„	1902/1903	1 637 433	918 994	2 556 427

II. Statistik des Ausfuhrhandels
aus dem Bismarck-Archipel.

Ware	1. April 1898 31. März 1899 Mk.	1899/1900 Mk.	1900/1901 Mk.	1901/1902 Mk.	1902/1903 Mk.
Copra . . .	726 400	651 141	577 187	988 611	707 703
Trepang. . .	120 800	110 634	75 124	45 312	38 788
Baumwolle .	72 000	71 800	27 872	24 937	13 041
Perlschalen .	7 500	32 184	98 056	62 344	136 476
Schildpatt . .	5 760	31 908	8 100	13 340	6 410
Verschiedene Waren . .	6 650	9 613	10 073	16 680	16 576
Gesamtausfuhr . . .	939 110	907 282	796 412	1 190 701	918 994

Der Handel hat sich im ganzen in ständig aufsteigender Linie entwickelt, obwohl im einzelnen manche Schwankungen stattgefunden haben. Die Verminderung des Jahres 1900 beruhte auf der Verkleinerung des Archipels durch Abtretung der mit Handelsstationen versehenen Shortland- und Lord Howe-Inseln an England. Der Ausfall an Kopra im letzten Jahr war durch die die Ernte beeinträchtigende abnorme Trockenheit verursacht. Für die Zukunft ist eine beständige Steigerung der Kopraausfuhr mit Zunahme der Erträge der Kokosnussplantagen zu erwarten, von denen bisher nur ein kleiner Teil trägt. Dagegen ist die Trepangausfuhr seit Jahren in Herabminderung begriffen, da die ertragreichen Stellen zum grossen Teil abgefischt sind.

Im Einfuhrhandel des letzten Jahres nahm Australien mit 626 895 Mk. den ersten Platz ein, dann folgten

Deutschland mit 591 716 Mk., Asien mit 230 251 Mk., England mit 115 785 Mk., Amerika mit 58 579 Mk., die übrigen Länder mit 14 207 Mk. In Ausfuhrgüter teilten sich zu etwa gleichen Teilen Deutschland, England, Australien und Asien.

Die Entwicklung des Plantagenbaus ergibt sich aus folgenden Zahlen:

Die erste Plantage im Bismarck-Archipel, die 1883 von dem Engländer Farrel angelegte Baumwoll- und Kokosnusspflanzung Ralum auf der Gazellehalbinsel umfasste 1890 erst etwa 150 bepflanzte Hektar. In diesem Jahr begann die Neu-Guinea-Kompagnie mit der Anlegung der Pflanzung Herbertshöhe. 1895 hatte die Gesamtfläche des auf der Gazellehalbinsel bepflanzten Areals noch nicht 1000 *ha* erreicht. Seitdem ging es in schnellerem Tempo vorwärts. 1898 waren bereits gegen 2000 *ha*, 1900 gegen 3000 *ha*, 1902 4626 *ha*, Anfang 1903 6645 *ha* bepflanzt. Von diesen waren 6463 *ha* mit Kokosnüssen bestanden, einige hundert Hektar gleichzeitig mit Baumwolle, der Rest mit Kaffee, Kapok und einige Hektar mit Kakao. Die früher in grösserem Umfange betriebene Baumwollkultur ist planmässig eingeschränkt worden, da die Ernte häufig durch Unbeständigkeit der Witterung beeinträchtigt wurde. Die grössten Pflanzungen waren 1903 die der Neu-Guinea-Kompagnie mit ca. 2000 *ha* und die der Frau Kolbe mit ca. 1500 *ha*. An länger bestehenden Pflanzungen sind daneben besonders die der Mission vom heiligsten Herzen Jesu (Anfang 1903 ca. 700 *ha*) und die Moutonsche Plantage (ca. 400 *ha*) hervorzuheben, ferner die kleinere Parkinsonsche Plantage zwischen Maulapao und Raluana (1899 begonnen). Daneben sind im Laufe der letzten Jahre auf der Gazellehalbinsel noch einige

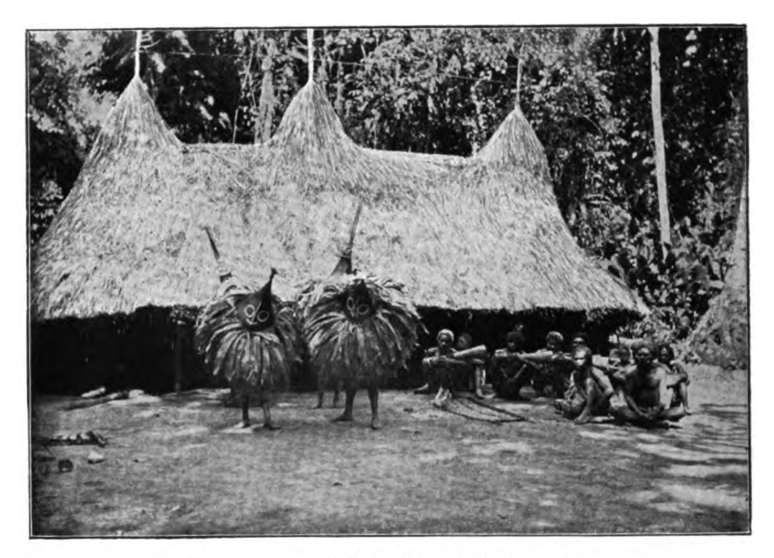


Abb. 32. Dukduk (Gazellehalbinsel).



Abb. 33. Kämpfende Salomonsinsulaner.

neue Plantagen angelegt worden, insbesondere von Kaumann & von Blumenthal in Kurakakaul und Natawa (Anfang 1903 über 200 *ha* bepflanzt), Wolff in Paparatawa (Anfang 1903 100 *ha* bepflanzt), Guyot in Kabaira, Rodatz in Rabaul, Rondahl in Kabakaul, Lohn in Löndip.

In der nahegelegenen Neulauenburggruppe hat auf der Hauptinsel die Mission vom heiligsten Herzen Jesu mit Anlegung einer Pflanzung begonnen, auf der Insel Ulu die australisch-wesleyanische Mission. Die kleine Insel Kabakon in derselben Gruppe ist von der Firma Forsayth bepflanzt. Auf Neumecklenburg ist in Kaewieng (bei Nusa) eine Gouvernementsplantage angelegt; ferner sind auf einigen Inseln des Nusafahrwassers Pflanzungen in der Anlage begriffen. Endlich ist auf einer Reihe entfernterer kleinerer Inselgruppen mit der Anlegung von Plantagen begonnen worden, so von der Firma Forsayth auf Nugarea, der Hauptinsel der Feadgruppe, auf den Tasman- und Carteretinseln, sowie auf Nissan, ferner von dem Kaufmann Wahlen, früherem Prokuristen der Firma Hernsheim & Co., auf Ninigo (Schachbrettinseln) und den Hermitsinseln.

Zur Ausnutzung der vorhandenen Holzbestände sind zwei Sägewerke begründet worden, eins von der Neu-Guinea-Kompagnie am Warangoi (Ostküste der Gazellehalbinsel), das andere von der Mission vom heiligsten Herzen Jesu am Toriu an der Westküste der Gazellehalbinsel.

Die weisse Bevölkerung des Archipels (einschliesslich der Personen halbsamoanischer Abstammung) belief sich 1883 auf etwa 30 Köpfe, 1891 auf 60 Männer und mehrere Frauen und Kinder, 1894 auf 112 Köpfe,

1895 auf 123, 1897 auf 181, 1898 auf 185, 1899 auf 200, 1900 auf 230, 1901 auf 204. (Der Rückgang wurde durch die Abtretung eines Teils der Salomonsinseln an England veranlasst.) Am 1. Januar 1903 war die weisse Bevölkerung auf 277 angewachsen, und zwar 216 Männer, 41 Frauen und 19 Kinder. Davon waren 182 Deutsche, 50 Engländer, 21 Holländer, die übrigen Franzosen, Schweden, Amerikaner usw. Ausserdem lebten 91 Chinesen und 39 Samoaner und Fidjianer im Archipel.

Sitz der Verwaltung, zugleich des Gouvernements für das ganze Schutzgebiet Deutsch-Neu-Guinea, ist Herbertshöhe mit der Nebenpolizeistation Toma am Varzin im Innern der Gazellehalbinsel. Eine zweite Verwaltungsstation mit Polizeitruppe befindet sich in Kaewieng bei Nusa in Nordneumecklenburg. Eine fernere Polizeistation wird in dem Rosselgebirge in Südneumecklenburg angelegt.

Die Ausgaben für die Verwaltung und Rechtspflege im Bismarck-Archipel waren während der Dauer der Ausübung der Landeshoheitsrechte durch die Neu-Guinea-Kompagnie gering und überschritten in den letzten Jahren vor Rücknahme der Landeshoheit durch das Deutsche Reich nicht die eigenen Verwaltungseinnahmen des Archipels, welche sich 1898/99 auf ca. 50 000 Mk. beliefen. Nach Übergang der Landeshoheit auf das Reich sind mit Hilfe von Zuschüssen aus Reichsmitteln erheblich grössere Aufwendungen gemacht worden, in erster Linie, um in weiten Gebieten gesicherte Zustände zu schaffen. Neben Anlegung der notwendigen Stationen haben besonders die Beschaffung eines seetüchtigen Gouvernementsdampfers und die Vermehrung der Polizeitruppe erhebliche Ausgaben verursacht. Der Reichszuschuss für das ganze

Schutzgebiet Deutsch-Neu-Guinea, den Bismarck-Archipel und Kaiser-Wilhelmsland umfassend (jedoch ohne die Karolinen, Palau und Marianen) betrug seit 1900 jährlich zwischen 848500 und 882500 Mk. (1903). In diesem Betrag sind aber die 400 000 Mk. mit enthalten, welche das Reich auf die Dauer von zehn Jahren vertragsmässig an die Neu-Guinea-Kompagnie zu zahlen hat. Die eigenen Einnahmen des Schutzgebiets sind verhältnismässig gering geblieben, da nicht, wie in den meisten anderen Kolonien, allgemeine Einfuhrzölle erhoben werden, sondern nur wenige bestimmte Gegenstände verzollt werden. Die eigenen Einnahmen betrugen 1900 ca. 75 000 Mk. und wurden im Etat für 1903 auf 107 500 Mk. veranschlagt.

Wie sich aus dem vorstehenden Überblick[1]) ergibt, hat der Bismarck-Archipel eine beständig aufsteigende Entwicklung genommen. Der Handel ist erheblich angewachsen, die Plantagen haben an Zahl wie an Grösse beständig zugenommen, die weisse Bevölkerung hat sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Doch trotz des erfreulichen Bildes, welches diese Fortschritte gewähren, lässt sich nicht leugnen, dass die bisherige wirtschaftliche Entwicklung des Bismarck-Archipels sich innerhalb bescheidener Grenzen bewegt hat. Eine weisse Bevölkerung von 277 Köpfen, ein bepflanztes Areal von zusammen etwa 6600 *ha* und ein jährlicher Handelsumsatz von etwa $2^1/_2$ Millionen Mark (Ein- und Ausfuhr zusammen genommen) will für ein Gebiet von der Grösse des Bismarck-Archipels nicht viel heissen. Nur ein geringer Bruchteil des im Archipel vorhandenen fruchtbaren Landes ist von den Weissen bisher kulti-

1) Vgl. auch oben Kapitel IV, S. 57ff.

viert worden, und selbst, wenn man alles von den Eingeborenen kultivierte Land, von welchem im Wege des Handels den Europäern Produkte zufliessen, als in wirtschaftlicher Ausnutzung befindlich, den Plantagen hinzurechnet, so bleibt immer noch der grösste Teil des nutzbaren Landes über, der nur von Urwald oder von dem hohen Alang-Alanggras bestanden ist.

Es möchte auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, dass der Bismarck-Archipel in den etwa 30 Jahren, die seit der Niederlassung der ersten Ansiedler verflossen sind, keine Entwicklung grösseren Stiles genommen hat, als die bisher tatsächlich erfolgte, die zwar anhaltend günstig war, aber sich doch in bescheidenem Rahmen bewegte.

Dass die Entwicklungsfähigkeit des Handels mit den Eingeborenen nur eine beschränkte ist, leuchtet zwar ein, wenn man die dünne Eingeborenenbevölkerung des Archipels und die äusserst niedrige Kulturstufe, auf der sich dieselbe fast durchweg befindet, ins Auge fasst. Sehr günstig lagen die Bedingungen nur für diejenigen Handelsfirmen, welche zuerst den Handel mit den Eingeborenen begannen. Sie konnten zunächst ohne Konkurrenz den Tauschhandel betreiben und dabei so hohe Gewinne erzielen, dass auch durch die öfteren Plünderungen von Handelsstationen durch die Kanaker das Resultat nicht in Frage gestellt wurde. Landesprodukte, insbesondere Kokosnüsse, waren genügend vorhanden, um den ersten Firmen einen ergiebigen Handel zu sichern. Später verschlechterten sich mit dem Entstehen neuer Handelsfirmen und dem damit verbundenen Auftauchen der Konkurrenz die Bedingungen, doch glich sich dies zum Teil dadurch aus, dass einige Gegenden dichter mit Händlern be-

setzt und entsprechend intensiver bearbeitet wurden, und dass auch noch einzelne neue Gebiete in den Handel einbezogen wurden. Doch war um die Jahrhundertwende schon nahezu die Grenze erreicht, welche dem Handel mit den Eingeborenen durch die natürlichen Verhältnisse des Landes und der Eingeborenenbevölkerung gezogen ist. Eine Steigerung des Handelsertrages vermittels intensiverer Bearbeitung durch Vermehrung der Zahl der Handelsstationen ist zwar in manchen Gegenden noch möglich. In einzelnen Gebieten sind indessen bereits jetzt die Handelsstationen so nahe aneinander gerückt, dass die Grenze der Existenzmöglichkeit durch den Ertrag des Eingeborenenhandels für weisse Händler erreicht ist. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich später noch als lohnend erweisen wird, auf einzelnen, bisher überhaupt noch nicht mit Handelsstationen versehenen Inseln Händler einzusetzen. Doch trotz dieser Möglichkeiten der Steigerung des Handelsertrages muss im ganzen der Eingeborenenhandel als wenig über seinen jetzigen Umfang hinaus entwicklungsfähig erachtet werden. Eine erhebliche Zunahme infolge Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung oder einer wesentlichen Steigerung ihrer Bedürfnisse ist meines Erachtens nicht zu erwarten. Die Gründe, welche gegen eine Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung sprechen, sind oben (Kap. III) dargelegt. Die Bedürfnisse der Eingeborenen an europäischen Erzeugnissen sind selbst in den Gebieten, welche am längsten der zivilisatorischen Einwirkung der Weissen unterstanden haben, so gering, dass zu ihrer Befriedigung im Wege des Handels die vorhandenen Kokosnussbestände ausreichen, ja häufig genug nicht einmal von den Eigentümern voll ausgenutzt werden.

Ungleich bessere Aussichten auf eine bedeutende Entwicklung hat jedoch der Plantagenbau. Für Pflanzungszwecke geeignetes, fruchtbares Land ist auf allen grösseren Inseln in Menge vorhanden. Auch sonst liegen, wie weiter unten erörtert werden wird, die Verhältnisse für den Plantagenbau im Archipel günstig, in einzelnen Beziehungen günstiger, als in manchen weit vorgeschritteneren Plantagengebieten. Die Gründe, weshalb trotzdem und trotz der geradezu glänzenden Entwicklung einzelner Plantagen, speziell der Pflanzung Ralum, und seit Mitte der 1890er Jahre der Pflanzung Herbertshöhe der Neu-Guinea-Kompagnie, doch bisher nur ein verhältnismässig geringer Teil des vorhandenen kulturfähigen Landes für Plantagenbau benutzt ist, liegen nicht so auf der Hand, wie die Ursachen des geringen Umfanges des Handels mit den Eingeborenen. Um ein richtiges Bild von den Möglichkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung des Bismarck-Archipels für die Zukunft zu gewinnen, erscheint es geboten, diese Gründe, welche bisher auf die Entwicklung des Plantagenbaues hemmend eingewirkt haben, etwas näher zu betrachten.

Es ist vorauszuschicken, dass der Bismarck-Archipel im allgemeinen als Pflanzungsgebiet nur für das Grosskapital in Betracht kommt. Die klimatischen und Bodenverhältnisse erfordern die Ausführung der Pflanzungsarbeiten durch farbige Arbeiter. Diese sind aber in ausreichender Zahl nicht aus den umwohnenden Eingeborenen zu gewinnen, sondern müssen auf anderen Inseln des Archipels durch eigene oder gecharterte Schiffe von dem Pflanzungsunternehmer angeworben, oder, was noch kostspieliger ist, aus anderen Gebieten in den Archipel eingeführt werden. Auf Erträge ist bei

den in erster Linie in Betracht kommenden Kulturen erst nach einer Reihe von Jahren zu rechnen. Ein selbständiges Pflanzungsunternehmen erfordert bei Sachlage ein erhebliches Kapital.

Einige Pflanzungsunternehmungen auf der Gazellehalbinsel haben sich zwar ohne grösseres Anfangskapital emporgerungen. Doch in diesen Fällen handelte es sich einmal um Personen, welche durch langjährigen Aufenthalt im Archipel mit den Verhältnissen des Landes und der Eingeborenen genau vertraut geworden waren. Ausserdem aber gab der Handel mit den Eingeborenen die finanzielle Grundlage für die Pflanzungsunternehmungen ab. Nur dadurch, dass die Handelserträge für die Anlegung und Erweiterung der Plantagen verwandt wurden, haben letztere sich entwickeln können.

Bei einigen anderen, in den letzten Jahren gegründeten Pflanzungen ist die Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung dadurch behoben, dass eine über Schiffe verfügende Handelsfirma die Anwerbung von Arbeitern für die Plantagen übernommen hat. In diesem Fall werden Pflanzungen auch bei geringerem Kapital prosperieren können.

Eine gedeihliche Entwicklung solcher Pflanzenunternehmungen mit geringem Kapital, welche weder Arbeiter von einer Firma geliefert erhalten, noch den Handel mit den Eingeborenen als Hilfsmittel benutzen können, steht indessen kaum zu erwarten.

Neue, grössere Pflanzungsunternehmungen im Bismarck-Archipel würden damit rechnen müssen, sich selbst die Arbeiter zu beschaffen. Für solche Unternehmungen ist ein Kapital von wenigstens einigen hunderttausend Mark für erforderlich zu erachten.

Das Grosskapital, für welches der Bismarck-Archipel

ein hervorragend günstiges Plantagengebiet darstellt, hat sich nun bisher, von den wenigen oben erwähnten Gesellschaften abgesehen, von dem Inselgebiet ferngehalten. Der Hauptgrund dafür ist wohl darin zu suchen, dass der Bismarck-Archipel bis in die letzte Zeit zu sehr hinter dem breiten Rücken Neu-Guineas verschwand und in seinen Vorzügen zu wenig bekannt geworden ist. Der Archipel wurde bei seiner Inbesitznahme dem »Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie« zugeteilt und erschien in Berichten und sonst von jeher nur als ein Annex zum Festland Neu-Guinea, auf welchem die Neu-Guinea-Kompagnie anfangs ausschliesslich und später überwiegend ihre Tätigkeit entfaltete. Auch jetzt noch bildet der Archipel einen Teil des Schutzgebietes »Deutsch-Neu-Guinea«. Neu-Guinea bedeutet aber überwiegend in der öffentlichen Meinung: Ungesundes Klima, mörderische Eingeborene und Misserfolge.

Inwieweit diese Kritik im einzelnen auf Neu-Guinea zutrifft, soll hier nicht eingehender untersucht werden. In dem deutschen Teil der Insel, Kaiser-Wilhelmsland, spielen die Eingeborenen nur eine geringe Rolle und können keinenfalls als ein ernsthaftes Hindernis für die Entwicklung des Gebietes betrachtet werden. Das Klima dagegen ist sehr ungesund; Malaria und Schwarzwasserfieber haben nicht nur einen beständigen Wechsel des weissen Personals — von wenigen Ausnahmen abgesehen —, sondern bisweilen selbst ein völliges Stocken der Arbeit herbeigeführt. Eine Reihe von Europäern ist gestorben, eine grössere Anzahl musste krankheitshalber vor Ablauf der Kontraktszeit das Land verlassen. In die Reihen der eingeführten farbigen Arbeiter, sowohl der Chinesen und Malaien, wie auch

der aus dem Bismarck-Archipel stammenden Eingeborenen, haben die klimatischen Krankheiten gewaltige Lücken gerissen. Ein grosser Teil der mannigfachen Misserfolge, welche die bisherigen Kulturarbeiten in Kaiser-Wilhelmsland aufzuweisen hatten, ist auf diese Wirkungen des Klimas zurückzuführen, obwohl auch andere Ursachen mitgewirkt haben. In dem englischen und holländischen Teil Neu-Guineas ist noch weniger an wirtschaftlichen Arbeiten geleistet, als im deutschen Teil, und insbesondere noch kein Plantagenbau in nennenswertem Umfange betrieben worden.

Zum Teil sind hiernach die über Neu-Guinea verbreiteten Anschauungen, was den bisherigen Gang der Entwicklung betrifft, nicht unbegründet. Für eine fernere Zukunft dürfte allerdings die mächtige Insel noch weit grössere Entwickelungsmöglichkeiten bieten, als der Bismarck-Archipel. Neu-Guinea enthält gewaltige, fruchtbare Gebiete, und wird, auch abgesehen von der mineralischen Ausbeute, auf welche zu hoffen auch in dem deutschen Teil bisherige Funde berechtigen, zweifellos eine grosse Rolle in der Zukunft spielen. Wann dies der Fall sein wird, kann allerdings niemand sagen. Nur das eine ist sicher, dass zu einer Erschliessung des jungfräulichen Landes erheblich grössere Mittel an Geld und Menschen gehören, als bisher aufgewendet sind.

Die teilweise nicht unzutreffenden Vorstellungen von dem bisherigen Verlauf der Entwicklung Neu-Guineas sind unberechtigterweise vielfach auch auf den weniger bekannt gewordenen Bismarck-Archipel übertragen worden. Nicht nur in Deutschland ist das geschehen. Selbst in der holländischen Kolonie Java konnte ich bei meinem Aufenthalt in derselben 1898 oft genug hören, dass der Archipel dort den schlechten Ruf der

Hauptinsel teilte. So kann es nicht wunderbar erscheinen, dass keine Neigung für das Kapital vorhanden war, sich diesem fernen Zubehör des ungesunden Neu-Guinea zuzuwenden, um so weniger, als durch die ab und zu die Zeitungen durchlaufenden Nachrichten von den Mordtaten der Kannibalen in dem mit den Verhältnissen nicht vertrauten Leser die Vorstellung erweckt werden mochte, dass im Archipel jeder Europäer beständig der Gefahr von Überfällen durch die Eingeborenen ausgesetzt sei. Nur in den englisch-australischen Kolonien, welche von jeher Anteil an dem Handel des Bismarck-Archipels gehabt haben, ist stellenweise eine bessere Kenntnis der Verhältnisse in diesem Teil des deutschen Schutzgebiets vertreten. Es ist bereits im Laufe des letzten Jahres in Australien unter deutscher Beteiligung ein Konsortium ins Leben gerufen, dessen Ziel die Bildung einer kapitalkräftigen Gesellschaft zur Besiedelung des Bismarck-Archipels und Anlegung von Plantagen in dem Inselgebiet war. Das Unternehmen ist allerdings nicht zur Ausführung gelangt.

Ein weiteres Hindernis für die Entwickelung des Archipels bildete bis zur Rücknahme der Landeshoheit durch das Reich 1899 der Umstand, dass der Neu-Guinea-Kompagnie in dem Schutzgebiet das ausschliessliche Recht zustand, Land von den Eingeborenen zu erwerben und herrenloses Land in Besitz zu nehmen. Die Entscheidung darüber, ob im Bismarck-Archipel solches Land Fremden zu überlassen sei, hatte sich die Direktion der Kompagnie in Berlin vorbehalten. Wer an Ort und Stelle Land aussuchte und es käuflich erwerben wollte, hatte mindestens drei Monate auf das Eintreffen der Antwort aus Berlin zu warten. Zudem hatte sich in weiten Kreisen die Anschauung festgesetzt,

dass die Neu-Guinea-Kompagnie keine Neigung zu Landabtretungen an andere in ihrem Schutzgebiet habe. Dass unter diesen Umständen, abgesehen von den Firmen und Personen, welche von früher her über Grundeigentum im Archipel verfügten, keine grosse Unternehmungslust vorhanden war, kann nicht wundernehmen.

Seit dem 1. April 1899 ist dieser letztere Grund weggefallen. Das Gouvernement gibt überall im Archipel Land zu billigen Preisen ab (zu 1—5 Mk. pro Hektar, neben den meist geringfügigen Kosten des Erwerbs von den Eingeborenen, soweit es sich um diesen gehöriges Land handelt). Eine Anzahl neuer Pflanzungen ist seitdem gegründet worden, ohne dass sich jedoch das Grosskapital dem Archipel in verdientem Masse zugewendet hätte.

Die Voraussetzungen für den Plantagenbau im Grossbetriebe sind im Bismarck-Archipel in vielen Beziehungen ausserordentlich günstige. Gewaltige Flächen fruchtbarsten Bodens harren noch der Kultivierung. Von einigen bereits im Privatbesitz befindlichen Gebieten, insbesondere an der Nord- und Ostküste der Gazellehalbinsel abgesehen, ist überall im Archipel für Pflanzungszwecke geeignetes Land zu haben. Die tropischen Nutzpflanzen, welche bisher im Archipel angebaut sind, weisen gutes Gedeihen auf. Neben Kokosnüssen, Baumwolle, Kapok, Kaffee, die schon früher gebaut wurden, sind neuerdings auch mit gutem Erfolg Kakao und versuchsweise Vanille, Ficus elastica, Kastilloa, Teakholz, Pfeffer gepflanzt worden.

Das Klima ist, was Temperatur anbetrifft, in den meisten Gebieten des Bismarck-Archipels recht erträglich und beispielsweise bedeutend angenehmer, als an

vielen Plätzen der intensiv kultivierten holländischen Musterkolonie Java. Orkane, welche auf manchen Inselgruppen der Südsee, z. B. Fidji, die Pflanzungen verwüsten und bisweilen auf Jahre hinaus jede Aussicht auf Ernte vernichten, treten im Archipel nicht auf.

Gute Häfen gibt es an verschiedenen Stellen im Archipel, auch sonst sind im allgemeinen, von einigen Küstenstrecken abgesehen, die Landungsverhältnisse nicht ungünstig. Die Dampferverbindungen von Herbertshöhe nach Singapore einerseits, Sydney andererseits (durch dreiwöchentlich anlaufende Dampfer des Norddeutschen Lloyd, sowie in grösseren Abständen durch einen Dampfer der australischen Firma Burns, Philp & Co.), erleichtern die Verwertung der Pflanzungserzeugnisse und ermöglichen die direkte Einfuhr von Gegenständen für den Pflanzungsbetrieb. Der Wegebau ist auf der Gazellehalbinsel und Nordneumecklenburg in gutem Fortschritt begriffen und in einzelnen Gebieten, in welchen die Eingeborenen auf Anordnung der Verwaltung Wege angelegt haben, dem Plantagenbau nicht unbeträchtlich vorangeeilt.

Die von Überfällen der Eingeborenen drohenden Gefahren kommen für grössere Pflanzungsunternehmungen, welche über eine erhebliche Anzahl von farbigen Arbeitern verfügen, an sich kaum in Betracht. Nur für den kleineren Pflanzer oder Händler, der eine geringe Anzahl von Arbeitern im Dienst hat, bestehen ausserhalb der von den Verwaltungsstationen Herbertshöhe und Kaewieng aus unter beständiger Kontrolle gehaltenen Gebiete zurzeit in dieser Hinsicht noch Gefahren. Doch können, wenngleich vereinzelte Mordanfälle auch weiterhin noch vorkommen dürften, die Feindseligkeiten der in viele kleine Stämme zersplitterten Eingeborenen

nicht als ernsthaftes Hindernis für die fernere Entwicklung des Archipels angesehen werden. Das Gebiet, in welchem gesicherte Zustände herrschen, ist in beständiger Zunahme begriffen. Bei Ausdehnung der Pflanzungstätigkeit über die Grenzen dieses Gebiets hinaus würde die Verwaltung zweifellos willens und in der Lage sein, den neuen Unternehmungen wirksamen Schutz zu gewähren.

Einer eingehenden Erörterung bedürfen die gesundheitlichen Verhältnisse des Bismarck-Archipels und die Arbeiterverhältnisse, welche beide von schwerwiegendster Bedeutung für die künftige Entwicklung des Inselgebiets sind.

Die gesundheitlichen Verhältnisse im Bismarck-Archipel sind zwar ungleich besser, als in Neu-Guinea. Trotzdem erfordern tropische Krankheiten Opfer unter Weissen wie Farbigen. Als gefährlichster Feind der Europäer ist in den letzten Jahren das Schwarzwasserfieber aufgetreten. Dieses Fieber, dessen hauptsächliche äussere Erscheinungen Schwarzwerden des Urins und gelbe Färbung der Haut sind, ist nach Dr. Danneil[1]) zum erstenmal im Jahre 1896 im Bismarck-Archipel aufgetreten. Seitdem sind mehrfach Fälle vorgekommen, von denen einige tötlich verliefen.

Schwere Malariafälle sind im Archipel nicht häufig, solche mit tötlichem Ausgang sind selten und kommen fast nur bei Personen vor, deren Kräfte durch langjährigen Tropenaufenthalt und häufige frühere Fieberanfälle geschwächt sind. An leichten Malariaanfällen

1) Vgl. Bericht des Dr. med. Danneil in den „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel", Jahrgang 1897, der auch über die klimatischen Verhältnisse des Archipels wertvolle Angaben enthält.



hat dagegen fast jeder Weisse zu leiden, der sich längere Zeit im Archipel aufhält. Die Malaria hat mit fortschreitender Erkenntnis und besonders durch die Untersuchungen der Kochschen Malariaexpedition manches von ihren Schrecken verloren. Durch richtigen Chiningebrauch kann der Europäer sich in gewissem Umfange gegen die Krankheit schützen. Doch trotzdem werden Malaria und Schwarzwasserfieber leider auch in Zukunft eine wichtige Rolle im Bismarck-Archipel spielen.

Dass in letzterem die wirtschaftliche Entwicklung durch diese Krankheiten wesentlich aufgehalten oder beeinträchtigt werden wird, wie in Kaiser-Wilhelmsland, ist indessen nicht zu befürchten. Die Fieber treten im Archipel nicht mit der Häufigkeit und Stärke auf, wie in Neu-Guinea. Es ist im Bismarck-Archipel durchaus die Regel, dass die Europäer dauernd arbeitsfähig und auf ihren Posten bleiben, vorausgesetzt, dass sie eine den klimatischen Verhältnissen angemessene Lebensweise führen und die nötigen Erholungsreisen in ein kälteres Klima machen. Es gibt mehrere Weisse, sowie einige Frauen halbsamoanischer Abstammung im Archipel, welche seit über 20 Jahren dort wohnen und sich noch jetzt verhältnismässig guter Gesundheit erfreuen. Unter ersteren befinden sich ein paar Händler, welche ununterbrochen im Archipel gelebt haben, ohne je ein kälteres Klima aufzusuchen. In der Leitung der Hauptunternehmungen im Bismarck-Archipel, sowohl was kaufmännische Firmen als Pflanzungen anbetrifft, ist seit einer Reihe von Jahren kein Wechsel vorgekommen, lediglich Vertretungen bei Abwesenheit der betreffenden Leiter auf Erholungsurlaub haben stattgefunden. Von den katho-

lischen Missionaren haben sich manche zehn Jahre ohne Unterbrechung auf der Gazellehalbinsel aufgehalten, um dann nach einem kürzeren Aufenthalt im kühlen Klima wieder dorthin zurückzukehren. Wesleyanische Missionare haben mit weisser Frau und Kindern jahrelang, in einem Fall sechs Jahre ohne Unterbrechung, in anderen Fällen noch länger mit Einschiebung eines Erholungsurlaubs, auf der Gazellehalbinsel bezw. Neulauenburg gewohnt. Auch andere weisse Frauen haben jahrelang im Bismarck-Archipel gelebt, ohne an mehr als vorübergehenden Fiebern zu leiden. Einige gesunde weisse Kinder sind im Archipel geboren worden.

Es ist damit der Nachweis erbracht, dass der Europäer lange Jahre im Archipel leben kann, ohne in seiner Gesundheit und Arbeitsfähigkeit ernstlich beeinträchtigt zu werden. Ein Risiko läuft der Weisse natürlich immer, der sich in eine Gegend begibt, in der Malaria vorkommt. Doch ist dieses Risiko im Bismarck-Archipel kein derartig grosses, dass es ein wirksames Hindernis für die Ansiedlung von Weissen bilden wird. Der gesunde Europäer, der eine vernünftige Lebensweise beobachtet, kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, dass er einige Jahre lang — und mit Einschiebung von Erholungsreisen in ein kälteres Klima auch eine längere Reihe von Jahren hindurch — sich im Archipel seiner Tätigkeit widmen kann, ohne in seiner Gesundheit geschädigt zu werden. Die bestehenden Dampferverbindungen ermöglichen Erholungsreisen nach nicht allzufern gelegenen Orten gesunderen Klimas, nach Java einerseits, welches einige ausgezeichnete Höhenkurorte besitzt, nach Australien und eventuell Neuseeland andererseits.

Für die Einfuhr farbiger Arbeiter werden die klima-

tischen Verhältnisse des Archipels gleichfalls voraussichtlich kein Hindernis bilden. Eine Einfuhr grösseren Umfanges hat bisher nicht stattgefunden. Von der wesleyanischen Mission sind eine Anzahl von Samoanern, Tonganern und Fidjianern als Lehrer nach dem Archipel gebracht. Ferner sind Chinesen (zuletzt 91) und einzelne Malaien dorthin gelangt. Diese sämtlichen, von ausserhalb stammenden Farbigen schienen durchschnittlich mehr als die Europäer unter Fiebern zu leiden, was wohl in den ungünstigen Lebensverhältnissen, insbesondere mangelhaften Wohnungen, anstrengender körperlicher Arbeit, schlechterer Ernährung, seinen Grund gehabt haben dürfte. Doch waren Todesfälle oder auch nur schwere, die Arbeitsfähigkeit dauernd beeinträchtigende Erkrankungen unter diesen Farbigen selten. Nach den bisherigen Erfahrungen ist somit keineswegs zu befürchten, dass sich im Bismarck-Archipel bei Einführung grösserer Mengen fremder Arbeiter dasselbe traurige Resultat ergeben wird, wie früher in Kaiser-Wilhelmsland, wo bisweilen Malaria und andere Tropenkrankheiten unter den eingeführten Chinesen und Malaien fürchterliche Verheerungen angerichtet haben. Die einzige Tropenkrankheit, welche neben der Malaria im Archipel für die Farbigen nach den bisherigen Erfahrungen in Betracht kommt, die öfter epidemisch auftretende Dysenterie, ist es seit Stationierung eines Arztes in Herbertshöhe immer gelungen, durch sanitäre Massnahmen einzuschränken.

Es bleibt noch eine Frage zu erörtern, welche die schwerwiegendste und am schwierigsten zu lösende für den Bismarck-Archipel ist: die Arbeiterfrage.

Bis in die letzten Jahre hinein waren die Arbeiter-



Abb. 34. Eingeborener der Gazellehalbinsel.

verhältnisse im Bismarck-Archipel relativ günstige. Zwar erwies es sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, als unmöglich, die den Ansiedlungen der Weissen nächstwohnenden Eingeborenen zu andauernder Arbeit auf Pflanzungen zu bewegen. Doch dafür zeigten sich die in anderen Gegenden des Bismarck-Archipels angeworbenen Eingeborenen als brauchbare Arbeiter. Diejenigen Unternehmungen, deren Mittel die Anwerbung von Arbeitern durch eigene oder gecharterte Schiffe gestatteten, waren so bis in die letzten Jahre hinein stets in der Lage, ihren Bedarf an Arbeitern vollständig oder doch wenigstens annähernd zu decken. In früheren Jahren lagen die Verhältnisse in dieser Beziehung sogar sehr günstig. Solange die Pflanzungen an Zahl und Ausdehnung gering waren, konnte der Arbeiterbedarf in dem umfangreichen Anwerbegebiet mit Leichtigkeit gedeckt werden. An Konkurrenz auf dem Gebiete der Arbeiteranwerbung kamen für die Unternehmungen im Bismarck-Archipel, nachdem mit der Erklärung der deutschen Schutzherrschaft im Jahre 1885 die Arbeiterrekrutierung für Fidji und Queensland in Wegfall gekommen war, nur die Anwerbung für die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Samoa und für die Pflanzungen der Neu-Guinea-Kompagnie in Kaiser-Wilhelmsland in Betracht. Die Kosten der farbigen Arbeiter waren gering, sie betrugen Ende der 1890er Jahre etwa 15—18 Mk. pro Monat, Anwerbekosten, Lohn, Verpflegung einbegriffen.

Die Arbeiterverhältnisse haben sich mit der fortschreitenden Zunahme der europäischen Ansiedlungen, insbesondere der Vergrösserung der bestehenden und Anlage neuer Plantagen, allmählich verschlechtert. Einmal ist der Bedarf an Arbeitern erheblich grösser

geworden. Während im Jahre 1893 auf den Handels- und Pflanzungsunternehmungen im Bismarck-Archipel zirka 1000 Arbeiter beschäftigt waren, befanden sich 1898 bereits über 1500 Arbeiter auf denselben. Seither ist die Zahl der Arbeiter beständig gestiegen. Anfang 1901 waren etwa 2500, am 1. Januar 1902 3323 und am 1. Januar 1903 3435 farbige, im Bismarck-Archipel selbst angeworbene Arbeiter auf den Unternehmungen im Archipel tätig. Dazu kommen noch die jährlich etwa 250 Arbeiter, welche nach Samoa exportiert werden, und die gegen 150 Arbeiter, welche jährlich für die Pflanzungen der Neu-Guinea-Kompagnie in Kaiser-Wilhelmsland angeworben werden. Die Gesamtzahl der im Archipel angeworbenen, im Dienst europäischer Unternehmungen stehenden Arbeiter war demnach für Anfang 1903 auf über 4500 zu schätzen.

Auf der anderen Seite verringerte sich das der Arbeiteranwerbung geöffnete Gebiet. Durch den deutsch-englischen Samoavertrag vom 14. November 1899 wurden die deutschen Salomonsinseln Choiseul und Ysabel an England abgetreten. Wenngleich diese beiden grossen, aber an den Küsten nur schwach bevölkerten Inseln zwar nie hervorragende Anwerbegebiete gewesen waren, so hatten sie doch wiederholt brauchbare Arbeiter für die Unternehmungen im Archipel geliefert, so dass ihr Wegfall für die Arbeiteranwerbung unangenehm empfunden wurde. Die Möglichkeit der weiteren Anwerbung in den englischen Salomonsinseln ist nach dem Wortlaut des erwähnten Vertrages zwar auch fernerhin gegeben. Die Bedingungen, unter denen ausserhalb der englischen Kolonie wohnenden Personen die Arbeiteranwerbung in dem englischen Gebiet nach den dort gültigen Verordnungen gestattet ist, sind indessen zu

schwierige, als dass für die Firmen und Pflanzer des Bismarck-Archipels die Anwerbung in den englischen Salomonsinseln tatsächlich in Betracht kommen könnte.

Ferner trat eine Erschwerung der Arbeiteranwerbung als Folge der Vermehrung der Handelsstationen ein. Die Aussichten für Anwerbung sind bei Kanakern, welche eine Handelsstation in der Nähe haben und dort ihre geringen Bedürfnisse an europäischen Artikeln durch Eintausch derselben gegen Kopra oder andere Produkte befriedigen können, weniger günstig. Die grosse Menge der Arbeiter kommt überwiegend aus Gegenden, in deren unmittelbarer Nähe keine Händlerstationen liegen, und für deren Bewohner demnach die Arbeiteranwerbung die einzige Möglichkeit bietet, in den Besitz europäischer Gegenstände zu gelangen. Hindernd auf die Arbeiteranwerbung wirkt ferner die Ausdehnung der Tätigkeit der christlichen Missionen ein, welche die bekehrten Eingeborenen in christlichen Gemeinden zusammen zu halten suchen. Der wachsende Bedarf des Gouvernements an Polizeisoldaten, welche gleichfalls im Archipel angeworben werden, macht sich als Konkurrenz für die arbeiterbedürftigen Pflanzungen fühlbar. Endlich scheint auch die Heranziehung der Eingeborenen einzelner Gebiete zu öffentlichen Wegebauten vorübergehend hinderlich auf die Arbeiteranwerbung eingewirkt zu haben, indem die Häuptlinge und älteren Leute ihre jüngeren arbeitsfähigen Verwandten in der Heimat zu behalten suchten, um durch sie die von der Verwaltung geforderten Wegearbeiten ausführen zu lassen.

Die Verschlechterung der Arbeiterverhältnisse hat zu Versuchen geführt, die Arbeiteranwerbung auch auf Gebiete auszudehnen, welche bisher noch keine Arbeiter

geliefert haben. Früher wurden Pflanzungsarbeiter ausschliesslich auf der Gazellehalbinsel, Neumecklenburg und Neuhannover mit umliegenden Inseln, sowie in den Salomonsinseln angeworben. Die Admiralitätsinsulaner hatten sich in früheren Jahren gegen Anwerbungsversuche ablehnend verhalten. Im Jahre 1900 liessen sich eine Anzahl dieser Eingeborenen von der Firma Hernsheim & Co. in Matupi anwerben, sie zeigten sich indessen als wenig geeignet und hatten besonders viel unter Krankheiten zu leiden, so dass die genannte Firma die Admiralitätsleute bereits vor Ablauf ihrer Vertragszeit in ihre Heimat zurückbefördern liess. Auch Anwerbeversuche an der Südküste von Neupommern haben bisher nur teilweise ein Resultat ergeben[1]).

Endlich sind neuerdings eine Anzahl Eingeborener von Kaiser-Wilhelmsland als Arbeiter nach der Gazellehalbinsel gebracht worden. Ob es andauernd gelingen wird, dort Arbeiter zu erhalten, erscheint als zweifelhaft. Eine sehr erhebliche Rolle dürfte die Arbeiteranwerbung in Kaiser-Wilhelmsland mit seiner dünnen, der Anwerbung überwiegend abgeneigten Küstenbevölkerung für den Bismarck-Archipel auch in Zukunft kaum spielen.

Alle diese Versuche haben nicht den Erfolg gehabt, eine den Bedürfnissen entsprechende Anzahl von Arbeitern zu beschaffen. Die bereits in den letzten Jahren hervorgetretene Schwierigkeit ausreichender Arbeiterbeschaffung hat sich so weit vergrössert, dass Anfang 1903 die wenigen grösseren, sich beständig ausdehnenden Pflanzungen im Bismarck-Archipel um Hunderte von Arbeitern zu kurz waren. Ob diese

---

1) S. oben Kap. XIII.

bedeutende Verschlechterung ihren Grund ausschliesslich in den erörterten, dauernd wirksamen Ursachen hat, oder ob sie in einzelnen Anwerbegebieten durch vorübergehende Vorgänge innerhalb der Eingeborenenbevölkerung, wie neu ausbrechende Kämpfe oder dergleichen, mitbedingt ist, lässt sich schwer beurteilen.

Jedenfalls ist aber das eine klar, dass die im besten Fall aus der Eingeborenenbevölkerung des Bismarck-Archipels zu gewinnenden Arbeiter nur für eine beschränkte wirtschaftliche Entwicklung ausreichen werden. Auch wenn in Zukunft die Bewohner sämtlicher Inselgruppen sich für die Anwerbung zugänglich zeigen sollten, so würde doch die auf nur etwa 200 000 Köpfe zu schätzende Eingeborenenbevölkerung des Archipels, deren künftiges Anwachsen als sehr zweifelhaft betrachtet werden muss, keinenfalls das für eine Entwicklung grösseren Stiles erforderliche Arbeitermaterial liefern können. Auch im allergünstigsten Falle würden aus ihr nur die für eine beschränkte Zahl von Plantagen benötigten Arbeiter kommen können. Der bei weitem grösste Teil des im Archipel vorhandenen fruchtbaren Landes müsste stets unbenutzt liegen bleiben, wenn die Kolonie ausschliesslich auf die einheimischen Eingeborenen als Arbeiter angewiesen bleiben sollte.

Doch woher sollen die Arbeiter kommen, wenn nicht aus dem Schutzgebiet selbst? Und wenn man Arbeiter aus entfernteren Gebieten bekommen könnte, würde es sich überhaupt bezahlen, mit solchen naturgemäss viel teuereren Arbeitern Plantagen im Bismarck-Archipel anzulegen?

Die letztere Frage wird dahin zu beantworten sein, dass es sich voraussichtlich nicht bezahlen wird, mit

den von ausserhalb importierten Arbeitern Kokosplantagen anzulegen. Die Kosten für malaiische oder chinesische Arbeiter würden auch im Falle gleichzeitiger Einfuhr einiger Hundert derselben bei drei- bis fünfjähriger Vertragsdauer auf mindestens 40 bis 60 Mark pro Kopf und Monat zu veranschlagen sein, während die Kosten eines eingeborenen Arbeiters aus dem Archipel selbst zurzeit sich durchschnittlich auf nicht mehr als ca. 18 Mark pro Kopf und Monat belaufen. Wenngleich den grösseren Kosten der fremden Arbeiter auch eine bedeutendere Geschicklichkeit und grössere Arbeitsleistungen gegenüberstehen, so würde doch eine Kokospflanzung derartig hohe Arbeiterkosten nicht tragen können. Wohl würde dies aber bei Pflanzungen mit höher bezahlten Produkten wie zum Beispiel Kakao, Kautschuk, Vanille der Fall sein. Die oben erwähnten, erfolgreichen Versuche haben gezeigt, dass die in Betracht kommenden Nutzpflanzen im Archipel auf geeignetem Lande gut gedeihen.

Als Arbeiter kommen für den Bismarck-Archipel vor allem zwei Rassen in Betracht: die Malaien und die Chinesen. Die gleichfalls als Arbeiter sehr geeigneten Inder, welche besonders in Fidji sowohl als Arbeiter auf Zuckerplantagen, wie als selbständige Reisbauer nach Beendigung ihrer Vertragszeit eine hervorragende Bedeutung für die Entwicklung dieser englischen Kolonie gehabt haben und weiter haben werden, kommen für den Bismarck-Archipel nicht in Betracht, da die englisch-indische Regierung sich von jeher gegen die Überführung von indischen Kulis nach nicht englischen Kolonien ablehnend verhalten hat.

Von den beiden oben genannten Rassen sind meines Erachtens die Malaien (besonders die Javanen)

vorzuziehen. Sie sind intelligente, folgsame, brauchbare Arbeiter. Auch als selbständige Reisbauer leisten sie vorzügliches. Die Gefahr, welche bei Chinesen und zum Teil auch bei Indern vorhanden ist, nämlich, dass dieselben den Handel an sich reissen und allmählich den Weissen eine unerwünschte Konkurrenz machen, liegt bei den Malaien nicht vor. Das beste Schicksal, das dem Bismarck-Archipel widerfahren könnte, wäre die Einwanderung einer starken malaiischen Bevölkerung, welche die weiten, jetzt unbenutzt liegenden, fruchtbaren Gebiete sowohl als selbständige Landbesitzer, wie als Arbeiter auf europäischen Pflanzungen kultivieren könnten. Ich glaube, dass die grösseren Inseln des Bismarck-Archipels mit einer eingeborenen Bevölkerung, wie sie Java besitzt, im Laufe der Zeit eine ähnliche Entwicklung haben könnten, wie diese herrliche holländische Insel. Doch leider sind vorläufig die Aussichten dafür sehr gering, dass der Archipel einen nennenswerten Zufluss von malaiischen Einwanderern haben wird. Trotzdem Java dicht bevölkert ist — die hauptsächlich aus Javanen, Sundanesen und Maduresen zusammengesetzte eingeborene Bevölkerung der Insel wird auf nahezu 30 Millionen geschätzt — scheint ein Bedürfnis nach Auswanderung nur in geringem Masse hervorzutreten. Die holländische Regierung verhält sich zudem gegen eine Auswanderung von javanischen Familien mehr oder minder ablehnend.

Günstiger liegen die Verhältnisse für die Anwerbung von javanischen Arbeitern auf eine bestimmte Vertragszeit. Die Regierung von Holländisch-Indien hat wiederholt die Erlaubnis zur Anwerbung von Arbeitern bis zu fünf Jahren Vertragsdauer erteilt, so für Kaiser-Wilhelmsland und für die französischen Kolonien

Réunion und Neukaledonien, in welchen letzteren die Einfuhr der Arbeiter durch die Gouvernements der Kolonien erfolgt ist. Die Dampferverbindung des Norddeutschen Lloyd, welche von Singapore über Batavia nach Herbertshöhe geht, ist für die Einfuhr von javanischen Arbeitern besonders günstig, um so mehr, als bei Verschiffung einer grösseren Anzahl von Arbeitern der Lloyddampfer einen der Häfen Samarang oder Surabaja, welche den für die Anwerbung in Betracht kommenden Gebieten näher liegen, anlaufen könnte, wie dies z. B. 1898 zwecks Anbordnahme eines Transports javanischer Arbeiter für die Plantagen der Neu-Guinea-Kompagnie in Kaiser-Wilhelmsland geschah.

Die Chinesen sind zwar zweifellos sehr geschickte Arbeiter und als solche im allgemeinen den Malaien überlegen. Es bestehen indessen verschiedene Bedenken gegen die Einfuhr von chinesischen Kulis. Die Gefahr der Einschleppung von ansteckenden Krankheiten durch die Chinesen kann nicht von der Hand gewiesen werden. Dann aber strebt der Chinese stets danach, sich selbständig zu machen und Handel zu treiben. Sobald ihm dies gelingt, bedeutet er eine grosse Gefahr für den Europäer, der bei seinen grösseren Bedürfnissen für den Lebensunterhalt mit dem anspruchslosen, nüchternen, unermüdlich fleissigen Chinesen in vielen Beziehungen nicht konkurrieren kann.

Die Einfuhr von Chinesen ist neuerdings in fast allen der chinesischen Einwanderung ausgesetzten Ländern, in welchen Weisse die Regierung in Händen haben, verboten worden. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben die striktesten Gesetze gegen chinesische Einwanderung erlassen, welche noch beständig verschärft werden. Selbst in Hawaii, welches seinen



Abb. 35. Dorf auf der Gazellehalbinsel.

wirtschaftlichen Aufschwung teilweise gerade der Einfuhr von Chinesen zu verdanken gehabt hat, gelten die Gesetze über die Ausschliessung der Chinesen. In Australien hatten die einzelnen Staaten, schon ehe die Commonwealth mit ihren, den farbigen Arbeiter überhaupt aus Australien verbannenden Gesetzen zustande kam, Bestimmungen erlassen, welche die Einfuhr von Chinesen erschwerten oder gänzlich verboten. In Java haben die etwa 250 000 Chinesen, welche im Laufe der Jahre sich dort niedergelassen haben, fast den ganzen Handel — von dem von europäischen Häusern betriebenen Grossexport- und Importhandel abgesehen — an sich gerissen. Neuerdings ist dort gleichfalls die weitere Einwanderung von Chinesen erschwert worden. Diese Beispiele von Ländern, welche nach langjähriger Bekanntschaft mit Chinesen sich zu solchen Abwehrmassregeln bewogen gesehen haben, geben zu denken.

Auf Inselgruppen der Südsee liegen, abgesehen von Hawaii, noch keine umfangreicheren Erfahrungen vor. In dem französischen Tahiti ist die Einwanderung von Chinesen bislang gestattet, doch mehren sich unter der weissen Bevölkerung die Stimmen für Beschränkung derselben. In Samoa war früher die Einfuhr von Chinesen verboten, doch sind 1903 einige hundert chinesische Arbeiter für die Kakaoplantagen in dieser deutschen Kolonie eingeführt worden mit der Massgabe, dass den Chinesen Handelsbetrieb und Grunderwerb verboten ist.

Trotz der gegen die Einfuhr von Chinesen zweifellos bestehenden Bedenken wird sich dieselbe für den Bismarck-Archipel nicht vermeiden lassen, wenn es nicht gelingen sollte, malaiische Arbeiter in aus-

reichender Anzahl zu erhalten. Die Gefahren, welche die Einfuhr von Chinesen mit sich bringt, sind an sich für den Archipel mit seinem tropischen, die Verwendung weisser Arbeiter ausschliessenden Klima und seiner tiefstehenden Eingeborenenbevölkerung nicht so hoch einzuschätzen, wie für Länder gemässigten Klimas, und auch nicht so erheblich, wie für tropische Gebiete mit kultivierter Eingeborenenbevölkerung. Ausserdem aber würde den zu erwartenden Missständen zum wesentlichen Teil dadurch vorgebeugt werden können, dass den Chinesen der Erwerb von Grund und Boden und der selbständige Handelsbetrieb verboten und damit die Bildung einer unabhängigen, den Europäern durch ihre Konkurrenz gefährlichen chinesischen Bevölkerung verhindert würde.

Die Einfuhr fremder, farbiger Arbeiter wird mit fortschreitender Entwicklung des Bismarck-Archipels sich als unumgänglich notwendig erweisen. Wann eine solche Einfuhr erfolgen wird und durch wen, ob durch Privatunternehmungen oder nach dem Vorgange der englischen Kolonie Fidji und der obenerwähnten französischen Gouvernements durch die Kolonialverwaltung, wird von dem Gange der weiteren Entwicklung im Archipel abhängen.

Die Hauptpunkte der vorstehenden Erörterungen lassen sich dahin zusammenfassen:

Die bisherige wirtschaftliche Entwicklung des Bismarck-Archipels beruhte hauptsächlich auf dem Handel mit den Eingeborenen und dem Kokosplantagenbau, der mit Hilfe der im Archipel selbst angeworbenen eingeborenen Arbeiter betrieben wurde. In beiden Beziehungen ist bei der geringen Eingeborenenbevölkerung des Archipels nur eine beschränkte Weiterentwicklung

möglich. Nach Boden- und klimatischen Verhältnissen bietet der Archipel für den Plantagenbau im Grossbetrieb die Möglichkeit einer Entwicklung weit grösseren Stiles. Eine solche wird bedingt durch den Zufluss grösserer Kapitalien und kann nur stattfinden, wenn als Plantagenarbeiter Farbige aus anderen Gegenden, in erster Linie Malaien oder Chinesen, importiert und mit deren Hilfe wertvollere Produkte ergebende Nutzpflanzen gebaut werden, welche bisher nur auf kleinem Areal oder versuchsweise im Archipel gepflanzt sind. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt werden, hat der Bismarck-Archipel Aussicht, eine hervorragende Stellung unter den tropischen Agrikulturgebieten der Erde zu erringen und alle auf ihn verwandten Auslagen in reichstem Masse wieder einzubringen.

Alphabetisches Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Druckfehler.

Seite 152, Zeile 13. Anstatt Kaeveng lies Kaewieng.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.







